It. sing. 1440 x
(2

Blätter

aus dem africanischen

Reise-Tagebuche

einer Dame.

Zweiter Theil.

Tunis.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1849.

It. sing. 1440 x (2
31523

Blätter

aus dem africanischen

Reise-Tagebuche

einer Dame.

Blätter

aus dem africanischen

Reise-Tagebuche

einer

Dame.

[d. i. Elpis Melena]

Zweiter Theil.

Tunis.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1849.

Hb/65/2483

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweiten Theiles.

Seefahrt nach Tunis. — Lasalle. — Korallenfischerei. Ankunft in Tunis. — Der Hafen. — Das Cap von Karthago. — Sidibosaid. — Der Berg Zou-wan. — Bas-Addar. — Hammamtif. — Fibbel Bejaß. — Die Inseln Zembra und Zembretta. — Der See Hach el Wad. — Die Flamingos. — Die Insel Schickley. — Cervantes. — Landung. — Porte de la marine. — Die Bazars. — Auctionen. — Kairwan. — Das Amphitheater El Jemme. — Geschichtliche Notizen über Tunis. — Die Casbah. — Zwei tolle Mohren. — Der Bey. — Ein Gottesacker. — Begräbnisse. — Das Haus des Herrn R. — Kapelle des heiligen Ludwig. — Dessen Heereszug nach Tunis. — Geschichtliche Notizen über Karthago. — Der englische Consul. — Muselmännische Grausamkeit. — Der Bardo. — Eheliche Verhältnisse der Mauren. — Festtage. — Pilgerfahrten. — Kleidung einer tunesischen Jüdin. — Die Juden in Tunis. — Drei maurische Todesurtheile. — Eine Judenhochzeit. — Der Garten des Sidi Mustafa Sahab-el-Taba. — Eine Mondsinsterniß. — Ein Besuch im Harem Sidi Hamda's. — Der Bardo. — Baffa Mamluk. — Saetta verloren. — Der Bey von Tunis. — Justiz. — Besuch bei Herrn L. — Hamamlif. — Heiße Quellen daselbst. — Die verkannte Distel. — Ein Beduinenzelt. — Die Villa Murnaghia. — Obstsorten. — Tunesische Portechaisen. — Frauenbad. —

Abdellia. — Der Renegat Abdallah. — Tunesische Scharfrichter. — Das Dorf Arriana. — Ein Ausflug in's Innere des Landes. — Die tunesische Flora. — Heuschrecken. — Uthina. — Berg und Städtchen Zow-an. — Feßfärberei. — Tempelüberreste. — Vergebliche Hoffnungen auf die Abreise. — Ein Ausflug nach Abdellia. — Anstalten zur Abreise nach Malta. — Abreise. — Die Giuseppina. — Reisemühseligkeiten. — Ankunft in Malta. — Reise nach Italien. — Neapel. — Civita Vecchia. — Rom. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Tunis, den 1. März.

Nie hatten die Lüfte uns so milde entgegen geweht, nie war der Himmel mit Millionen von funkelnden Sternen reicher besäet, als am Abend des 28. Februars, da wir um 8 Uhr das verödete Hôtel de la Regence in Bona verließen, um uns auf dem »Ville de Bordeaux« für Tunis einzuschiffen. In diesen Carnevalstagen, wo in meinem lieben Rom Alles jauchzt und jubelt, und wo ich in den letzten Jahren auch einigen Theil daran nahm, kann ich nicht umhin, mit meinen Gedanken einen raschen Flug nach der »ewigen Stadt« zu nehmen. Wie durch eine Zauberlaterne zeigt sich meiner Phantasie das Leben, welches ich dort zu führen gewohnt bin, in großem Abstande mit meinem jetzigen; klar steht die Vergangenheit vor meiner Erinnerung. Von meiner ersten Morgenbeschäftigung, näm-

Staatsbibliothek München

lich den interessanten Stunden meines lateinischen Lehrers, der mir durch seine Hülfe den Eintritt in die schönen Regionen eines Horaz, eines Virgil, oder eines Ovid erleichterte und mir unermüdlich die verborgenen Schätze dieser großen Dichter offenbarte, bis zu den Nachmittagsausgelassenheiten einer Corsofahrt oder eines Abendganges durch das Maskengewühl eines Festino, durchlebte ich in Gedanken einen meiner römischen Tage, und befand mich gleich darauf in den kleinen Straßen Bona's. Selbst hier schien ein schwaches Echo vom römischen Carneval zu ertönen. Musik klang aus allen Café's und Weinschenken, Harfen, Guitarren, Kastagnetten, Menschenstimmen ließen sich überall vernehmen, und obschon manche dieser Lustigkeitsausbrüche aus einer mit Grimm beladenen Brust emporgestiegen sein mochten und vielleicht nur als Maske dienten, um ein paar Sous der Tasche der Zuhörer, um Gott weiß welches jammervolle Leben zu fristen, zu entlocken, so erheiterten diese Töne nichtsdestoweniger die Vorübergehenden, und zu diesen gehörten auch wir. Besonders lockend schienen sie uns aber, weil sie den auf dem Festlande zurückbleibenden Glücklichen zugedacht waren, während wir mit nicht zu großer Zuversicht

und zu großem Vertrauen den Boden des Festlandes mit dem schwankenden, unsichern des Ville de Bordeaux vertauschten. Wir waren die einzigen Reisenden, die sich für Tunis einschifften. So still und ruhig, als ob wir den Fuß in eine Fähre setzten, um über irgend ein stilles deutsches Flüßchen zu gelangen, stiegen wir in eine malteser Barke. Regelmäßig wie ein Uhrwerk plätscherten die Ruder über das stille, phosphorisch-leuchtende Meer; immer undeutlicher wurden die wenigen Lichter des freundlichen Städtchens Bona; immer schwächer und schwächer verschmolzen die Harfen- und Guitarrentöne vor unserem Ohre. Bald hatten wir das kleine Fort der hervorstehendsten Spitze Bona's umfahren. Ein neues Buch in der Geschichte unserer Reise wird aufgeschlagen. Algerien, du bist für uns gewesen und die Blicke des unbeständigen Reisenden wenden sich schon neugierig nach Tunis, vorerst aber nach dem alten Ville de Bordeaux. Der Abend ließ, wie ich es schon sagte, nichts zu wünschen übrig; da indessen alles Irdische seinen Stempel der Unvollkommenheit trägt, so vermißten wir auch das schönes Wetter versprechende Gequake der vielen Frösche, welches uns sonst fast jeden Abend

lästig geworden war. Nach so unfehlbarer Prophezeihung horcht der Reisende; allein der Himmel war so klar, die Sterne funkelten so hell und feurig, als ob sie uns Muth zunickten, oder sich sogar von ihrem blauen Raume losreißen wollten. Unter solchen Auspicien durften wir nichts befürchten. Die Todesstille, welche über dem Meere lag, verbreitete sich auch auf dem Verdeck des Ville de Bordeaux. Außer einigen in ihre Burnus aufgerollten Arabern »aux secondes«, die sich dieses Mal über die Wahl ihrer Herberge »à la belle étoile« nur zu freuen hatten, da sie, von keinem trügerischen Wetter und keinem heftigen Schwanken des Schiffes in ihrem Schlafen gestört, sich in ihren Träumen den Freuden ihres Paradieses hingeben konnten, und außer einem auf den Zehen uns entgegenkommenden, uns zulispelnden Cameriere, »daß Alles schlafe«, war auf dem Verdecke Niemand zu sehen. F. folgte bald der Ordnung des Schiffes und zog sich in seine Kajüte zurück, während ich noch auf dem Verdecke verweilte, um den großen Bären, die Milchstraße, den Gürtel des Orion, den rothfunkelnden Arctur und so unzählige andere glänzende Gestirne zu bewundern. Ich war aber keineswegs schwärmerisch

gestimmt, sondern müde und traurig. Dieses große, so gänzlich ausgestorbene Schiff sagte mir gar nicht zu, denn auf Reisen, zumal in einem Lande, wo durch Mangel an Beschreibungen desselben jedwede Belehrung einem unmöglich wird, ist man einzig und allein auf die Menschen, mit welchen das Schicksal einen zusammenwirft, hingewiesen. Man muß sie wie ein Buch aufschlagen und ausforschen. Dieser gänzlichen Einsamkeit hätte ich die Unannehmlichkeit eines Gedränges sehr vorgezogen, denn ich war begierig, vieles über Tunis zu erfahren, merkte aber bald, daß mir zum Ausfragen darüber nur das Meer und der Himmel mit seinen Tausenden von Sternen übrig war. Ach! ihr ewig gleichbleibenden, treuen Freunde, ihr konntet mir nur wiederholen, was ich schon tief genug selbst empfand, daß nämlich Länder und Gegenden mit dem Glücke nichts zu thun haben, daß die Sinne sich wohl an Aeußerlichkeiten ergötzen oder langweilen können, daß aber das Herz überall seine Freuden, seine Schmerzen, seine Wunden, seine Qualen mit sich trägt, daß die einzige Quelle, wovon unser Glück oder Unglück abhängt, sich am Nord- sowie am Südpol gleichbleibt; sagt doch der für Italien so hoch begeisterte Göthe selbst:

»Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.«

Beim Einathmen der ersten Frühlingsdüfte schwillt die Sehnsucht jede Ader, und verhundertfacht wird der Durst nach Liebesklängen aus der Heimath. Die Aussicht, ohne Nachrichten von allen Theuren weitere, wildere Gegenden aufzusuchen, stimmte mich sehr traurig. Seit lange fehlen mir Briefe aus dem lieben Europa, aus meiner weiten, breiten Heimath, denn Heimath nenne ich nicht etwa das Land, wo wir zuerst das Tageslicht erblickten, nein, das Herz, nachdem es sich erkannt, wählt sich selber eine Heimath, die mit Land oder Himmelsstrich nichts gemein zu haben braucht .... Die kühlen Abendwinde mahnten mich, daß wir noch im Februar; und da wir erst um 2 Uhr Morgens die Anker lichten sollten, um bei Tagesanbruch Lasalle zu erreichen, so zog ich mich in meine dumpfe Koje zurück. Das leise Plätschern einiger Ruder auf dem stillen Meere ließ mich vermuthen, daß noch andere Passagiere sich dem »Ville de Bordeaux« näherten; es waren zwei Offiziere, die mit uns bis Lasalle reisen wollten, und die mit F. im Salon unweit meiner

Kajüte ein Gespräch anfingen, unter dessen Gemurmel ich einschlief. Zwischen 5 und 6 Uhr wurde ich durch das Stillliegen unseres Schiffes und einigen Tumult über meinem Kopfe aufgeweckt. Wir lagen vor Lasalle und die Offiziere brachte man an's Land. Dieses Oertchen, welches sich unweit des tunesischen Gebiets an der östlichsten Grenze Algeriens befindet, liegt auf einem schroffen Felsen, der sich in's Meer erstreckt, und nur durch eine sandige Erdenge mit dem Festlande verbunden ist. Seit dem Jahre 1520, als unter Franz I. das Etablissement der Korallenfischerei gegründet wurde, hat dieses sonst unansehnliche Städtchen eine große commercielle Bedeutung erlangt. Der letzte Dey von Algier zerstörte 1827 die Gebäude dieser Compagnie d'Afrique, 1832 fingen die Italiener die Korallenfischerei von Neuem an, und am Ende desselben Jahres sagte der Bey von Tunis den Franzosen gegen jährliche Zahlung von 13,500 tunesischer Piaster (1 tunesischer Piaster = ¾ Frcs.) die Korallenfischerei bis zum Cap Negro zu. Am 22. Juli 1836 nahmen die Franzosen definitiven Besitz von Lasalle, und unter dem 9. Novbr. 1844 ist eine Ordonnanz erschienen, gemäß welcher jedes fremde Schiff, das längs

der algierischen Küste Korallenfischerei treibt, der französischen Regierung 800 Frcs. jährlich bezahlen muß. Die größte Anzahl solcher Schiffe sind Neapolitaner und Toscaner. Die Juden treiben den Korallenhandel fast ausschließlich. In Livorno sind nicht weniger als 700 Personen damit beschäftigt. Die größten Korallenstücke schicken sie nach Rußland, die schönsten rosafarbigen werden nach China und die von der zweiten Qualität nach Polen geschickt. 1844 brachte dieses Gewerbe 900,000 Franken ein. Die ganze Bevölkerung von Lasalle beläuft sich auf 260 ansässige Einwohner und 2000 Korallenfischer, wovon aber im Winter höchstens 300 bleiben. Der kleine Hafen dieses Städtchens kann 180 Korallenschiffe beherbergen, allein keins darf über 100 Tonnen betragen. Das Dampfboot, welches, von Marseille nach Tunis über Bona fahrend, wenn das Wetter es erlaubt, eine halbe Stunde alle vierzehn Tage vor Lasalle verweilt, ist der ganze Verkehr, welchen dieses trostlose Nest mit der civilisirten Welt hat; man darf sich also nicht verwundern, wenn das hier stationirte Militair sich sehr über diese Verbannung beklagt. Bald fingen die Räder unseres Schiffes wieder an, sich zu bewegen, und nach einer kleinen Unterbrechung schlief ich bis früh. Um 10 Uhr

Morgens begab ich mich auf's Verdeck, und war höchst verwundert, zu sehen, daß der graueste, unfreundlichste Tag einem so schönen Abende gefolgt war. Ich mußte meinen kleinen Fröschen vollkommene Wahrheit zugestehen, denn es scheint doch, daß man der prophetischen Stimme dieser kleinen Weissager ganz und gar trauen kann. Düster und traurig sah der graue Himmel aus, ein tüchtiger Regen hatte eben aufgehört, Verdeck, Bänke, alles war triefend naß, und das Meer so bewegt, daß letztere bei jeder Welle hin- und hergeworfen wurden. Auf dem Verdeck war Niemand als der Steuermann und einige Matrosen, und von der Küste gar nichts zu sehen. Der Regen fing von Neuem an; oben konnte man nicht bleiben, ich zog mich daher in den großen Salon zurück, wo ich, mit der Seekrankheit kämpfend, verharrte bis die Sonne vor ihrem Scheiden noch einige Strahlen sandte, die uns auf's Verdeck lockten. Wir hatten das Cap Blanc umfahren und genossen den großartigen Anblick der unabsehbaren Bai von Bizerta, wo wir vorbeifuhren. Nicht mehr als 1 bis 2 Meilen trennten uns von der weißkalkigen Küste, die in kühnen Formen aus den dunkeln Wogen emportauchte. Links sahen wir zwei unbewohnte

Felsen, jetzt »i Cani«, von den Alten »Dracontia« genannt. Bei Sturm sind sie für den Seefahrer besonders gefährlich, indem die hohen Wellen sie zuweilen gänzlich bedecken. Unwillkürlich mußten wir des schrecklichen Verlustes des schönen Avenger gedenken, da es hier war, wo kürzlich beim Untergang desselben eine sehr große Anzahl von Menschen den schrecklichsten Tod fand.

Nachdem es kühl geworden und wir uns in die Kajüte zurückgezogen, hieß es um 10 Uhr Abends, wir lägen vor Tunis. Da feierten wir ein förmliches Auferstehungsfest. Ach, die Seekrankheit, deren Opfer wir alle gewesen waren, ist ein böser Feind; so lange man mit ihr ringt und kämpft, ist man todt für alle geistigen und leiblichen Genüsse; einmal aber aus ihren Krallen entronnen, ist's einem zu Muthe, als ob alle Sinne doppelt geschärft wären. Wir fielen über das unangerührte Dessert des Capitains, der uns angeboten hatte, an seinem Tische Theil zu nehmen, wie die sieben mageren Kühe des Pharao über die sieben fetten her; weder der schöne Käse noch die trockenen Früchte wurden von uns verschont. Wir freuten uns sehr unserer glücklichen Ankunft, fragten nach Thee und gingen darauf bis Mitternacht auf dem Verdecke spa-

zieren. Die funkelnden Sterne kamen mir noch viel schöner, als auf der Rhede von Bona vor; ob die Frösche quakten oder nicht, war mir jetzt gleichgültig. Ja, ja, wir leben einmal nur in den Zeiten, die sich uns verhüllen, nämlich in der Vergangenheit und in der Zukunft, wovon Jean Paul so hübsch bemerkt, daß jene den Witwenschleier, diese den jungfräulichen trägt. Eine Seereise mehr in der Vergangenheit und folglich eine weniger in der Zukunft ist ein Gedanke, der den Reisenden zum Schlafe auf der Rhede von Tunis gut einwiegen kann .... Ein sehr großer See trennt Tunis von der Küste und von seinem Hafen, der für sich selbst eine ziemlich bedeutende Stadt bildet, die La Goletta heißt. Nun war uns die Wahl gelassen, in einem sehr schlechten Wagen auf ganz unfahrbaren Wegen drei Stunden nicht nur tüchtig geschüttelt, sondern höchst wahrscheinlich mehrmals umgeworfen zu werden und dann erst, die Ufer des Sees verfolgend, Tunis zu erreichen, oder in einem kleinen Segelboote vielleicht 5 bis 6 Stunden bei contrairem Winde liegen zu müssen, um den See, an dessen Ende Tunis liegt, zu durchkreuzen. Die sehr schmale Landzunge, die den See vor Tunis bildet, könnte sehr leicht durchstochen

werden, allein der See ist so seicht, daß nicht das kleinste Schiff, wie der Engländer sagen würde, darin leben kann. Die Neugierde, den neuen Himmelsstrich, wo wir uns befanden, kennen zu lernen, ließ uns nicht lange ruhen. Als die ersten Sonnenstrahlen die höchsten Spitzen der umliegenden Berge schwach rötheten, waren wir schon auf dem Verdeck. Herrlich! köstlich! hinreißend schön! eine neue Welt! riefen wir durch einander im vollsten Entzücken aus, als wir, kaum wissend, wohin wir unsere Blicke zuerst wenden sollten, auf dem Verdeck auf- und abliefen. Still und ernst war der Blick ringsumher, aber großartig und imposant. War es die feierliche Nähe der schweigenden Ruinen des alten langvergessenen Karthago, die mich mit Ehrfurcht erfüllte, oder war es der Anblick jener Berge, wo ihre stolze Königin mit dem tapfern Aeneas so manche Liebesabenteuer erlebte, was mich so begeisterte, ich weiß es nicht; das nur weiß ich, daß ein Wonnerausch mich überfiel und ich jauchzend aufschrie: Hochgepriesen sei das Reisen, welches uns in dem großen sich immer gleichbleibenden Naturbuche die Stätten selbst vorführt, die der Schauplatz der Heldenscenen gewesen sind, die uns von unsern ersten Jahren an als Traum-

bilder vorgeschwebt haben! Was uns zunächst lag, war das Cap von Karthago, worauf sich die sehr wenigen noch vorhandenen Ruinen dieser früheren Nebenbuhlerin Roms befinden; wir lagen kaum eine Viertelstunde vom Ufer entfernt, und dennoch war nichts von den Ruinen deutlich zu erkennen. Das ächt maurische Städtchen Sidibosaid mit seinen blendend weißen, fensterlosen Häusern liegt auf demselben Cap, unweit davon erblickt man eine kleine Kapelle, die dem heiligen Ludwig errichtet ist, und die Golette, den Hafen von Tunis. Dann erstreckt sich eine weite mit Marabus und maurischen Villen übersäete Ebene bis zur flachen, einem Schutthaufen ähnlichen Raubstadt früherer Jahre, bis nach Tunis. Waldungen von Olivenbäumen, vermengt mit Gruppen von Palmen und Cypressen, liegen zwischen den Villen. Von hier aus gesehen bietet Tunis einen uninteressanten Anblick, und scheint der Beschreibung, die unser Capitain mir machte, als er sagte: »Madame, vous allez voir le plus vilain pays du monde« zu entsprechen. Aber zwei einzeln stehende Hügel, die sich, mit ihren Marabus und andern Gebäuden gekrönt, links über die Stadt stolz erheben, nahmen sich sehr gut aus. Dann erblickten wir in der weiten Ferne, in den schönsten Duft gehüllt, einen

hohen Berg Namens Zou-wan, dessen Formen mir seltsam kühn und schroff schienen. Kleinere Hügelketten lagen zu seinen Füßen, aber er muß, meines Erachtens nach, von bedeutender Höhe sein und sehr entfernt von Tunis liegen. Weiter nach dem Cap Bon, oder wie die Araber es nennen, Bas-Abdar — Bas heißt soviel als Cap —, welches diese majestätische Bai bildet, und das nur bei sehr klarem Wetter zu sehen ist, erheben sich zwei andere große Berge. Am Fuße des einen, dem Hammamtif, befinden sich in einem Palaste des Beys, wo er vorzüglich gern wohnt, und gegenwärtig auch sein soll, heiße Quellen, wie das Wort Hammam, welches immer Bäder heißt, schon zu verstehen giebt. Den weißen Palast von Hammamtif konnten wir eben unterscheiden, er liegt unweit des Ufers. Rechts von diesem Palaste liegt der andere große Berg, dessen Formen höchst interessant und eigenthümlich sind; er heißt Fibbel Bejaß, d. h. der Bleiberg, weil er sehr viele reiche Minen dieses Metalls besitzt. Vom Cap Bon bis zum Cap von Karthago, welches die Oeffnung dieser riesenartigen Bai ist, liegen die beiden Inseln Zembra und Zembretta. Leider waren sie nur sehr schwach zu erkennen. So viel konnte ich mit meinen

durstigen Blicken in wenigen Augenblicken von diesem großartigen Panorama erlangen:

»Est in secessu longo locus; insula portum
»Efficit objectu laterum, quibus omnis ab alto
»Frangitur inque sinus scindit sese unda reductos.
»Hinc atque hinc vastae rupes geminique minantur
»In coelum scopuli; quorum sub vertice late
»Aequora tuta silent.«

Aen. lib. I, 163.

Als ich erzählte, daß uns die Wahl gelassen worden, ob wir zu Wasser oder zu Lande nach Tunis wollten, vergaß ich, daß unsere sämmtlichen Effecten bereits in einem schwankenden Segelbote lagen, und viele Malteser uns in einer abscheulichen Lingua franca zu verstehen gaben, wir möchten uns doch schnell einschiffen, um so viel wie möglich von der Morgenluft zum Segeln zu benutzen. Zum Rudern sind die Malteser viel zu faul, treibt der Wind nicht, so bleiben sie liegen. Wir mußten also schneller fort, als wir es wünschten. Wir stiegen in's Boot, wo ein Soldat des Beys, der uns bis zur Douane in La Goletta begleiten sollte, un-

ser schon wartete. Dieses Muster des tunesischen Militairs ließ uns errathen, was wir von einer solchen Regierung hoffen konnten. Nie sah ich bis jetzt ein so vernachlässigtes Wesen und eine so ärmliche Bekleidung, die Anspruch machte, eine Uniform genannt zu werden, und einer Macht anzugehören. Ein Paar rothe europäische Beinkleider, ein grauer Ueberrock, woran eine Kapuze wie an einem Burnus war, ein rother »Feß« bildeten diese Uniform; aber selbst aus diesen drei Stücken wäre etwas Leidliches zu machen gewesen, hätten sie nur einigermaßen gepaßt; sie waren alt, schmutzig und zerrissen, kein einziges Stück schloß gut an. Bis wir La Goletta erreicht hatten, war der ziemlich starke Morgenwind sehr zu unserem Gunsten, und nach einer Viertelstunde raschen Segelns befanden wir uns in diesem elenden Städtchen. Hier war die Douane sowie der Canal zu passiren, wodurch wir zum See Hach el Wad gelangten. F. stieg an's Land, gab sein Wort, daß wir keine Contrebande mit uns führten, und nach einem sehr kurzen Aufenthalte konnten unsere vier Schiffer unser Boot durch den sehr engen, mit großen und kleinen Böten fast blockirten Canal weiterziehen. Wir kamen so langsam vorwärts,

daß wir Zeit genug hatten, das rege Leben und Treiben, welches an beiden Ufern um uns wogte, zu beobachten. Rechts und links exercirte Militair nach dem arabischen Commando oder löste verschiedene Wachen ab. Wie elend, wie erbärmlich und schlecht gehalten sieht Alles aus! Ein Detachement Kanoniere war bis auf den Fuß ganz europäisch gekleidet. So mag es vor der Eroberung Algeriens durch die Franzosen wohl nicht ausgesehen haben! Vorn und auf dem Fuße befindet sich eine Verzierung von Messingblech, auf welcher als Wappen eine Gruppe von Fahnen mit einem Faß dargestellt ist. Die Sonne schien darauf, und der Contrast mit der übrigen zerlumpten Uniform dieser armen Soldaten war sehr auffallend. Die meisten gingen barfuß, andere hatten alte Pantoffeln, die früher gelb oder roth gewesen sein mochten, und aus welchen öfters verwundete Füße hervorsahen. Ach! mein Enthusiasmus, in Tunis angekommen zu sein, wurde durch solchen Anblick und diese Schneckenfahrt sehr abgekühlt. Nichts, auch nicht das geringste Erfreuliche, sondern vieles Häßliche sah ich. La Goletta ist ein jämmerliches, aus halb fertig gebauten, halb verschütteten Häusern bestehendes Oertchen. Das Geschrei der Mauren und

Mohren, welches klang, als ob einige Jatagan-hiebe unmittelbar darauf folgen sollten, das Reinigen und Ausbessern tunesischer, griechischer und italienischer Kriegs- und Handelsschiffe, das Hundegebell, das Rufen der Matrosen auf den Schiffen aller Nationen, das Militair, welches mit den ohrzerreißendsten Querpfeifen den Canal entlang an beiden Seiten in der größten Unordnung ging, bildete das unharmonischste Gemisch von Tönen, das man sich kaum vorstellen kann. Für einen aus Europa neu angekommenen Reisenden mag solches Leben vielleicht gewisse Reize haben, allein für mich, die schönere Seiten des Orients kennt, ist das Unerfreuliche eines solchen Bildes zu mächtig, um daran Geschmack zu finden. Als wir aus dem Canal in den See kamen, mußten wir anfangen zu laviren, denn zu unserm Schrecken merkten wir, daß wir nicht einmal halben Wind hatten. Wie schon erwähnt, die Malteser wollen die Ruder nicht gebrauchen. Ist der Wind günstig, so kommt man schnell an, wo nicht, so legt man die Segel oft um, ohne im Geringsten weiter zu kommen. Unser Boot lag bald auf der einen Seite und bald auf der andern. Der See ist so seicht, daß wir jeden Augenblick erwarteten, festzusitzen; wir fühlten und hörten, wie der

Kiel beständig den Grund berührte. Die Schiffer meinten gewiß, daß dies uns besonders gefiele, denn bei jedem Stoße riefen sie freudig aus: »Tutto antico! Tutto di Carthago!« Erfreulich würde es freilich für uns nicht gewesen sein, wenn das Boot umgeworfen worden wäre, denn außer der schlechten Aussicht, uns bis an die Schultern im Wasser zu befinden, hätten wir ruhig mit ansehen müssen, wie sämmtliche Stücke unseres Gepäcks wider unsern Willen von uns weggeschwommen wären, und wir selbst hätten in dieser verzweifelten Lage den ganzen Tag, vielleicht vergebens, auf ein vorbeisegelndes Boot warten können; ertrunken wären wir jedoch nicht sobald, und dieses Bewußtsein ist viel, ja sogar Alles, was man im Tunesischen hoffen darf. Ganze Schwärme wilder Wasservögel von unzähligen Gattungen sahen wir nach allen Richtungen hin auffliegen und untertauchen. Diejenigen aber, die unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen, waren die wunderschönen Flamingos, sonst auch genannt Flammants, Flammenreiher, bei den Alten Phoenicopterus ruber, rostrum denadatum, infracto, incurvatum et denticulatum. In alten Zeiten wurden die Jungen dieser Vögel als große Leckerbissen

betrachtet. Die größte Eigenthümlichkeit dieser Flamingos ist die Länge ihrer Beine, die, obschon nicht dicker, als mein kleiner Finger, die Höhe von vier Fuß erreichen. Ihr Körper ist so groß, wie der eines Storches, und ihre Federn bis auf die äußersten an den Flügeln, wo sich einige vom schönsten Kirschroth, andere von schwarzer Farbe befinden, sind schneeweiß. Als die Königin von England zu wiederholten Malen den Wunsch geäußert, ein Paar dieser eigenthümlichen Vögel lebendig zu sehen, gelang es einigen Offizieren nach unsäglichen Bemühungen, zwei derselben von Tunis wegzubringen, allein unterwegs brachen sie ihre langen Beine, da es gegen ihre Natur ist, sich darauf zu stützen, denn entweder schweben sie sylphenartig einige Fuß über dem Wasser, oder sie sitzen auf ihren Nestern, die sie am einsamsten Ufer des Sees bauen, die aber nicht, wie bei andern Vögeln, vertieft sind, sondern aus einem zuckerhutförmigen Haufen Sand bestehen, über welchen sie ihre langen Beine herunterhängen lassen. Diese Flamingos sind so scheu und halten sich von den Menschen so entfernt, daß es selbst den Arabern, die alle mögliche Kniffe kennen, sie zu überraschen, sehr schwer wird, einen todt oder

lebendig zu bekommen. Ihre Anzahl war so groß, daß die Ufer theilweise einen weißen Schimmer davon empfingen; es dauert lange, bis sie sich vom Wasser erheben können, geschah es aber, so erkannten wir das zarte Kirschroth ihrer Flügel ganz deutlich. Ungefähr eine Stunde, bevor wir Tunis erreichten, kamen wir bei einer kleinen flachen Insel Namens Schickley vorbei. Auf derselben befindet sich ein großes festungsartiges Schloß, welches unter Karl V. gebaut worden sein soll. Jetzt sieht dasselbe sehr verödet aus und ist in eine Art von Lazareth verwandelt, wo nur kranke Soldaten und einige vor langer Weile vergehende Angestellte umherschleichen. Ein sehr bedeutendes Interesse bietet diese Insel dem Reisenden dar, weil auf derselben Cervantes, der größte aller spanischen Dichter, im Jahre 1573 gegen die Türken gefochten hat. Miguel de Cervantes Saavedra, einer der glänzendsten Märtyrer der Poesie, wurde zu Alcala de Henarez am 9. October 1547 geboren. Als er sieben Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Madrid. Er entsprach ihren Wünschen, ein Brotstudium zu wählen, keineswegs, indem ein unbesiegbarer Hang ihn zur Poesie hinzog, welchen sein Lehrer, Juan Lopez, noch mehr entflammte. Ele=

gien, Romanzen, Sonette und ein Schäferroman »Filena« waren die ersten Erzeugnisse seiner poetischen Kraft. Dürftigkeit, sowie der heiße Wunsch, sich in solchen — ihm die liebsten — Studien zu vervollkommnen, verleiteten den 22jährigen Jüngling, sein Vaterland zu verlassen, und als Kammerdiener in die Dienste des Cardinals Giulio Aequaviva in Rom zu treten. Sein kriegerischer Sinn bewog ihn jedoch sehr bald, eine kriegerische Laufbahn zu wählen, weil, sagte er, »El ejerjicio de las armas aunque arma y dice bien a todos, principalmente asienta y dice mejor en los bien nacidos y de illustre sangre.« Als gemeiner Soldat trat er in die Compagnie des berühmten Hauptmanns Diego de Urbino, welche dem Regimente des Don Miguel de Moncada angehörte. Zu dieser Zeit (1571) ereignete sich die denkwürdige Schlacht bei Lepauto, und Cervantes, in seinem Kriegseifer weit davon entfernt, die Gefahr zu scheuen, erbat sich einen Posten, wo er sich durch Muth und Heldensinn auszeichnen könnte. Er bekam zwei Flintenschüsse in die Brust, und einen dritten, der, wie einige Schriftsteller sagen, ihm seinen linken Arm ganz und gar wegnahm, oder, wie andere berichten, ihm denselben nur verstümmelte. Die Soldaten

der Galeere, worauf er sich befand, trugen den Sieg über ein türkisches Schiff davon, und Cervantes metzelte mit eigener Hand einen großen Theil der Mannschaft nieder. Eine Heldenthat, deren er sich bis zu seinem letzten Lebenstage rühmte, und wenn er die dort empfangenen Wunden zeigte, pflegte er davon zu sagen: »Recibidas, en la mas alta ocasion que vieron los siglos pasados, los presentes, ni esperan ver los venideros, y como estrellas que guiau á los demas al cielo de la houra y al de desear la justa alabanza.« Nachdem Cervantes in Messina wieder genesen war, und für seinen Muth, obschon sehr kärglich — indem er monatlich außer seiner gewöhnlichen Bezahlung nur drei spanische Thaler mehr bekam — belohnt worden war, trat er im April 1572 in das Regiment des Don Lope de Fiquesoa. Dasselbe landete, vereint mit vielen andern Truppen, unter dem Oberbefehle des Juan d'Austria am 8. und 9. Oct. 1573 in La Goletta bei Tunis. Die türkischen Soldaten der Garnison, sowie die Bewohner von Tunis verließen ängstlich die Stadt und das Fort. Juan d'Austria befahl, der Marquis de Santa Cruz solle sowohl die Stadt als auch die Festung unter den nöthigen Vorsichtsmaaß-

regeln, welche die Umstände erforderten, in Besitz nehmen. Um dieses auszuführen, wurden die 2500 in der Goletta sich befindenden türkischen Veteranen aus derselben herausgenommen, und eine eben so große Anzahl christlicher Soldaten, unter welchen Cervantes sich befand, hineingelegt, unter deren Musketen, um mich des Ausdruckes Vanderhamen's zu bedienen, »die Erde erzitterte«. Nicht nur Cervantes selbst berichtet, daß er bei dieser Expedition gegen Tunis gegenwärtig gewesen sei, sondern auch mehrere seiner Gefährten versichern, daß er als tapferer Krieger einen lebhaften Antheil bei der Einnahme der Goletta von Tunis und dessen auf der Insel sich befindenden Fort genommen habe. Während Don Juan d'Austria sich in Rom befand, um durch die Vermittlung des Papstes die Oberherrschaft über Tunis zu erlangen, kamen die Türken im Frühjahr 1574, um Tunis und die Goletta wiederzuerobern. Nach einer langen, grausamen Belagerung wurde die Goletta mit Sturm genommen, ebenso Tunis nach zwanzigtägiger tapferer Ausdauer und Vertheidigung. Die Türken drangen siegreich in die Stadt über die Trümmer der Mauern, die durch sehr starke Pulverminen in die Luft gesprengt

worden waren. Da sich Cervantes bei diesen Vorfällen durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet hatte, so erlaubte ihm Don Juan d'Austria, der Sieger von Lepauto, 1575, nach Spanien zurückzukehren. Er schiffte sich für Neapel ein und wollte von dort mit seinem Bruder Rodrigo auf der Galeere »el Sol« nach seiner Heimath zurückkehren, wurde aber am 26. September von drei Kaperschiffen angegriffen, und nach einem sehr harten Kampfe, in welchem Cervantes sich durch persönliche Tapferkeit sehr auszeichnete, vom Corsaren Dali Mami gefangen genommen und als Sklave nach Algier gebracht. Dali Mami erkannte sogleich, daß er an Cervantes eine Beute besaß, aus deren Lösegeld ein bedeutender Gewinn für ihn zu hoffen sei, indem er Briefe von Don Juan d'Austria und vom Herzog de Sesa bei ihm fand, und deshalb den Cervantes für einen der ersten »Caballeros de Espana« hielt. Von so niedrigen Geldinteressen beseelt, ließ Mami den armen Cervantes vielfach quälen, daß Letzterer mit andern Gefährten den Entschluß faßte, zu entfliehen und nach Rom zu gehen. Als die Flüchtlinge erst eine kleine Strecke von Algier entfernt waren, wurden sie verrätherischer Weise von ihrem mau-

rischen Führer verlassen, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich wieder in die Gefangenschaft zu begeben, wo ihrer, nach solcher mißlungenen Flucht, natürlicher Weise verdoppelte Mißhandlungen warteten. Die Verwandten des Cervantes, von der peinlichen Lage, worin er sich befand, unterrichtet, opferten, ihrer selbst vergessend, bis zum letzten Heller das Wenige, welches sie besaßen, um ihn aus der Sklaverei zu erlösen, konnten aber ihren Zweck nicht erreichen, indem Mami's Geldsucht, diese Summe für viel zu geringe schätzend, die Freilassung des Gefangenen verweigerte. Der Corsar bewilligte indessen, den Rodrigo, den Bruder des Cervantes, gegen diese Summe herauszugeben. Im August 1577 verließ Rodrigo Algier, in der Absicht, eine Fregatte zu bemannen, um damit seinen Bruder Miguel sowie noch andere Gefangene zu befreien. Die Stelle, wo dieses Schiff Anker werfen sollte, wurde unter ihnen verabredet. Mittlerweile versteckten sich 15 Gefangene, Gefährten des Cervantes, in einer Höhle, die sich in einem Garten befand, dessen Bebauung einem Gärtner anvertraut war, der dem Cervantes den täglichen Eintritt in denselben erlaubte, so daß dieser seine Gefährten mit kargen Lebensmitteln

versehen konnte. Cervantes verrichtete zur selben Zeit bis zum Vorabend der beabsichtigten Flucht seinen Dienst im Hause seines Herrn. Als die Fregatte sich eines Abends etwas nach Sonnenuntergang an der verabredeten Stelle zeigte, gingen mehrere Mauren am Ufer spazieren, so daß die Flucht nicht ausgeführt werden konnte, und als Cervantes und seine Leidensgefährten einige Stunden später einen zweiten Versuch machten, wurden sie von Neuem sämmtlich gefangen genommen, und sahen mit einem Male ihre langgehegten, schönen Hoffnungen vereitelt. Vor Schauder erzitterte Cervantes über die Leiden, die ihm jetzt wahrscheinlich zu Theil werden sollten, da er sich auf ewig als den Sklaven eines aufgebrachten africanischen Ungeheuers ansehen mußte. Bastonnade, Gefangenschaft im tiefsten unterirdischen Gewölbe, Peinigungen aller Art bis zum grausamsten Tode erlitt der große Dichter durch seine lebhafte Einbildungskraft stündlich. Trotz der vielen fruchtlosen Versuche einer Flucht ließ er nicht nach, andere verzweifelte Pläne zu machen, um seiner Gefangenschaft zu entkommen. Pest, schreckliche Hungersnoth und Krieg überwältigten mit einem Male Algier und inmitten eines solchen Zusammen-

treffens von Unglück erhob sich der Geist des Cervantes, gleichwie die überirdische Allmacht über dem Chaos, und es ging bei ihm der Gedanke auf, die Stadt in Brand zu stecken, sich ihrer Mauer zu bemächtigen und die Fahne von Kastilien von den Zinnen ihrer Festung wehen zu lassen. Durch Kleinmuth und Verrätherei seiner Gefährten sah er sich gezwungen, einen so kühnen Plan aufzugeben, und rettete nur mit genauer Noth sein bedrohtes Leben. Nachdem er fünf Jahre in der Gefangenschaft geschmachtet hatte, gelang es endlich seinen Verwandten und Freunden, ihn loszukaufen. Wie bewegt mochte sein Heldenherz schlagen, als er, sich frei fühlend, zum ersten Male in weiter Ferne die blauen Berge seiner lang ersehnten Heimath wieder erblickte, und welches Entzücken mochte seine Phantasie entflammen, als er begeistert ausrief: »No hay en la tierra contento que se ignale al de alcanzar la libertad perdida!«

Kurz nachdem er nach Spanien zurückgekehrt war, trat er mit seinem Bruder Rodrigo in das Regiment, welches der berühmte Herzog von Alba gegen Portugal führte. Er schiffte sich in Lissabon für die Expedition von Jerusas ein. Siegreich in See- und Landschlachten, kehrte er

mit Lorbeern bekränzt, die ihn leider aus seiner ärmlichen Lage nicht retteten, in seine Heimath zurück, um mit seiner seinetwegen verarmten Familie die größte Dürftigkeit in Vereinsamung zu theilen. Von nun an lebte er gänzlich den Musen in stiller Zurückgezogenheit. Reich ausgestattet in seinem Innern, gaben ihm die Welten, die er schuf, Ersatz für die, welcher er sich entzog. Wenn man von einem Manne, der die unerschöpfliche Phantasie mit treffendem Witze und gemüthlicher Laune einen gereiften, klaren, durchdringenden Verstand und einen Schatz praktischer Welt- und Menschenkenntniß verband, nichts Gemeines erwartet, so ist dies natürlich, selten aber, daß die gehegte Erwartung so übertroffen wird, wie von Cervantes. Erfreulich begann er seine poetische Laufbahn mit dem seine Geliebte feiernden Schäferroman »Galatea« — im Jahre 1584 —, nach dessen Erscheinung er sich bald verheirathete. Da dies ihm einen größeren Erwerb nothwendig machte, so widmete er seine poetische Thätigkeit der Bühne, und lieferte in einem Zeitraum von zehn Jahren gegen dreißig Dramen, unter denen sein Trauerspiel »Numancia« als einzig hervorragt und an hoher Kraft, kühner Sprache und edler

Ausführung an Aeschylus reicht. Nicht eben so glücklich war er in einer anderen Gattung von Schauspielen, wie sie der Spanier vorzüglich liebt: einem Gemisch von Intriguen, Abenteuern und Wundern, vielfach in einander verschlungen, und dies war unstreitig der Grund, warum er von Lope de Vega, der eben hier seinen Platz fand, verdrängt wurde. Nicht ohne Verdruß, wie es scheint, gab er deshalb das Theater auf. Zwischen 1594 und 1599 hielt er sich in Sevilla auf und lebte von einem kleinen Amte beschränkt genug. Er trat nach zehn Jahren zuerst als Schriftsteller auf, und nun erst ganz in der Sphäre, die seinem Genius vollkommen angemessen war, und mit einem Werke, das seinem Namen die Unsterblichkeit sichert. Es ist sein Don Quixote. Cervantes hat mit diesem Werke eine Reform des Geschmacks und der Denkart bei seinen Landsleuten beabsichtigt. Jenem abenteuerlichen Heldengeiste mit allen seinen schlimmen Folgen, deren Quelle die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Es ist buchstäblich wahr, daß dieser Roman sich eines allgemeinen Beifalls erfreut hat. Allein das seltene Glück seines Werkes brachte den Dichter, der nach wie vor vergessen blieb, in keine bessere

äußere Lage. Vergeblich waren seine Bemühungen, dieselbe zu bessern, und bescheiden-stolz zog er sich mit seinem Genius und seiner Armuth zurück. In äußerster Dürftigkeit würde der Tod ihn überrascht haben, hätte Cervantes nicht in seinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen treuen Gönner gefunden. So war er freilich vor Buller's Tode gerettet, allein seine treue Gefährtin durch das ganze Leben, die Armuth, verließ ihn doch nicht ganz beim Abschiede aus demselben. Sein Zustand, wie er es in den Worten »las ansias crecen, las esperanzas descaecen« selbst ausdrückt, wurde mit jedem Tage jämmerlicher. Seine trübgewordenen Augen mußten selbst im Sterben die Macht und den Reichthum in den Händen der immer mehr siegenden Thorheit sehen. In einem Alter von 68 Jahren starb er den 23. April 1616 in Madrid, wo er in den letzten Jahren seines Lebens sich aufgehalten hatte. Ohne Feierlichkeit wurde er begraben und kein Leichenstein zeigt die Stätte, wo dieser große Mann ruht. Es ist nirgends die Rede davon, daß er Nachkommenschaft hinterlassen habe. Außer seinem Ruhme als Schriftsteller hinterließ er noch den eines heldensinnigen, festen, geraden Mannes, der mit edlem Frei-

muth eigne wie fremde Fehler gerecht beurtheilte. Ich muß fürchten, mich bei der Besprechung dieses großen Mannes zu lange aufgehalten zu haben; durch das Interesse, welches ein Jeder für einen Cervantes fühlen muß, glaubte ich mich jedoch zu dieser Episode berechtigt. Wir wollen aber seinem undankbaren Vaterlande nicht nachahmen, welches seinem größten Dichter und Helden, nachdem es ihn ein kümmerliches Leben hat verbringen lassen, nach seinem Tode einen kargen Leichenstein, um anzuzeigen, wo die Gebeine des Schöpfers eines »Don Quixote« ruhen, verweigert. Wir wollen sein unerreichtes, ich kann dreist sagen, unerreichbares Werk fleißig lesen, und durch unsere gebührende Anerkennung seiner Größe ihm in unsern Herzen lebende Monumente errichten, die hoffentlich bei der Nachwelt denselben Platz finden werden, und somit dem Dichter eine Unsterblichkeit sichern, die diejenige aller Denkmäler weit übertrifft. Unter solchen Betrachtungen näherten wir uns immer mehr und mehr der großen Raubstadt, und ich muß also jetzt von unserer Ankunft in derselben etwas Näheres berichten.

Die weißen niedrigen Häuser der weitaus-

gedehnten flachen Stadt Tunis wurden immer deutlicher, und nachdem wir uns ganze vier Stunden mit Laviren, Umlegen der Segel, Schiefliegen des Bootes, und der Furcht, jeden Augenblick in den See zu fallen, abgequält hatten, waren wir von unserm Ziele wirklich nicht weit mehr entfernt. Schon kam uns ein Duft — freilich nicht wie der betäubende Orangenblüthenduft, der einen von Sorrento aus schon lange bevor man an's Land tritt anweht — entgegen. Derselbe wird durch die infernalen Ausdünstungen der in den See sich ergießenden Cloaken verursacht und überwältigte uns dermaaßen, daß wir sogleich zugaben, die Herren in Bona seien nur zu wahr gewesen. »Wenn das die Wohlgerüche Arabiens sind«, rief ich aus, mit Hast nach meiner Eau de Cologne greifend, so wäre der erste Rath, den ich jedem Reisenden gäbe, eine Einrichtung zu erfinden, vermittelst welcher ein kleines mit irgend einer wohlduftenden Essenz angefülltes Flacon beständig unter seiner Nase hinge. Die Luft war zu dem noch von einem Geschrei erfüllt, welches dem Gebrüll einer Menagerie bei weitem ähnlicher als Menschenstimmen war. Dieser Lärm entstand durch Streit mehrerer Mauren, Mohren und Juden, die ihre Gier,

wie die Raubvögel über unser Gepäck herzufallen, um es nach der Douane zu schleppen, nicht bezähmen konnten. Mehrere warfen sich ohne Weiteres in die dintenschwarzen dicken Fluthen und schwammen unserm Boote entgegen. Waren es nicht Mohren, so kamen sie jedenfalls, schwarz wie diese aus dem Wasser heraus, um sich an unserm Boote festzuklammern. Andere kletterten wie die Affen auf Pfähle, die dicht vor dem Landungsplatze sich befanden und zwischen welchen der Ausfluß aus den Cloaken beständig auf- und abwogte. Jedes Stück unseres Gepäcks wurde von mehreren Trägern, die sich darum stritten, im Triumph nach der Douane gebracht und außerdem folgte uns eine Schaar ungebetener Begleiter, die, indem sie uns beständig in der lingua franca warnten, wir sollten aufpassen, daß uns nichts aus den Taschen gestohlen würde, uns ihre eigene Ehrlichkeit unter sehr zweifelhaftem Lichte zu erkennen gaben. In der Douane wurden wir nur sehr wenige Minuten aufgehalten, und konnten direct nach dem Hôtel Alexis, dem einzigen für Fremde in Tunis, gehen. Dasselbe befindet sich unweit des Thores, von den Europäern »de la Marine« genannt, im Malteserquartiere in einer sehr engen Gasse,

die wie alle Straßen im Orient weder einen Namen noch Nummer hat. Die Strecke vom Landungsplatze bis zu diesem Thore gehört zu einer der großen Vorstädte, die Tunis umringen, wo man das ächte maurische Treiben und Leben, so unverfälscht wie es wohl vor vielen hundert Jahren gewesen sein mag, erblicken kann. Stehende und niederkniende Kameele, die beladen werden, Gruppen von Beduinen, blauschwarze, dunkelbraune, oliven- und kupferfarbige Mohren, Käufer und Verkäufer aller möglichen Eßwaaren, Züge von vermummten Frauen, begleitet von ihren schwarzen Sklavinnen, wimmeln, ohne den einzelnen Europäern die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, auf dem unebenen, ungepflasterten Boden durch einander. Das Wenige, was ich von den mit Kameelen angefüllten Straßen von Tunis im Hereinkommen gesehen habe, ist nicht sehr erfreulich. Desto erfreulicher war der Empfang, der uns im Hôtel Alexis zu Theil wurde. Die Wirthin, welche vor einigen Jahren als Kammermädchen mit der Familie des französischen Consuls herübergekommen war, hat einen Kammerdiener desselben geheirathet und hält nun ein Wirthshaus, das die der ersten Städte Algeriens sehr übertrifft und in Hinsicht der Ordnung und

Reinlichkeit für den Orient nichts zu wünschen übrig läßt. Dieses ächt maurische Haus ist leider sehr klein und so besetzt, daß wir drei uns mit einem einzigen Zimmer begnügen müssen, allein unter diesem einzigen Zimmer muß man sich kein europäisches denken, denn hier sind drei Betten angebracht, von denen aber kein einziges zu sehen ist. Zwei kleine fensterlose Kabinete gehören jedesmal zu einem nur irgendwie bedeutenden maurischen Zimmer. Solche befinden sich auch hier und werden von den Herren zum Schlafen benutzt, während ich mit einer oft umfallenden, wackelnden spanischen Wand im großen Zimmer ein Plätzchen abgetheilt besitze, wo ich mein Bett habe. Der Raum, welcher zwischen den beiden Kabineten liegt, ist von zwei Divans umgeben. Eine Zwittergestalt von einem Kamin oder Ofen trennt sie, so daß, obschon wir au pied de la lettre nur ein Zimmer haben, wir für Tunis ganz anständiger Weise einen Besuch empfangen können. Der größte Uebelstand dieser Wohnung ist unbedingt ihre Dunkelheit und die Unmöglichkeit, sie auf irgend eine Art lüften zu können. Die einzigen kleinen Fenster, so wie die dazwischen stehende Glasthür öffnen sich auf eine kleine Gallerie, die um den

viereckigen Hof läuft. Ein paar Monate später mag dieses Haus ganz angenehm zu bewohnen sein, allein bei der jetzigen noch bedeutend kalten Witterung finde ich diese maurische Bauart, deren ganzer Zweck ist, der Luft und Sonne zu entgehen, höchst unpraktisch. Höchst eigenthümlich ist aber unser Aufwärter Mohamed. Seine ganze Figur sowie sein Gesicht ist der wahre Typus der Egyptischen Zeichnungen, wie man sie noch heut zu Tage unzählige Male auf allen Wandmalereien oder in Stein gehauen sieht. Er ist ein Maure von kleiner Gestalt, sein Massaniello-artiger Anzug besteht nur aus einem Feß, einer weiß leinenen Jacke und Hosen, die unter den Knieen gebunden sind, und aus welchen der Untertheil seiner dunkelbraunen Beine im schärfsten Contraste hervorsteht; eine rothe Schärpe um die Hüften, und ein paar ganz alte Pantoffeln, womit er geräuschlos im größten Eifer seines Dienstes über die schwarzen und weißen Fliesen mit abgemessenen Schritten schreitet, vollendet seine Toilette. Er ist der Liebling aller Fremden, aber kein an ihn gerichteter Spaß hat noch jemals ein Lächeln seinen ernsten Zügen entlocken können. Der große Ruf von Gastfreundlichkeit und Zuvorkommenheit, den der hie-

sige französische Consul genießt, und wovon mir schon in Bona erzählt wurde, scheint nicht ungegründet zu sein, denn obschon wir keine einzige Empfehlung an ihn haben, und er unsere Ankunft hierselbst nur aus ein paar Zeilen — die ich ihm von Bona aus, unsere Briefe betreffend, zuschickte, da er so freundlich ist, für die sonst verwahrlosten Europäer das Postmeisteramt zu übernehmen — ahnte, so bekamen wir zwei Stunden nachdem wir in Tunis angekommen waren durch seinen »homme d'affaires« seine und seiner Tochter Karten mit einer Einladung zu einem »bal masqué«, der nächsten Dienstag als am Mardi gras bei ihm stattfinden soll. Für ein solches Fest sind wir armen Reisenden freilich nicht eingerichtet, allein »pour la curiosité du fait«, um einen bal masqué in Tunis mit zu machen, und um solche Artigkeiten nicht mit Unhöflichkeit zu erwiedern, haben wir die Einladung angenommen.

Den 2ten März.

Das war eine freudenreiche Ernte. Nicht weniger als vierzehn Briefe aus der Heimath! Nachdem ich mich an den frohen Nachrichten erquickt, will ich erzählen, wie unser heutiger erster Gang in

Tunis, wenn man ein beständiges Reiben an und Stoßen von schmierigen Beduinen, Juden, Mohren, dicken vermummten Frauen so benennen kann, ausgefallen ist. Ich habe so oft von unseren Wanderungen durch maurische Städte gesprochen, daß ich befürchte, daß dasjenige, was ich von Tunis erzählen werde, nur eine langweilige Wiederholung sein wird. Wir gingen zunächst nach den Bazars, da die hiesigen in der orientalischen Welt einen sehr großen Ruf genießen, obschon mir, nachdem ich die Constantinopolitanischen gesehen, nichts dieser Art gefallen will. Wer die hiesigen Bazars in ihrem vollen Glanze sehen will, muß so früh wie möglich hingehen, da der saumselige Araber nach 12 Uhr kein Geschäft für möglich hält, seine Bude um diese Stunde schließt oder Rauchwolken aus seiner langen Pfeife qualmend, und seinen dicken Kaffee schlürfend, sich den übrigen Theil des Tages seinen Träumereien hingiebt. Vor 9 Uhr Morgens waren wir heute früh mit einem Juden aus dem Hôtel als Führer unterwegs und nachdem wir durch einige enge schmutzige Gassen gegangen waren, befanden wir uns im dichtesten Gedränge und tobendsten Geschrei unzähliger Auctionen. In London oder Paris bei einem großen Volksfeste hätte das

Gewühl von Menschen nicht ärger sein können wie es bei diesen täglich vor sich gehenden Auctionen der Fall war. Der Verkäufer, seine Waare mag sein welche sie will, läuft damit beladen im wildesten Geschrei und schnellsten Schritte durch's dickste Gedränge. Alles, von der langen Flinte bis zum kostbar gefaßten Diamanten, von dem mit Gold reichgestickten Costüme bis zum alten schmierigen Burnus, der vielleicht seinen zwölften Herrn sucht, wird in diesen Judenbazars feil geboten. An Eßwaaren fehlt es auch nicht hier; große, das Gesicht unverhüllt tragende und oft sonst zu karg gekleidete Mohrinnen steigen durch's Gewühl mit ausgestrecktem Arme und balanciren auf der flachen Hand eine Pyramide von Broten, von der man jeden Augenblick glauben sollte, daß sie zusammenstürzen würde. Jungen mit einem mit Wasser angefüllten Schlauche schlagen mit ihren drei messingenen Schaalen gegen einander, um dadurch zu verstehen zu geben, was sie zu verkaufen haben, und reichen in denselben dem Durstenden einen erfrischenden Trunk. Andere ängstigen mit geschälten Orangen, kleinen weißen Käsen, die man in der Schweiz Tommes nennen würde, oder mit kleinen in Oel gebackenen Kuchen, oder mit fertig

eingeschenkten Tassen von Kaffee, mit Früchten aller Art und anderweitigen mir unbekannten Leckerbissen den armen, schon irre gemachten Europäer, der jeden Augenblick meint, eine dieser ambulanten Buden müsse umfallen und ihre Schätze auf ihn herabstürzen lassen. Der Tumult ist hier so groß, daß es mir den Eindruck macht, als ob die Verkäufer nur bis zu einer gewissen Stunde ihren Handel treiben könnten, und daß sie hier soviel wie möglich eilten, um bis dann ihre Waare los zu werden; denn dieses phlegmatische Volk in solcher Hast zu sehen, kam mir ganz merkwürdig vor. Die Frauen sind hier, wie ich bis jetzt bei allen morgenländischen Völkern gefunden habe, eine sehr unerfreuliche Erscheinung. Ich höre, daß die vornehmen maurischen Damen das Haus unter keiner Bedingung verlassen dürfen, es sei denn, um sich nach dem Bade zu begeben. Hier in den Bazars sahen wir eine große Anzahl, die aber zu den unteren Klassen gehörten. Die vom niedrigsten Stande sind in schmutzige, weiße, formlose Gewänder gehüllt, das ganze Gesicht, mit Ausnahme einer kleinen Spalte für die Augen, ist mit einem doppelten schwarzen Schleier, welcher von den Zügen auch gar nichts errathen läßt, bedeckt. Dieses

kohlschwarze Gesicht, welches ans einem Faltenwalde von weißen Gewändern hervorsteht, giebt diesen Gestalten etwas Diabolisches, und erinnert mich an die Masken des römischen Carnevals. Eine reicher gekleidete Klasse von Frauen, die aber wie es heißt in einem etwas zweideutigen Rufe stehen, sind mir womöglich noch widriger. Diese sind nämlich in bunte, zuweilen seidene Gewänder gehüllt; quer über den Kopf tragen sie eine große buntgestreifte Schärpe, die sie, um zu verhindern, daß dieselbe ihnen über das Gesicht flattert, mit horizontal ausgestreckten Armen von sich halten. Dadurch werden sie nicht gesehen, können jedoch alles Vorbeigehende genau beobachten und ihre Echarpes im schönsten Lichte zeigen. Diese Frauen kommen mir wie ungeheure Fledermäuse vor, und sind in einem Gedränge wie dasjenige der hiesigen Bazars höchst unzweckmäßig, indem sie soviel Raum wie drei oder vier andere Personen einnehmen. Als ich zum ersten Male einen großen Zug dieser Frauen erblickte, wußte ich gar nicht, was das für eine Erscheinung, und welchem Heiligen solche Procession bestimmt sei. Hier ebenfalls wie in Constantinopel hat jeder Gegenstand seinen besonderen Bazar — außer bei den jüdischen

Auctionen, wo, wie ich so eben erzählte, Verkäufer aller Waaren durch einander rennen — Stiefeln und Pantoffeln, Sattelzeug, Seidenwaaren, Waffen, Essenzen, Spezereien, mit Gold und Silber gestickte Kleidungsstücke, Feße, oder Fez — hier »Scheschia« genannt, mit deren Fabrication, wie es heißt, 20,000 Menschen beschäftigt sind, indem der Bey dem Sultan von Constantinopel jährlich eine große Anzahl dieser rothen Mützen für seine Truppen als Geschenk schickt, — Pfeifen, Schnuren, Ketten, kurz jeder Artikel hat ein eigenes Gebäude. Die Bauart der hiesigen Bazars ist vielleicht origineller als die derjenigen in Constantinopel. Sie sind alle solid gewölbt; nur hie und da spärlich angebrachte Oeffnungen spenden von oben ein unbedeutendes Licht, so daß man, wenn man von der Straße hereintritt, gar nichts sieht.

In kleinen unansehnlichen Buden befinden sich zuweilen so herrliche Waaren, die man daselbst gar nicht vermuthen sollte. Gestern Abend sah ich ein Costüme, welches an Reichthum, Eleganz und Vollkommenheit der Arbeit Alles übertraf, was ich bis jetzt gesehen, es war von dunklem Sammt mit dem feinsten Golde auf's solideste gestickt. Der Preis eines solchen Anzuges ist

nicht gering, er beläuft sich von 1500 — 2000 Francs. Wenn man hier Vieles vermißt, was einen Gang durch Constantinopel mannigfaltig und interessant macht, so genießt man hier doch wieder andere Vortheile. Die Tausende von armen leidenden Hunden, die mir in Constantinopel jeden Schritt verleideten, stören den Umhergehenden nicht, und um zu den Bazars zu gelangen, braucht man nicht wieder Berg ab Berg auf zu steigen und zwei oft gefährliche Seereisen in einer schwankenden »Caïque« über das goldene Horn jedesmal zu machen. Nichts desto weniger bleibt für mich Constantinopel die Krone aller orientalischen Städte, die ich bis jetzt gesehen habe, was aber Schmutz und schlechte Ausdünstungen betrifft, so trägt Tunis unbedingt die Palme davon. Was mir hier fehlt, sind die schönen Armenier, die schwarz haarigen Perser, die originellen Derwische und viele andere charakteristische Erscheinungen. Man sieht in dieser Stadt eigentlich nur Malteser, Mauren, Mohren und Juden; letztere erkennt man an ihren schwarzen Turbanen, da es ihnen nicht gestattet ist, einen weißen oder grünen Turban, oder bunte Schuhe zu tragen. Sie bewohnen einen besonderen Stadttheil, der »Hara« heißt. Poly-

gamie ist den tunesischen Juden erlaubt, obschon sie selten zwei und meistens nur eine Frau haben. Wir nahmen unsern Weg so gut wir konnten durch das schreiende Gedränge von einem Bazar zum andern; dieser schreckliche Spektakel, der starke Geruch von schlechtem Taback und von unzähligen Spezereien, womit die Luft geschwängert war, wirkte ganz betäubend auf uns und die natürlichen Folgen eines solchen Ganges waren sehr starke Kopfschmerzen. Mich nach etwas frischer Luft und einem Plätzchen, wo wir ungestört zehn Schritte machen konnten, sehnend, fragte ich unsern Führer, ob es keinen einzigen Garten in Tunis gäbe; er sagte, er wolle uns zu einem führen, und nachdem wir eine gute Weile durch die engsten Gassen gegangen waren, blieb er vor zwei Bäumen, die an einer Mauer standen und von einem Geländer eine Strecke vielleicht von vier Fuß umgeben waren, stehen, und sagte, dieses sei der größte Garten in der Stadt. Es giebt innerhalb oder außerhalb derselben keinen einzigen Garten oder Spaziergang, es sei denn vielleicht in einer sehr großen Entfernung. Tunis ist von zwei Mauern, die denjenigen von Pisa sehr gleichen, umgeben. Die innere Mauer hat sieben Thore, die äußere neun. Es ist aber

so klug eingerichtet, daß die inneren Thore mit den äußeren nicht correspondiren, so daß, wenn man aus einem Thore heraus ist, man lange zwischen den beiden Mauern umherirren kann, bis man, obschon man nicht mehr in der Stadt ist, in's Freie gelangt. Wenn die drei Vorstädte »Bled el Hadrah, Bled el Swaiky, Sibhah« mit einbegriffen werden, so beträgt der Umfang von Tunis 4—5 englische, ungefähr eine deutsche Meile. In Europa würde eine Stadt von so vielen Einwohnern weit ausgedehnter sein, hier aber genügt ein so kleiner Raum, weil ein sehr großer Theil der Bevölkerung obdachlos Tag und Nacht in den Straßen zubringt und sonst auch viel mehr Einwohner, als bei uns, in einem Hause zusammen wohnen. In dieser Stadt, die nahe an 200,000 Einwohner, worunter 30,000 Juden, 5000 Malteser und ungefähr eben soviel andere römische Katholiken sind, besitzt, kann kein einziger Wagen fahren, es sei denn in dem Theile zwischen den beiden Mauern. Hier begegnete uns einer von den Ministern des Beys in einer alten europäischen Fensterchaise, der es gewiß nie in ihrer Jugend vorgesungen worden war, daß sie in ihren alten Tagen von drei starken Maulthieren gezogen in Tunis rollen würde.

Der Charakter der Stadt Tunis ist ganz und gar unverfälscht maurisch, die meisten Häuser haben nur eine Etage; Fenster nach der Straße giebt es keine; von jedesmal zehn Häusern liegt wenigstens eins im Schutte. Das giebt den schon so elenden Straßen ein noch verödeteres Ansehen. Eine große Anzahl dieser Schutthaufen ist aus einem Aberglauben, den man hier hegt, entstanden. Wenn nämlich ein Maure ein Haus baut und darüber stirbt, so bleibt das halb fertige Haus sammt Baumaterialien für immer unberührt liegen, da man glaubt, daß demjenigen, der mit dem Bauen des Hauses fortführe, ein gleiches Unglück während des Bauens widerfahren würde. Die Häuser sind von Back- und Felssteinen und werden sehr oft von Neuem weiß übertüncht. Im Malteserquartier wohnen alle Consuln, und einige derselben haben sich sehr schöne, europäische 2—3 Stock hohe Häuser, die sich palastartig über das Meer der kleinen maurischen Gebäude erheben, gebaut. Die Consuln nehmen hier, sowie in allen orientalischen Städten, dem Hofe des Beys gegenüber, eine viel bedeutendere Stellung, wie in civilisirten Ländern ein, weil sie in Ermangelung von Gesandten nicht nur die Handelsinteressen ihrer Landsleute wahrnehmen,

sondern auch als diplomatische Agenten fungiren. Ja, es kommt selbst öfters vor, daß die Eingebornen hierselbst bei den Consuln, besonders bei dem englischen, gegen ihre eigene Regierung Schutz suchen, da dieselben durch ihre politische Stellung, indem sie den Bey nicht als Selbstherrscher, sondern nur als einen Vasall der Pforte anerkennen, denselben zu einer gerechten Behandlung seiner eigenen Unterthanen zwingen können. Frankreich bewies indessen, daß es den Bey von Tunis als einen unabhängigen Monarchen betrachtete, indem die französische Regierung ihm vor einigen Jahren, während seines Aufenthalts in Paris, alle nur einem selbstständigen Monarchen gebührenden Ehren zukommen ließ. Als der Bey — wahrscheinlich zu einem solchen Schritte von Frankreich angetrieben — in England anfragte, welchen Empfang er dort zu erwarten habe, bekam er vom englischen Hofe die Antwort, daß er in London sehr gerne, aber nur als Vasall des Sultans von Constantinopel empfangen werden würde; weshalb er seine Reise dahin aufgab. Nachdem wir unsere, für die engen, schmutzigen Bazars passende Morgentoilette mit einer besseren vertauscht hatten, besuchten wir Herrn Lagau, den französischen Consul, fanden

aber weder ihn selbst noch seine Tochter, die ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen sein soll, zu Hause. Leider hat der Consul seine Frau vor einigen Jahren verloren, und diese einzige Tochter, die in dieser Verbannung nicht nur den angenehmen Umgang gebildeter Mädchen ihrer Nation, sondern jetzt auch die Liebe einer Mutter entbehrt, ist seine einzige Freude. Auf diesem Gange hatten wir Gelegenheit die Geschicklichkeit der maurischen Taschendiebe zu erfahren, denn ehe T. es sich versah, war sein Schnupftuch aus der Tasche gestohlen. Es soll hier in der That sehr durchtriebene Taschendiebe geben, und ich glaube, die Freude über einen Diebstahl ist unter den Mauren besonders groß, wenn er an einem Europäer begangen ist. Der Haß, den die Eingebornen auf uns haben, ist sehr bedeutend und geht unter den Aelteren so weit, daß nichts auf der ganzen Welt dieselben bewegen kann mit einem Ungläubigen ein einziges Wort zu sprechen. Mir wurde versichert, daß noch kein Europäer jemals den Fuß in irgend eine der hiesigen Moscheen hätte setzen dürfen (?) Als ich unserer Wirthin den Wunsch äußerte, eine maurische Familie zu besuchen, sagte sie mir ganz entrüstet: »Mais, Mde., n'y songez pas, car

c'est impossible, ne croyez pas être en Algérie; nous sommes ici dans un vrai pays de Barbares.« — Kairwan, nach Tunis die volkreichste Handelsstadt dieser Regentschaft, ist die heiligste von ganz Nordafrica, weil der Barbier des großen Propheten dort begraben liegt. Der Eintritt in diese Stadt selbst ist den Christen sowohl wie den Juden untersagt. Einige jüdische Kaufleute, die als Araber verkleidet, eindrangen, wurden entdeckt, vom Volke auf's Schrecklichste mißhandelt, umgebracht, dann in Stücke zerschnitten und über die Stadtmauer geworfen. Alle Verbrecher der Regentschaft, die den Händen der Gerechtigkeit entkommen können, und sich innerhalb der Mauern dieser Stadt flüchten, sind unter dem Schutze derselben in Sicherheit gegen alle Angriffe, denn jede menschliche Macht erstirbt auf der Schwelle der heiligen Thore. Kairwan liegt in einer dürren Sandebene, acht Stunden westlich von Susa entfernt. Die Moschee dieser Stadt, die auf 500 Granitsäulen ruht, ist die schönste, so wie auch für die Araber die heiligste der ganzen Berberei. Die Ermordung eines Christen dient, wie man sagt, einem Muselmanne mehr zu seiner Heiligsprechung als zu seiner Verdammung, wenn sie zumal aus fana-

tischer Liebe zum Propheten geschieht. Den Eindruck, welchen das hiesige Volk auf mich macht, ist derjenige einer sehr grausamen, nicht unterjochten Nation; mir scheint den Eingebornen die Freude, das Schicksal ihrer durch die Franzosen überwundenen Nachbarn nicht zu theilen, auf die Stirne geschrieben zu sein; sie triumphiren so zu sagen im Gefühle, sich noch Kinder einer muselmännischen Macht zu wissen. Es herrscht unter den Tunesern ein viel fröhlicherer, ausgelassener Sinn als unter den Algeriern, auf deren Physiognomie die Empörung gegen ein erst kürzlich auferlegtes Joch, der Unwille gegen eine ihrer Religion so feindliche Unterjochung gar deutlich zu lesen ist. Die Tuneser sollen jedoch überhaupt das civilisirteste Volk der Berberei sein und wenig vom trotzigen übermüthigen Betragen haben, welches den Algeriern sehr zu Last gelegt wird. Das tunesische Volk, welches in den letzten Jahren seinem Handel sowie der Vervollkommnung seiner Manufacturen mehr Aufmerksamkeit als dem Seeraube und der Plünderung geschenkt hat, genoß immer den Ruf, nicht wie seine Nachbarn, in beständigem offenen Kriege mit den europäischen Monarchen zu leben, sondern deren Freundschaft cultivirend auf jeden ihrer Vorschläge

bereitwillig einzugehen. Wenige Augenblicke nachdem wir von unserer ersten Wanderung in Tunis heimgekehrt waren, führte mir Mr. Lindon, ein Engländer, mit dem wir die Reise von Stora nach Bona machten, und der Eigenthümer des Dampfschiffes »Storia«, welches wir in Stora scheitern sahen, war, eine halbe Landsmännin, nämlich eine junge Irländerin, zu, die mit ihrem Manne, einem Schotten, Namens Roland, der sich für einen Abkömmling der Maria Stuart ausgiebt, seit fünf Monaten in diesem Hôtel uns gegenüber wohnt. Herr Roland, ein leidenschaftlicher Jäger, war seit einigen Tagen abwesend. Die mannigfaltige sowie reichliche Jagd, mag ihn wohl hier fesseln, allein seine Frau, die, während ihr Mann vielleicht acht bis zwölf Tage abwesend ist, keine andere Zerstreuung hat, als nach dem kleinen Hofe des Hôtels zu blicken, wo die Hinrichtung manches armen Huhns, mancher unglücklichen Ente öffentlich vollzogen wird, ist entweder ein ausgezeichnetes, durch seine eigenen Ressourcen sich genügendes Wesen, oder muß vor Langerweile dem Selbstmord öfters nahe gewesen sein; leider muß ich das Letztere befürchten, denn ihr erster Besuch dehnte sich zu unserm Erstaunen endlos über den Rest des

ganzen Tages aus! Wie über alles Andere, so hören wir hier über die Sicherheit bei dem Bereisen dieses Landes so verschiedenartige Berichte, daß wir in der größten Unentschlossenheit schweben, nicht wissen, wem zu glauben, an welchen Heiligen zu wenden, noch welchem Rathe zu folgen ist. Hauptmann Levrat, der seine Fürsorge für uns bis hierher hat erstrecken wollen, gab uns einen Brief für einen französischen »Colonel du Bey« der seit fünfzehn Jahren dieses Land bewohnt und demnach fähig sein muß, uns einen Rath zu geben. Wir machten gestern seine Bekanntschaft, und da ich auf Reisen, besonders in einem Lande, wo Viel zu sehen ist, unruhiger Natur bin, so war die erste Auskunft, die ich mir vom Col. Guiraud erbat, die, ob wir eine Reise nach El Jemme unternehmen könnten. Bevor ich jedoch fortfahre, muß ich zunächst sagen, welches Interesse mich nach diesem ziemlich unbekannten Orte hinzieht. Nur zu karg sind leider die Berichte, die man über das dortige durch seine Größe und die Pracht seiner Bauart höchst interessante Amphitheater hat. Drei beschwerliche Tagereisen zu Pferde, theilweise durch abscheuliche Wege, theilweise durch Sandsteppen, sind erforderlich, um von Tunis dahin zu gelangen. Es liegt an der

östlichen Küste der tunesischen Regentschaft, einige Stunden vom Meere entfernt, und wurde, wie man vermuthet, ungefähr zur Zeit des Antoninus gebaut. Dieses seiner Größe und Pracht nach dritte Amphitheater der Welt steht ganz isolirt in einer Sandwüste, wo schwerlich sich selbst einige Beduinen hin verirren. Sein längerer Durchmesser beträgt 429, sein kürzerer 368 Fuß. 60,000 Menschen sollen darin Platz gefunden haben. Die Stadt, der es gehörte, muß, hiernach zu urtheilen, sehr bedeutend gewesen sein, jetzt aber erblickt man nicht die geringste Spur derselben, und man soll kaum bestimmen können, wo sie gestanden hat. Dieses stolze Prachtwerk menschlicher Hände bestand aus 64 Bogen und 4 über einander stehenden Säulenreihen. Die oberste derselben ist größtentheils zertrümmert. Mohamed Bey benutzte dieses Amphitheater als Festung und sprengte eine Breite von 4 Bogen in die Luft. Von außen gesehen soll diesem Monumente schwerlich etwas an Pracht gleich kommen. Wäre es möglich, sich etwas Ergreifenderes zu denken, als die traurende Majestät dieser weit umher von einer vollständigen Einsamkeit umgebenen ehrwürdigen Ruinen. Was ist des Menschen Leben mit allen seinen Herrlichkeiten im Angesichte solcher Zeugen des Alter-

thums? Dieses Monument war vielleicht Zeuge der Sinnenlust, der Festlichkeiten, der Freuden und Größe eines zweiten Rom. Seit Jahrhunderten aber ist es Zeuge einer Grabesstille, die höchstens in dunkler Nacht durch das flüchtige Vorbeihuschen einer hungrigen Schaar wilder Thiere, oder durch das düstre Geschrei der wild flatternden Nachtvögel unterbrochen wird, und wird es auch höchst wahrscheinlich bleiben bis zu jenem Tage, an welchem die Posaunen des jüngsten Gerichts das Weltall werden erbeben machen. Kein civilisirter, fast kein menschlicher Fuß betritt diesen durch die Dunkelheit seiner früheren Zeit mysteriösen Boden. Kein fühlendes Herz, dessen göttlicher Funken bei solchem Anblicke besonders angeregt wird, und welches in den Fesseln seiner irdischen Hülle schmachtet und vergebens sich sträubt, seufzt sympathetisch über die gefallene Größe! Ach! in Rom sind auch Ruinen, schönere Ruinen vielleicht noch, als das Amphitheater von El Jemme — das gebe ich gern zu —, aber das sind Ruinen, die mit uns fortleben, die täglich von blonden, lang belockten, materiell-sentimentalen englischen Ladies, ja sogar von englischen Foxhunters besucht, fast möchte ich sagen entweiht werden; aber hier! an der Berberischen Küste, in

einer drei Tage weit von Tunis entfernten unbekannten Einsamkeit! Welches unermeßlich große Feld der Poesie wird in Sehnen und Schmachten fern von allem Weltgetümmel dem bedrückten Herzen des fern herpilgernden Reisenden nicht geboten! Oh! ich muß nach El Jemme, muß in dieser Einsamkeit mich mit unserm jetzigen in Formen eingezwängten Leben auszusöhnen suchen; mich reißt, ich weiß nicht welch' unaussprechliche Gewalt dahin!

Hinsichtlich unseres Gespräches mit dem Oberst G. über die Möglichkeit nach El Jemme zu reisen, bemerke ich noch, daß derselbe mir jede Hoffnung zur Ausführung dieses Lieblingsplanes machte: »vous pouvez, versetzte er, bien entendu sous l'égide d'une escorte du Bey, qu'il sera facile à votre Consul d'obtenir pour vous, entreprendre cet intéressant voyage avec toute la tranquillité d'âme et de coeur, si vous ne craignez pas six jours de grande fatigue et de privations de tous les genres.« Wie ganz verschieden waren aber die Ansichten des Hrn. Lindon, mit welchem wir uns ein paar Stunden später über unsere projectirte Reise nach El Jemme unterhielten. Er versicherte uns, daß das Bereisen dieses Landes höchst gefährlich, um nicht zu sagen, unausführbar sei. Wir frisch angekommenen

Europäer könnten, meinte er, nicht wissen, wie sehr die Eingebornen nach unserm Blute dürsteten und wie gewagt selbst die kleinste Reise in's Innere sei; er machte uns, wie man zu sagen pflegt, die Hölle so heiß, daß ich mein schönes El Jemme, in der Ferne immer mehr und mehr schwindend, zuletzt als schwachen Hauch kaum unterscheiden konnte, und eine Reise dahin als gleichbedeutend mit einem sicheren Tode annehmen mußte.

Den 4ten März.

Gestern hatte ich das Vergnügen, den Besuch meiner Reisegefährtin von Algier nach Stora, Mademoiselle d'H., zu empfangen. Sie gehört zu den wenigen unverheiratheten Damen, in deren Gesellschaft man sich von einer aufgeklärten Frau verstanden fühlt. Die erste Jugend besitzt sie nicht mehr, dagegen einen unerschöpflichen Born von Geist und heiterer Laune; ihr Enthusiasmus für Italien und das Nomadenleben, welches sie gleich mir von frühester Jugend auf dem wechselnden Meere der Heimathlosigkeit geführt hat, macht, daß wir viele Berührungspunkte finden. Mademoiselle d'H. war mit ihrem Vetter, Herrn Tul-

lin, bei uns; dieser nimmt seit einer langen Reihe von Jahren die Stelle des schwedischen Consuls in Tunis ein. Er ist in dieser Stadt geboren und besitzt hierselbst, sowie in Arriana, einem Orte unweit Tunis, wo die Mehrzahl der Consuln den Sommer zubringen, schöne Wohnungen. Leider ist die Familie des Herrn Tullin, an den wir besondere Empfehlungsbriefe haben, durch zwei ganz kürzlich eingetretene, höchst betrübende Todesfälle in die tiefste Trauer versetzt, und als Fremde können wir unmöglich unter diesen Verhältnissen eine genauere Bekanntschaft machen. Meine geträumte, schön ausgeschmückte Einsamkeit in El Jemme scheint sich mehr und mehr in ein sehr europäisches Leben in Tunis zu verwandeln. Das Wetter hat sich dazu wieder zum Schlechten gewendet, indem der in Bona schon aufgeblühte Frühling einen Winterrückfall bekommen hat. Es ist eigenthümlich, daß dieselben Winde verschieden auf die Küsten in der Berberei, in Italien und in Spanien einwirken; denn während ein klarer, reiner Himmel der scharfen Tramontana treuer Begleiter in Italien und Spanien ist, pflegt der Nordwind hier zu Lande dagegen immer einen trüben Himmel und viel Regen mit sich zu bringen. Dieses Mal hatte der Nordwind

nicht nur uns Nässe und Kälte gebracht, sondern auch dem Hrn. Roland, dem es bei solcher Witterung, obschon ein Bergschotte, unter dem Beduinenzelte nicht mehr gefallen wollte. Wir machten seine Bekanntschaft gestern beim Mittagsessen, für welches wir mit dem Wirthe die Einrichtung getroffen, daß wir einen besonderen Tisch für uns Fünf erhielten. Hr. L. war Gast des Hrn. Roland, und da alle Jäger, zumal aber hier in Africa, wo es sich nicht um Hasen und Rebhühner, sondern um Löwen und Hyänen handelt, stets mit unglaublichen Jagderlebnissen und Anecdoten heimkehren, so wurden dieses Mal, besonders, als der Champagner die Zungen mehr gelöst hatte, nicht wenige uns aufgebunden. Heute Abend geht unser »Ville de Bordeaux« nach Marseille zurück, und da den Verbannten hier in Tunis nur alle vierzehn Tage geboten wird, nach Europa zu schreiben, so wird man leicht begreifen, welcher wichtige Posttag der heutige für uns war. Um drei Uhr mußten die Briefe beim französischen Consul sein, und da das Wetter uns leidlich schien und bis zur späten Essenstunde noch eine geraume Zeit übrig blieb, nahmen wir das Anerbieten des Hrn. Roland an und ließen uns von ihm und seiner Frau in einigen uns unbekannten Stadttheilen umherführen. Doch bevor

ich den Wanderstab des wißbegierigen Reisenden ergreife, muß ich meinem Herzen Luft machen und beichten, wie sehr mich die geringe Wahrscheinlichkeit, von hier bald fortzukommen, ängstigt und bedrückt. Tunis ist gewiß eine interessante Stadt, aber wahrlich kein angenehmer Aufenthaltsort; ich fühle mich hier wie in einer Mausefalle, in einer ewigen Gefangenschaft, deren Ende eine grausam dunkle Zukunft mir verhüllt, »mit ihren Freuden, mit ihren Sorgen bleibt uns die Zukunft so tief verborgen, was sie gewährt, was sie erfüllt, in dunkle Nacht ist es gehüllt rc. rc.,« heißen die Worte einer herrlichen Arie aus der Oper eines der größten Componisten unserer Tage, deren tief empfundene schöne Musik bei Weitem noch mehr als diese Worte ausdrückt. Nun ich kann's wohl sagen, die gänzliche Ungewißheit über das Ob, Wie und Wann unsers Wegkommens von hier nagt an meiner Lebensruhe; mir brennt, ich weiß nicht warum, der Boden unter den Füßen, und T., der die Reise bis hierher sehr ungern sich ausdehnen sah, gehört kaum mehr zu den Lebenden, und fragt in der festen Voraussetzung, daß, da wir einmal hier sind, nie wieder ein Dampfschiff zwischen Tunis und Malta fahren wird, bescheiden und mit einer Er-

gebung, aus der die größte Verzweiflung hervorleuchtet, wo wir Christen eigentlich in diesem heidnischen Lande nach unserm Tode begraben liegen werden. Schon als wir das freundliche Bona verließen, war mir zu Muthe, als gingen wir einer langen, peinlichen Gefangenschaft entgegen. Hätten wir doch etwas mehr Muth gehabt und uns über den schrecklichen Sturm vom 13. und 14. vorigen Monats hinweggesetzt, so säßen wir jetzt wahrscheinlich schon in Malta, denn vor acht Tagen war ein englisches Dampfschiff mit Depeschen seiner Regierung von dort hier angekommen und nach einem kurzen Aufenthalte hierselbst mit der Antwort des englischen Consuls wieder nach Malta zurückgekehrt. Auf solch einen Glücksfall harren wir nun, allein unsere Geduld kann noch bedeutend auf die Probe gesetzt werden, denn die Erscheinung eines Steamers aus Malta ist ganz und gar kometenartig; der englische Consul weiß es selbst nicht, bis ein Bote von La Goletta in den Hof seines Palastes angesprengt kömmt. Zuweilen werden zwei Dampfböte im Laufe einer Woche von Malta aus nach Tunis geschickt und zuweilen dauert es auch mehrere Monate, je nachdem die Regierung Befehle zu ertheilen hat. Das Peinlichste unserer jetzigen Lage ist, daß wir

keinen weiten Ausflug machen dürfen, ohne zu befürchten bei unserer Heimkehr die Nachricht zu empfangen, ein Dampfschiff sei nicht nur angekommen, sondern auch schon wieder abgefahren. Hätte ich erst die wenigen Ruinen Karthogos gesehen, so würde ich, glaube ich, um Vieles ruhiger sein, allein der bloße Gedanke von hier weg zu müssen, ohne diesen classischen Boden besucht zu haben, verfolgt und quält mich auf's Schrecklichste. Bis jetzt war dieser ziemlich bedeutende Ausflug durch die schlechten Wege und den beständigen Regen unmöglich. Jede Kleinigkeit, die ich hier sehe, betrachte ich wie aus dem Feuer gerettet. Unterdessen bekommen wir, sei es durch aus Europa frisch angekommene Segelschiffe, sei es durch den erfinderischen Geist der hiesigen Einwohner, die aufregendsten politischen Nachrichten zur Erheiterung. Die Königin von Spanien, dieses arme Kind, deren ganzes Leben schon von der Wiege an nur ein tobender, brausender Sturm gewesen, soll im Sterben liegen! Welch einen schrecklichen Krieg kann ihr Tod nicht in ganz Europa anzünden? Die Herren Franzosen behaupten wie immer ihren wetterwendischen, fast möchte ich sagen kindischen Charakter. Nachdem es ihnen nach fünfzehnjährigen Bestrebungen gelungen

ist, einen Feind, der sie so viele Jahre in Angst und Schrecken gehalten hat, gefangen zu nehmen, nämlich den unüberwindlichen Abd-el-Kader, heißt es, sie wollen wie ein launiges Kind, welches des neuen Spielzeuges bald überdrüssig wird, — ihm die Freiheit schenken! Hoffentlich sind das nur in den müßigen Köpfen der hiesigen Einwohner entstandene Nachrichten, allein so viel ist wahr, die ganze Welt befindet sich in Gährung. Heute wurde in der hiesigen katholischen Kirche ein großes Freiheitsfest gefeiert; die grüne, weiße und rothe Unabhängigkeits-Fahne der italienischen Nation flatterte stolz in der Kirche. Die Consuln waren mit ihren Damen in vollem Putze zugegen, den neapolitanischen und französischen Consul vermißte man indessen, denn dieses Mal hatte die schöne Parthenope mit ihrem lang unterdrückten Feuer Alles entzündet, und bei solchen revolutionären Freudebezeigungen konnte der politische Agent Ferdinands II. unmöglich zugegen sein. Viele Freudenschüsse ertönten, heitere Tanzmusik wurde in der Kirche während der Messe gespielt; alle wohlgesehenen Consuln bekamen Ständchen, die sonst so todten Straßen von Tunis waren wie neu belebt und wimmelten von bunt gekleidetem Volke, worunter die freiheitstrunkenen Italiener

mit der dreifarbigen Kokarde gewiß nicht die Traurigsten waren. Ach wäre ich erst wieder in jenem schönen Lande, welches ein seit so langer Zeit getragenes Joch endlich abschütteln will, und dessen Jubel bis an die entfernte Küste der Berberei herüber tönt. Es ist nur zu wahr, daß wir den wirklichen Werth eines Gutes erst dann erkennen, wenn wir dasselbe nicht mehr besitzen. So werde ich mich vielleicht einst zurücksehnen nach Africa. Wie es aber auch sein mag, mein Verlangen nach Italien ist unaussprechlich groß. Ehe wir unsere Wanderung durch Tunis unternehmen, muß ich einige geschichtliche Notizen über die Stadt niederschreiben.

»Tunisi ricca, ed ornata sede
Alpar di quanté n'ha Libia più conte«.

Die geschichtlichen Erinnerungen, die Tunis und dessen Umgegend beim Reisenden erwecken, sind von großem Interesse. Jeder Berg, jede Bucht, jedes Cap ist mit einer oder der anderen Heldenthat verschiedener, einst mächtiger und tapferer Nationen verbunden; Nationen, deren Name, durch Jahrhunderte von uns getrennt, immer schwächer und schwächer an unserem Ohre verhallt und mehr und mehr in's Meer der Vergessenheit aus unserm Gedächtnisse fortgewirbelt

wird. Phönicier, Africaner, Griechen, Römer, Numidier, Gothen, Vandalen, Araber, Spanier und Türken haben alle der Reihe nach, im stolzen Gefühle der Macht hier die Herrschaft geführt. Die Namen einer Dido, eines Hannibal, Hasdrubal, Hanno, Mago, Agathokles, Regulus, Syphar, Jugurtha, Scipio, Belisar und in späteren Tagen eines heiligen Ludwig, eines Karl V. erheben sich in unserm Gedächtnisse gleichwie eine Legion hellleuchtender Sonnen, die ruhmstrahlend den geblendeten Reisenden in eine vergangene Welt führen. Tunis soll noch von älterem Ursprunge als Karthago sein, indem dasselbe 1250 v. Chr. nicht von Phöniciern, sondern, wie man glaubt, von africanischen Eingebornen gegründet wurde. Wahrscheinlich war es der Wohnsitz des Prinzen Jarbas, von welchem Dido das Land, worauf sie Karthago gründete, kaufte, und der später um ihre Hand anhielt. Tunis spielt als Nachbarin des großen Karthago nur eine bescheidene Rolle, obschon es mit den Schicksalen jener Stadt sehr oft verflochten worden ist und nicht selten Theil daran hat nehmen müssen. 395 v. Chr. wurde Tunis von benachbarten Völkern, welche gegen ihre früheren Freunde und Bundesgenossen, die Karthager, zu Felde zogen,

genommen. 310 bemächtigte sich Agathokles dieser Stadt. Während des ersten punischen Krieges fiel sie in die Macht des Regulus; eine Sage geht, daß das Heer desselben in der Nachbarschaft von Tunis von einer riesenartigen Schlange viel zu erdulden gehabt habe, und daß man, um sich von diesem Ungeheuer zu befreien, Kriegsmaschinen habe anwenden müssen. Lange behielt Regulus die Herrschaft nicht über Tunis, denn es wurde ihm bald darauf von dem spartanischen Feldherrn Xanthippus genommen. Cornelius Scipio bemächtigte sich im zweiten und Aemilianus im dritten punischen Kriege mit Leichtigkeit des Ortes. Während der römischen Bürgerkriege gehörte Tunis verschiedenen Herrschern an; fiel 439 vor Christus in die Hände der Gothen. 533 nahm es Belisar; 698 eroberten es die Saracenen; 1531 bemächtigte sich Barbarossa desselben, verlor es aber an Karl V., der zu derselben Zeit seinen berühmten und glücklichen Zug gegen die Türken unternahm. Seitdem hat die algierische Fahne viermal auf den Zinnen von Tunis geweht. So theilte Tunis ein gleiches Schicksal mit den anderen berberischen Staaten und wurde öfters von Statthaltern beherrscht, die sich von aller anderen Ober-

macht frei erklärten und diesen Staat bald frei, bald despotisch regierten. In einer Periode waren die Scheiks von Marokko und in einer anderen die von Fez Herren von Tunis. Jedoch trotz aller dieser wechselnden Schicksale ist Tunis noch immer bis auf den heutigen Tag, wie die Araber sagen, die »wohl gehütete« Stadt und trägt sogar unter ihnen den Beinamen »der Wohnsitz der Seligkeit.« Außer einigen Säulen, Capitälern und ein paar Inschriften sind hier keine Spuren des Alterthums zu sehen. Da die Muselmänner den festen Glauben haben, daß eine Statue von demjenigen, der sie in dieser Welt gemacht hat, in der nächsten eine Seele verlangen wird, so haben sie Alles, was sie an antiken Statuen sowohl in Griechenland als auch in Africa vorfanden, zerstört. Wohl wußte Muhamed, daß die edlen Künste den Geist schärfen, und deswegen entfernte er von seinen Gläubigen Alles, was ihnen die Seltsamkeit seiner Lehre hätte begreiflich machen können. Er erkannte, daß seine Religion nicht die leichteste Prüfung der Vernunft aushalten konnte. Eine einfache Verstandesreligion, von aller Sinnlichkeit befreit, erscheint diesem Volke zu kahl, der Geist will mit etwas Wunderbarem beschäftigt und an-

geregt sein. Die Dichtungen der Alten haben bei den Heiden Glauben gefunden, wie die mysteriöse Lehre des Propheten von den Mauren für wahr gehalten wird. Die tunesischen Mauren lernen freilich etwas lesen und schreiben, aber höchstens nur so viel, um den Koran zu verstehen oder einen notariellen Akt aufzusetzen; der unterrichtetste Theil der Bevölkerung besteht aus dem Klerus und aus den Notaren. Von Natur ist der Maure faul, er haßt jede Bewegung, so wie jede Arbeit, obgleich Muhamed ihn zur Thätigkeit aufmuntert, und seine ganze Existenz ist eine ununterbrochene Contemplation, ein wahrer lethargischer Schlaf. Doch ich bin von meinem ersten Gegenstande abgewichen und es bleibt mir nur noch etwas über die jetzige Dynastie des herrschenden Bey von Tunis zu sagen. Dieselbe fing nämlich in der Person des »Hassan-ben-Ali« an. Er starb 1753 und sein ältester Sohn Muhamed — der jedoch nur 30 Monate regierte — folgte ihm auf dem Throne. Obschon derselbe zwei Söhne hinterließ, so fiel doch der Thron seinem jüngeren Bruder Ali Bey zu. Ali starb 1782. Von seinen vier Söhnen, Hamuda, Othman, Muhamed und Mamoon, bestieg der älteste den Thron. Er war ein Mann von großer Tapferkeit und

mit sehr vielen Fähigkeiten begabt. Man kann von seiner Regierung wohl sagen, daß sie das augustinische Zeitalter für Tunis war; im Auslande wurde er geschätzt und gefürchtet, in der Heimath von Allen geliebt, denn groß war die Anzahl der Verbesserungen, die er daselbst einführte. 1815 starb Hamuda in seinem 63sten Jahre; ihm folgte sein von ihm sehr verschiedener Bruder Othman. Dieser war ein Mann von ausschweifenden Sitten und Sklave der niedrigsten Laster. Die Gräuelscenen, die während seines Lebens im Bardo stattfanden, gleichen denjenigen, welche zur Zeit des Tiberius auf Capri vollbracht wurden. Nach einer Herrschaft von drei Monaten wurde dem Leben dieses Tyrannen ein Ende gemacht, indem man ihn zugleich mit seinem Sohne ermordete. Nach seinem Tode bestieg sein Neffe Mahmud — Sohn des Muhamed — den Thron, allein dieser Fürst war so schwachsinnig und so gänzlich unfähig, die Staatsgeschäfte zu leiten, daß seine Regierung eigentlich nur titular zu nennen ist. Alles mußte von seinem Sohne Hussein beaufsichtigt werden, und kein Akt, wenn auch vom herrschenden Bey unterzeichnet, war ohne Hussein's Unterschrift gültig. Ismaël, des Beys Bruder, wurde zum Bey des Lagers

ernannt, aber seine Furcht vergiftet oder erdrosselt zu werden, war so groß, daß er in der That sehr bald aus reiner Angst den Geist aufgab.

Mahmud starb 1825 in einem sehr hohen Alter; sein ältester Sohn Hussein folgte ihm auf dem Throne, und sein zweiter, Namens Mustafa, wurde zum Bey des Lagers ernannt; durch die Launen einer Frau, durch das ausschweifende Leben des regierenden Bey und durch die sehr schlechte Verwaltung des Baß-Mamluck trat ein kritischer Moment ein. Tagtäglich wuchsen die Schulden des Beys, die er mit europäischen Kaufleuten contrahirte und der fast gänzlich erschöpfte Schatz ließ ihm keine Aussicht zur Tilgung derselben. Hussein gab sich einer gänzlichen Verzweiflung hin und zog sich nach Abdellia zurück, um in jenem abgeschiedenen Aufenthalte den peinlichen Druck seiner bedrängten Lage weniger zu empfinden. Fatime el Misteri, seine tugendhafte, gerechte und mildthätige Frau, nahm die Zügel der Regierung in die Hand, um diesem zerrütteten Zustande etwas abzuhelfen, allein sie starb in Folge ihres letzten Wochenbettes schon im Jahre 1831. Hussein überlebte seine Frau nur vier Jahre, und ihm folgte sein Bruder Mustafa auf dem Throne. Dieser herrschte nur zwei

Jahre, und am 10ten Oct. 1837 erbte sein Sohn Ahmet, der jetzt regierende Bey, den Thron. Von diesem Fürsten behalte ich mir vor, später ausführlicher zu sprechen. Für heute, bevor ich schließe, will ich nur noch Einiges über unsere Wanderung durch Tunis mit Herr und Madame R. mittheilen. Die vorgerückte Tagesstunde hatte die Straßen von den vielen, sonst darin wimmelnden Käufern und Verkäufern befreit; wir konnten sie also mit mehr Ruhe durchstreifen, was der Franzose durch »flaner« ausdrückt, und viele schöne Proben der ältesten, reinsten, maurischen Bauart bewundern. Die hufeisenförmigen Thore, die zierlich gedrehten kleinen Säulen, wovon einige mitunter leider höchst geschmacklos roth und grün angemalt sind, bieten meines Erachtens dem Beschauenden das Graziöseste, was man sehen kann, und die schlanken, wie so viele edle Giraffenhälse über Alles neugierig emporsteigenden Minarets setzen mich jedesmal in Entzücken. Die Sitte, von diesen Minarets herab die Gläubigen zu bestimmten Stunden des Tages und des Nachts zu den zu verrichtenden Gebeten zu mahnen, und so durch ihr Rufen die Tagesstunden anzuzeigen (da Glocken und Uhren bei den Mohamedanern ganz unbekannt sind), ist von

sehr altem Datum und kann bis zum 65sten Jahre der Hegira zurück verfolgt werden. Die heiligen Orte, wo der mahomedanische Gottesdienst gehalten wird, so wie auch ihre Priester — im — mans — im im — praeses, antecessor, quem alii sequuntur ac imitantur: peculiariter qui praeit populo, sacros ritus et sacrorum antistes — werden mit den Zinsen gewisser Einkünfte, die aus Häusern oder Grundstücken, welche entweder durch Erbschaft hinterlassen oder vom Publicum zu diesem Zwecke bestimmt worden sind, unterhalten. Der Palast des Bey, sowie die nahe daranliegende Moschee sind zwei schöne Gebäude, die unsere Aufmerksamkeit sehr auf sich zogen, und deren genauere Besichtigung gewiß belohnend, aber leider für uns Fremden unmöglich ist. Hier war es, wo der damals regierende Bey unsere Königin Caroline, die Gemahlin Georgs IV., als sie einen Besuch in Tunis machte, gastfreundschaftlich empfing. Hr. R. führte uns zunächst bis an's Thor der Casbah; zwei grimmig aussehende Mauren, die unterhalb demselben mit untergeschlagenen Beinen ihre Pfeife rauchten, warfen uns Blicke zu, die anzudeuten schienen: »wehe euch Ungläubigen, wenn ihr es wagt, über diese geheiligte Schwelle zu treten;« und machten die Mitthei-

lung unsers Führers nutzlos, daß es keinem Christen jemals gestattet würde, dasselbe zu passiren; wir begnügten uns also, ein im verdeckten Thore angebrachtes, höchst eigenthümliches ganz im byzantinischen Style gemaltes Bild von Weitem flüchtig zu betrachten. Als zur Casbah gehörend, war dasselbe wohl eine Allegorie der Macht und Stärke, denn alles, was ich davon erkennen konnte, waren mehrere gemalte Kanonen an jeder Seite, und zwei Löwen, die andere schwächere Thiere verschlangen. Auf dem öden Platze der Casbah befanden sich mehrere Kameele, die theilweise beladen, theilweise von ihrer Last befreit wurden. Mit diesen armen Thieren wird wahrlich grausam umgegangen, heute sah ich zum ersten Male, welches Mittels man sich hier bedient, um sie zu verhindern, sich von der Stelle zu rühren. Eins von ihren Vorderbeinen wird nämlich ganz hoch heraufgebunden, so daß das arme Thier sich mit den drei übrigen begnügen muß, und keinen Schritt vorwärts noch rückwärts thun kann. Hr. R. hatte uns hierher geführt, weil man daselbst von einem etwas erhöhten Orte eine ausgedehnte Aussicht über Tunis und dessen Umgegend erlangt. Bei unserm Hinaufsteigen mußten wir uns einer eigenthümlichen

Gefahr, die man schwerlich errathen wird, aussetzen, nämlich von einer tollen Mohrin wie der heilige Stephanus gesteinigt zu werden. — »Folgen Sie mir nur schnell, ohne sich umzusehen,« sagte uns Hr. R., der diese Frau schon kannte, indem er voranging. Ohne den Zweck seines Rathes näher zu ergründen, befolgten wir denselben, und als er nach wenigen Minuten auf der kleinen Anhöhe stehen blieb, setzte er hinzu: »Nun geben Sie Acht, wie jene an die Mauer sich lehnende tolle Mohrin auf jeden Vorbeigehenden, der es wagt sie anzuschauen, wüthend mit Steinen wirft.« Hr. R. hatte in der That Recht, denn es währte nicht lange, so schleuderte dieses höchst unglückliche Wesen mit wahrer Wuth mehrere große Steine auf Vorbeigehende. Ich kann mich nicht entsinnen, etwas so vollkommen Abscheuliches wie diese arme Tolle gesehen zu haben; sie war bis auf einige Fetzen, die von Schmutz fast eben so schwarz wie ihre Haut aussahen, ganz nackt; ihr struppiges Haar und der diabolische irre Blick, der aus ihren Augen leuchtete, war grausenerregend; mir schien es, als ob die Unterwelt selbst sie als zu gräßlich ausgestoßen habe, unbeweglich war sie gegen die Mauer gelehnt. In ihren beiden Händen hielt sie Steine

und neben ihr lag ein bedeutender Vorrath solcher Waffen; ihre langen Arme, womit sie ab und zu die Steine schleuderte, war der einzige Theil ihres Körpers, der sich bewegte. Da Alles, was verkrüppelt oder blödsinnig ist, bei den Muhamedanern nicht nur sehr in Ehren gehalten wird, sondern eine Art von Cultus empfängt, so läßt man dieser tollen Mohrin ihre völlige Freiheit. Wer weiß, ob die Muselmänner es nicht für eine besondere Gnade des Propheten halten würden, durch einen ihrer Steine das Leben einzubüßen! Die Nächte, so wie auch den größten Theil der Tage, bringt sie in einem unterirdischen in der Nähe befindlichen Loche zu, und ihre Anbeter werden sich gewiß um die Ehre streiten, dieselbe mit Nahrung zu versorgen. Lange fesselte eine so unerfreuliche Erscheinung unsere Blicke nicht, wir wendeten sie gerne von ihr ab, um die Aussicht auf die ausgedehnte Stadt Tunis zu genießen. Von hier aus gesehen bildet sie mit ihren Vorstädten ein großes Meer von maurischen Gebäuden, dessen Einförmigkeit nur durch viele Moscheen und kühn emporsteigende schlanke Minarets unterbrochen wird. Wie in London die Paulskirche, und in Rom die St. Peterskirche majestätisch, Alles beherrschend in die Augen fällt, so erblickt

man hier eine riesenhafte Moschee, die alle anderen Gebäude der Stadt gänzlich unbedeutend erscheinen läßt. Kein einziges europäisches Haus stört den ächt orientalischen Typus dieser Aussicht; auch dienen keine schöne Berge diesem öden Bilde zum Hintergrunde; ach! und so weit mein Auge auch umherschweifen mochte, so erspähte es nur eine einzige Palme, und die Sonne, diese in diesem Lande unentbehrlichste Freundin, versagte uns grausamer Weise heute die Wohlthat ihrer alles verherrlichenden Strahlen! Wahrlich, ich habe genug von Tunis gesehen, um zu erkennen, daß diese Stadt einen ganz andern unverfälschten Charakter trägt, als Alles, was wir bis jetzt in Africa gesehen haben, aber ich fühle auch, daß sie bei den allbelebenden Strahlen der morgenländischen Sonne gesehen werden muß und nicht bei einem grauen, trüben Himmel wie dem heutigen. Wir entkamen zum zweiten Male ungefährdet der bösen tollen Mohrin, und schlenderten bis zum Thore de la Mejerdha, welches nach Byserta führt, und seinen Namen von einem nahefließenden Flusse empfängt. Hier waren wir nicht wenig überrascht, einen zweiten See dicht bei Tunis zu entdecken; in der Ferne konnten wir den Bardo, einen Lieblingslandsitz

des Bey, der an und für sich eine kleine befestigte Stadt bildet, erblicken. Es fing an empfindlich kühl zu werden, und wir wendeten unsere Schritte nach Hause, indem wir erst eine Strecke zwischen den beiden Stadtmauern gingen und dann die zur jetzigen Stunde verödeten Bazars benutzten, um das Hôtel zu erreichen. Der Theil zwischen den beiden Mauern bietet dem Fremden manches interessante Bild. Hier befinden sich alte Karavansereien, hier kommen die bepackten Kameele aus allen Theilen Africa's an, und von hier werden sie auch dorthin abgeschickt. Hier fehlt es auch nicht an belebten Kaffeehäusern und vor den Thüren derselben sind öfters die malerischsten Gruppen gelagert. Unter diesen befinden sich einige wenige, die auf einer freilich sehr primitiven dreisaitigen Guitarre versuchen etwas Musik zu machen, und so kläglich ihre Concerte auch ausfallen mögen, so unharmonisch dieser Wirrwarr von unmodulirten Tönen auch klingt, so liegt im bloßen Streben, im bloßen Bedürfnißgefühl nach etwas Musikartigem sehr große Befriedigung für mich. Zu so Wenigem werden meine Ansprüche in Africa heruntergestimmt. Ich erwähnte, daß wir die verödeten Bazars benutzten, um unsern Weg nach Hause zu nehmen;

allein am heutigen Tage scheinen die sogenannten »Heiligen« dieses Landes es arg im Sinne mit uns zu haben. — Hr. R. hatte mich gerade auf ein Grab, das aus einem zwei oder drei Fuß hohen hölzernen, höchst unzweckmäßig mitten im Bazar errichteten Sarkophag bestand, aufmerksam gemacht, und gesagt, es sei das Denkmal eines mahomedanischen Heiligen, d. h. Tollen, der an dieser Stelle gestorben und aus religiöser Ehrfurcht daselbst von den Eingeborenen begraben worden sei, als wir auf ein Mal durch unbeschreiblich häßliche, immer lauter werdende Töne, gleich einem Zwittergeschrei zwischen dem Toben eines wildberauschten Trunkenboldes und dem Schelten eines Wüthenden unangenehm überrascht wurden. Ich glaubte wahrlich, unsere geringschätzenden Aeußerungen über ein solches Monument hätten den längst Verstorbenen aus seinem Todesschlafe geweckt, und er verfolge uns nun rachesuchend. Wenn diese meine Vermuthung vielleicht auch nicht ganz richtig war, so hatten wir wahrlich nichts desto weniger wieder mit einem Tollen zu thun. »Gehen Sie nur schnell weiter, ohne sich umzusehen,« sagte Hr. R., den ich gleich gefragt, was das schreckliche Schreien und Toben bedeute, »einer der bösesten Tollen ist auf unsere

Spur gekommen,« antwortete er, »und wird nicht ermangeln uns zu verfolgen und uns höchst lästig zu fallen, er ist »the nuisance of the town,« setzte er hinzu, »und wehe dem Europäer, der ihm in den Weg kommt.« Unser Verfolger, ein riesenhafter, gräßlicher, bis auf ein hemdartiges Stück weißer Leinwand, ganz nackter Mohr, hatte uns bald erreicht und drohte uns mit seinen langen Armen und tobte wie ein Verzweifelter hinter uns her. Wir blieben einige Male stehen, in der Hoffnung, diese schreckliche Erscheinung würde vorbeigehen, allein auf uns hatte er es nur abgesehen, und er ließ sich die Freude nicht nehmen, uns mit seinem diabolischen Geschrei und mit seinen drohenden Geberden bis zum malteser Quartier zu begleiten; das machte mich so unwohl, daß ich dem Weinen öfters nahe war und nicht wenig freueten wir uns Alle, als wir unangegriffen unser Hôtel erreicht hatten. Mißtrauen flößen mir alle Mohren ein, wenn ich aber zumal von einem verrufenen tollen Mohren verfolgt werde, dann fange ich wirklich an, die Fassung zu verlieren.

Den 6ten März.

Das Wetter war gestern so kalt und unfreundlich, daß wir uns erst um 4 Uhr Nachmittags und zwar auf vieles Zureden des Hrn. R. entschlossen, unser gruftartiges Gemach zu verlassen. Wir gingen aus dem Thore de la Marine und verfolgten den Weg zwischen den beiden Stadtmauern, um so zum berühmtesten und ältesten Gottesacker außerhalb der Stadt zu gelangen. Ich freute mich indessen, mein feuchtes Zimmer verlassen zu haben, denn die Sonne kam heraus, zertheilte die trüben, schweren Wolken und beleuchtete sehr vortheilhaft zwei kleine Anhöhen, die rechts von Tunis liegen, und eine der größten Zierden der sonst so flachen öden Umgegend dieser Stadt sind. Unser Gespräch fiel natürlich auf Tunis, und ich äußerte gerade Hrn. R. meinen Wunsch, den Bey zu sehen, als auf einmal ein rasch herannahendes Pferdegetrab und Säbelgeklirr uns veranlaßte still zu stehen, und uns umzusehen. »Der Bey! der Bey!« riefen Hr. und Madame R. zugleich aus, »das ist wahrlich eine Seltenheit und ein Glück, das uns, die wir Tunis schon seit vier Monaten bewohnen,

noch nie zu Theil geworden ist. Kaum hatte ich Zeit meine Lorgnette zu ergreifen, als im raschesten Trabe der ganze Zug blitzschnell an uns vorbei sauste. Die Begleitung, die Guardia nobile des Beys bestand nur, so viel ich im Fluge davon erkennen konnte, aus einigen zwanzig Hambas, d. h. Reitern mit derselben elenden Uniform, wie diejenige des Soldaten, der uns von dem Schiffe »Ville de Bordeaux« nach La Gouletta begleitet hatte. Sechs derselben ritten mit entblößten Säbeln etwas von den andern entfernt voran. Dann folgte der Wagen, worin der Bey mit drei vornehmen Herren saß; es war eine schöne blaue Kutsche mit rothen Rädern, ein Geschenk, welches der Fürst von unserer Königin vor Kurzem empfing und dessen Erscheinung bewerkstelligt hat, daß es jedem frei steht mit vier Pferden zu fahren, eine Auszeichnung, die früher nur dem Bey zukam. Da, um diesen schweren, europäischen Wagen im gehörigen Tempo über die sehr schlechten Wege bei Tunis wegzubringen, der Bey acht Maulthiere anspannen lassen muß, so mag das wohl die Ursache gewesen sein, daß er, da ihm dadurch doch noch eine Auszeichnung zu Theil wird, Privatleuten erlaubt mit vieren zu fahren. Drei der schönen Maulthiere wurden von schlecht gekleideten

Postillonen geritten, der nächste am Wagen hatte nur ein Handmaulthier, die beiden anderen zwei. Ungefähr 20 bis 30 Hambas schlossen in größter Unordnung diesen Zug, die zwei letzten führten ein jeder ein reichgesatteltes Reitpferd, wovon das eine jedoch kaum ein Pferd genannt werden konnte, indem es eins von unseren pygmäischen Shetland-ponies war. Ein Reitpferd ist etwas, wovon, wie es scheint, kein Orientale sich trennen kann, denn stets begleiten eins oder mehrere den Wagen jedes großen Herrn. Mehrere Offiziere sprengten in Unordnung dieser Caravane nach, welche wahrlich mehr einer Räuberbande, als dem Zuge des Gebieters eines Reiches glich. Der Bey und seine Wagengenossen grüßten uns freundlich, allein sie fuhren so schnell, daß ich durchaus keine Zeit hatte, die Gesichtszüge des Beys oder seine Kleidung zu betrachten. Er begab sich nach seiner Lieblingsresidenz Hamamlif; noch lange darauf sahen wir einzelne Nachzügler auf reich gesattelten, kostbaren Pferden vorbei eilen, die von wahrhaft lumpigen Beduinen als Grooms begleitet wurden. Nein, man muß gestehen, die Erscheinung des Sultans von Constantinopel, wenn er am Freitage, um seine Gebete zu verrichten, in seinem wunderschönen Kaik nach einer der berühmten Moscheen fährt,

läßt dem Fremden einen imposanteren Eindruck zurück. Die verschiedenen Luftströme, durch welche wir kamen, um das äußere Thor zu erreichen, waren der Art, daß ich ein Gelübde that, keinen Schritt ohne mein Flacon mit cölnischem Wasser zu unternehmen, denn was das Riechorgan, welches alle Eindrücke so zart empfindet, hier hat schon aushalten müssen, ist ganz unbeschreiblich. Beim Thore, welches nach Hamamlif führt, und durch das wir gingen, befindet sich die schönst Fontaine der ganzen Stadt; ihre Bauart ist einfach und edel, und gewiß aus uralter Zeit. Wenn man das Getreibe der Caravanen, die sich an immerfließenden Brunnen erquicken, betrachtet, so erinnert man sich unwillkürlich an einen Jacob, eine Rebecca und so viele Andere. Hier spriche jeder Gegenstand von einem andern Zeitalter, als dem, worin wir leben, und man glaubt sich ein paar Jahrtausende zurück versetzt. Gleich außerhalb des Thores erblickt und betritt man den größten und ältesten Gottesacker von Tunis. Derselbe erstreckt sich bis auf die Spitze einer der Anhöhen, wovon ich schon vorhin sprach. Aber welch' eine melancholisch öde Gegend bot sich unsern Blicken dar! Nichts als eine Fläche, bedeckt mit Grabmälern, die theils noch aufrecht stan-

den, theils halb, theils ganz verfallen waren; trostlos im höchsten Grade erschien mir dieser Gottesacker, aus welchem nur die muselmännische Eifersucht, selbst nach ihrem Tode, herauszuerkennen war; denn trotz aller meiner Bemühung konnte ich kein anderes Blümchen gewahr werden, als das orangengelbe Ringelblümchen, das bei uns das Sinnbild der Eifersucht ist. Diese Pflanze aber blühte in Hülle und Fülle, und ich fand diese Erscheinung ganz im Einklange mit dem eifersüchtigen Benehmen der Muselmänner gegen ihre Frauen. Wir verfolgten eine Art von Weg auf diesem wahren Schlachtfelde von Gebeinen, Steinen und alten und neuen Marabus, die seit vielen Jahrhunderten, von Menschenhänden unberührt, verwittern; doch nein, ich irre mich; denn beim Anblick einiger frischangestrichener blendendweißer Grabmäler fiel mir der Vergleich des Heilandes ein, wenn er sagt: »Vae vobis, Scribae et Pharisaei: quia similes estis sepulcris dealbatis, quae a focis parent hominibus speciosa, intus vero plena sunt ossibus mortuorum, et omni spurcitia.« Matthäus XXIII, 27. Die Wahrheit dieses Vergleichs traf mich vorzüglich, denn diese von außen so schön übertünchten Gräber »sunt intus

plena ossibus mortuorum et omni spurcitia.« Wir wagten nicht, den gebahnten Weg zu verlassen, denn obschon wir Niemand erblickten, so gaben uns doch einige wie aus der Unterwelt hervorkommende, unheimliche Töne zu erkennen, daß wir von bösen Geistern nicht unbewacht seien; auch versicherte uns Herr R., daß es höchst unvorsichtig sein würde, rechts oder links zwischen die verschiedenen Grabmäler eindringen zu wollen, indem mehrere »Heilige« sogleich aus denselben hervortreten und auf uns zustürzen würden. Die tunesischen Gottesäcker lassen sich ebensowenig mit den constantinopolitanischen, als die Erscheinung des Beys mit der des Sultans vergleichen. Hier sind die Grabmäler mit wenigen Ausnahmen nur Schutthaufen, während in Stambul, Scutari und in andern türkischen Städten dieselben in den graziösesten Formen zwischen dem ernsten stillen Laube der erhabenen Cypressen hervorblicken. Jahrhunderte haben ihre heilige Ruhe über diese Stätten verbreitet; solche meilenweite Waldungen edler, zum Himmel strebender Cypressen sind die besten Beweise davon; bei Tunis aber schmückt kein Baum, kein Strauch, kein Blatt die letzte Heimath des Mauren. Ach! in Scutari, unter jenem herrlichen Schatten der

trauernden Cypressen könnt' ich, däucht mir, still liegen, und das Leben für eine solche Stätte gern verlassen, aber hier bei Tunis, meine ich, müsse man das peinlichste Leben mit allen seinen Qualen freudig wieder erfassen, um solcher trostlosen Verbannung zu entkommen. Eine einzige trauernde Palme erblickte ich beim Thore, allein ihre schönen Formen schienen in der That von dieser traurigen Umgebung gelitten zu haben, ob sie von einem Fichtenbaume, »der einsam im Norden auf kahler Höh' mit weißer Eis- und Schneedecke umhüllt träumte« weiß ich nicht, allein traurig gesenkt war ihr Haupt, und das hübsche Kind des großen lyrischen Dichters Heine fiel mir dabei ein. Der Gottesacker, auf dem wir uns befanden, ist theilweise von einer Hügelkette umringt, deren Anhöhen von dem h. Grabe des Sidi Ali ben Hassan und von der burj (Burg) des Ali Rais, welche über einigen alten ausgedehnten malerischen Marmorbrüchen errichtet ist, gekrönt sind. Ein schmales Thal trennt von dem eben erwähnten Fort die gleichfalls hochliegenden Grabmäler der Lilla Aysha Mauvobiah und der Lalelah, zweier heiliggesprochener Prinzessinnen, der einzigen bekannten dieser Regentschaft. Wenn ein Begräbniß hier zu Lande stattfindet, so bringt

man die Leiche zur Stunde des Nachmittags-gebets nach einer der Moscheen, von wo aus dieselbe alsdann vom größten Theile der Gemeinde nach der Beerdigungsstätte begleitet wird; eine solche Procession geht nicht langsam, sondern man eilt sehr damit, während der ganze Zug einige bezügliche Verse aus dem Koran hersingt. Personen von höherem Stande werden in ihren eigenen Begräbnißstätten beigesetzt. Die blendend weiß übertünchten Kuppeln auf dem Gottesacker deuten immer darauf, daß dort vornehme Personen ruhen. Zwei und sogar drei Monate, nachdem das Begräbniß vollzogen ist, begeben sich die weiblichen Verwandten des Verstorbenen nach dem Gottesacker, wo sie ihre feierlichen Leichenopfer wiederholen. Es war zu spät, um die Höhe des Berges zu erreichen, und die Kälte war so empfindlich, daß wir uns mit einem flüchtigen Blicke auf die Stadt begnügen und unsern langen Rückweg antreten mußten.

Nun erst bemerkten wir, gegen welch' bitter kalten, schneidenden Wind wir zu kämpfen hatten; ich freute mich sehr, daß ich meine dickwattirte Sammtmantille übergeworfen hatte, was aber auch seinen Nachtheil bot, indem sammetne Stoffe, wie es scheint, hier wenig bekannt sind, denn ich

konnte kaum zwanzig Schritte thun, ohne daß Kinder und sogar erwachsene Personen sich mir näherten, um meine Mantille halb neugierig, halb mißtrauisch zu berühren, und sobald sie ihren Wunsch befriedigt und zu meinem großen Leidwesen ihre schmutzigen Hände daran fast abgewischt hatten, sprangen sie zurück und fingen unter sich ein Langes und Breites über dieses Wunder zu erzählen an. Schöne Gruppen maurischer Gebäude, hie und da schlanke Minarets und Palmenbäume, aber vorzüglich die Beobachtung eines von uns so ganz verschiedenen Volkes verkürzte sehr unsern bedeutenden Rückweg, und als wir das Hôtel erreicht hatten, war es bereits fast finster geworden. Den gestrigen Abend brachten wir bei Herrn L. zu; er scheint sich unsrer annehmen zu wollen und in seiner schönen, comfortable und selbst luxuriös eingerichteten Wohnung lebten wir förmlich auf. Das Haus, welches er bewohnt, ist vielleicht das schönste von Tunis und auf europäische Art von einem genuesischen Kaufmann Namens Gueco gebaut. Der große Eingang zu demselben ist indessen noch nicht fertig, und um zu unserm neuen liebenswürdigen Freunde zu gelangen, müssen wir uns gleich Schlangen eine ziemlich

bedeutende Strecke zwischen zwei Mauern durchquetschen. Im Hofe wurden wir, da es jetzt gerade Fastnachtszeit ist, durch die scherzenden, hohen Stimmen verschiedener malteser Masken an mein liebes ewiges Rom erinnert. Ach! ich darf nicht daran denken, indem vorläufig nicht die geringste Aussicht für die Abreise da ist, sonst klopft mir das Herz zu sehr; wir brachten einen sehr angenehmen Abend bei unserm neuen Wirthe zu, der die Gastfreundlichkeit wirklich weitgetrieben, indem er sich nur allein unsertwegen das einzige hier noch zu habende Klavier verschafft hat.

Der Augenblick ist gekommen, wo ich den eigentlichen Glanzpunkt unseres hiesigen Aufenthalts schildern soll, ja, ich will Dir von der früher weltberühmten, weltbeherrschenden Stadt Karthago, von jener Königin des Alterthums erzählen, denn heute betraten wir nach sehnlichstem Wunsche und immer gesteigerten Erwartungen die Stätte, von der die Geschichte uns so unendlich viel Interessantes mittheilt. Wir erfuhren heute von Neuem durch eigene Anschauung, wie nichtig selbst die mächtigsten Werke von Menschenhänden sind, und wie die Jahrhunderte gleich einer unbarmherzigen Sichel fast jedwede

Spur derselben niedermähen. Das göttlichste Wetter, ein Wetter, wie wir im kalten Norden beim ersten Aufblühen des Frühlings, wie aus fremden Zonen uns überkommen, zuweilen genießen, begünstigte unsere interessante Unternehmung. Reitpferde hatten wir nicht erlangen können, und wir mußten uns mit einem viersitzigen Kasten, der freilich Ansprüche auf den Namen eines Malteser Wagens machte, begnügen. Derselbe erwartete uns dicht beim Thor de la Marine, da innerhalb der Stadt Tunis kein einziges noch so unbedeutendes Fuhrwerk zu brauchen ist. Wir waren im Speisesaale mit einem flüchtigen Frühstück beschäftigt, als Herr L. auf ein Mal in die Stube mit den Worten hereinstürzte: »Mein Gott, welche Nachrichten aus Europa!«. Ein Segelschiff, welches nämlich vom günstigsten Winde in drei Tagen von Marseille hierher gepeitscht worden ist, hat die unglaublichsten politischen Berichte gebracht. Ach! ich hätte so gern am heutigen Tage nichts von Europa gehört, ich wollte so ganz dem alten Africa, dem Jahrhundert einer Dido leben, und dennoch mußten diese störenden Nachrichten nicht nur vernommen werden, sondern ihre Beschaffenheit mußte auch bei jedem Europäer die ernstesten Betrachtungen

wecken. Louis Philippe's Dynastie ist gestürzt! Doch hiervon will ich hier nicht sprechen, sondern von unserer Tour nach Karthago. Um 10 Uhr verließen wir das Hôtel, um unsern Wagen zu erreichen. Aus dem Thore de la Marine gelangt, fuhren wir eine lange Strecke durch eine der Vorstädte und passirten dann durch das äußere Thor »Khartaginah.« Dasselbe ist der einzige Gegenstand, welcher durch seinen Namen das Dasein einer Stadt wie Karthago andeutet, und welches in der That nach den Ruinen dieser einstigen Weltbeherrscherin führt. Außerhalb des Thores hörte jedwegliche Spur eines Weges oder Steges auf und wir wurden auf's Rücksichtsloseste über eine weite Ebene von steinhart gewordenem, fußtief gelöchertem Kothe dermaaßen geschaukelt, daß wir jeden Augenblick uns darauf gefaßt machten, entweder eins der Pferde sich ein Bein brechen, oder den krachenden Wagen eines seiner Räder verlieren zu sehen. Nach einer halben Stunde so zweifelhaften Genusses gestaltete sich unsere Lage leidlicher. Der Grund wurde ebner und die bis jetzt flache, todte Gegend bot nicht nur einige Abwechselung, sondern unsern durstigen Blicken selbst ein köstliches, ächt orientalisches Bild dar. Das Meer ließen wir etwas rechts

liegen und sahen von demselben nur einen kleinen spiegelblanken, silbernen Streif, der wie eine Schnur an den prächtigen Bergen El Nessaß und Hammamlif emporlief und von unzähligen schönen Oelbäumen ab und zu unterbrochen wurde. Viele Tribus befanden sich in dem Olivenhaine; da aber jedes Zelt, um seine Bewohner vor Kälte, Nässe oder später vor der Gluth der Sonnenstrahlen zu schützen, von Olivenzweigen festungsartig umringt war, so hielt es sehr schwer, die Zelte von den wirklichen Bäumen zu unterscheiden. Das smaragdgrüne, frisch aufschießende Korn der umliegenden Felder contrastirte wunderschön mit dem ernsten Laube der alten Oelbäume, welches sich links bis oben auf eine allmälig aufsteigende Anhöhe, Namens Belvedere — wo in günstiger Jahreszeit die europäische schöne Welt von Tunis zu Pferde sich gern zeigt und gern Andere sieht — erstreckt. Bald nah, bald fern sahen wir colossale Trümmer einer riesenartigen Wasserleitung, wovon ich später ausführlicher schreiben werde. Auf der ganzen Fahrt begegneten wir keinem menschlichen Wesen, allein der unendlich großartige Charakter dieser gleichsam über ihrem früheren Glanze trauernd nachsinnenden Natur erfüllte mich dermaaßen, daß wir, bevor ich es gewahr wurde, nach zwei und

einer halben Stunde die Anhöhe unweit Karthago, wo König Louis Philippe dem heil. Ludwig eine kleine Kapelle errichten ließ, erreicht hatten. — Der Tod dieses christlichen Königs und die damit verbundenen Ereignisse scheinen mir zu interessant, als daß ich sie ganz unerwähnt lassen sollte. Als die tunesische Regentschaft von einem Prinzen, den die franz. Historiker Omar el Muley Mytauca nennen, beherrscht wurde, that Ludwig IX., König der Franzosen, einen Kreuzzug gegen dieses Land. Der Zweck dieses Unternehmens war, ein Räubernest zu vernichten, welches nicht nur das mittelländische Meer unsicher machte, sondern auch die den christlichen Armeen nach Palästina geschickten Hülfstruppen auffing und den Sultan von Egypten mit Pferden, Waffen und Soldaten versorgte. Auch glaubten die Kreuzfahrer, daß die Unterjochung von Tunis ihre späteren Fahrten nach dem heiligen Lande erleichtern würde. Im Juli 1270 segelten die französischen Truppen in die Bai von Tunis und nahmen Besitz vom Vaterlande des Hannibal mit den Worten: »Wir bemächtigen uns dieses Landes im Namen unsers Heilandes Jesus Christus und seines Stellvertreters Ludwig, Königs von Frankreich.« Der Monarch beschloß, bevor er Tunis angreife, Karthago

zu unterjochen. Auf den Ruinen der früheren großen Stadt waren damals in den letzten Jahren mehrere schöne Gebäude errichtet worden, und eine reiche befestigte Handelsstadt blühte hier auf. Chateaubriand sagt vom Unternehmen des heiligen Ludwig: »Kaum hatte er das Meer durchkreuzt, so schien es, als ob das Glück ihn verlassen habe und er bestimmt gewesen sei, den Ungläubigen ein seltsames Beispiel von Heroismus im Unglück zu geben.« Der heilige Ludwig sah wohl ein, daß sein Vorhaben so lange unausführbar sei, bis er Hülfstruppen von seinem Bruder Karl I., dem Könige von Sicilien, empfangen habe. Er war also genöthigt, sich auf dem Isthmus zu verschanzen, und während er hier mit seinem Heere die entfernte Hülfe erwartete, wurde seine Armee von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, die dieselbe in wenig Tagen zur Hälfte hinwegraffte; auch die Gluth der africanischen Sonne tödtete viele Soldaten, die an mildere Zonen gewöhnt waren. Die Mauren ersannen, um die Leiden der Christen zu vervielfältigen, Maschinen, mit welchen sie den heißen Sand des Bodens emporheben konnten, und indem sie denselben beim heftigen Südwind nach ihnen hintrieben, fügten sie den Christen eine Plage zu, gleich der, welche die

Reisenden in der Wüste zu ertragen haben. Die Lebenden waren nicht zahlreich genug, um die Todten zu beerdigen; bald füllten sich die Gräben des Lagers mit Leichen an. Schon waren alle Edelleute des Heeres, selbst des Königs Lieblingssohn, der Herzog von Nevers, dieser Seuche zum Opfer gefallen, als Ludwig von derselben heimgesucht wurde. Das Herannahen seines Endes fühlend, befahl der König, man möge ihn auf ein Aschenbett legen, und als er daselbst mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Blicken den Tod erwartete, erschien auf ein Mal in weiter Ferne die Flotte des Königs von Sicilien. Unglückliche Soldaten, die selbst nur wenige Stunden noch zu leben hatten, verließen ihr Todeslager, um sich ihrem sterbenden Monarchen zu nahen. Die Luft ertönte vom Trompetenschall der landenden sicilianischen Kreuzfahrer; ach! durch das lange Ausbleiben war ihre Hülfe nutzlos geworden. Als das vom Hülfsheere gegebene Zeichen der Ankunft unerwiedert blieb, befürchtete Karl irgend einen Unglücksfall. Er landete mit böser Ahnung im Herzen. Kaum hatte er den Fuß an's Land gesetzt, so bemerkte er, daß die Wachen mit trauerverkündenden Gesichtern die Lanzenspitzen zur Erde gekehrt

hatten. Er stürzt in das Zelt seines königlichen Bruders und erblickt dort auf dem bescheidenen Lager, welches Letzterer sich erbeten hatte, eine Leiche! Das ereignete sich am 25. August 1270. 1840 schenkte der jetzige Bey Achmet dem Könige Louis Philippe die östlich von der Gouletta gelegene Anhöhe, welche seit dem 25. August 1841, als die darauf errichtete Kapelle dem Andenken des heiligen Ludwig geweiht wurde, den Namen »Mont St Louis« empfangen hat. Diese ist einer der höchsten Punkte des alten Karthago. Das Heer des heil. Ludwig war unmittelbar in der Nähe der Ruinen der Stadt gelagert, und sein Bruder Karl I., die ansteckende Krankheit befürchtend, schlug sein Lager eine Meile davon entfernt auf. Wenige Tage nach dem Tode des heil. Ludwig versuchten die Mauren einen Ueberfall auf die Christen, allein die Franzosen, Engländer und Italiener fielen über die Muselmänner mit solcher Wuth her, daß Letztere mit einem Verluste von 3000 Mann in die Flucht geschlagen wurden. Mehrere andere Gefechte, in welchen die Kreuzfahrer ebenfalls glücklich waren, bewiesen dem Herrscher von Tunis, daß das Heer seiner Feinde dem seinigen sehr überlegen sei. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als Frieden von Karl I. zu erbitten,

welchen er auch unter folgenden Bedingungen erlangte: Tunis sollte alle Unkosten der Expedition tragen, die mit Tunis handelnden Kaufleute sollten von allen Abgaben frei bleiben; Tunis sollte endlich dem Könige von Sicilien Karl I. eine jährliche Summe von 400,000 Piastern entrichten. Nachdem dieser Friedenscontract geschlossen war, kehrte Karl I. mit seinem ganzen Heere mit großer Beute nach Europa zurück. Die Eingeweide seines königlichen Bruders ließ er in der herrlichen Kirche zu Monreale bei Palermo beisetzen, während sein Herz und seine Gebeine in der Abtei des heiligen Dionysius ruhen. Die dem heiligen Ludwig geweihte Kapelle bietet an und für sich nichts Sehenswerthes dar, sie ist in einem ziemlich geschmacklosen, gothischen Style gebaut. Als Inschrift liest man über der Thür: »Louis Philippe roi des Français a erigé ce monument en l'an 1841, sur la place où expira le roi St. Louis son aïeul.« Innerhalb derselben ist nichts als eine auf dem Altar stehende Statue des heiligen Ludwig. Um die Kapelle ist ein guterhaltener von einer Mauer umgebener Garten; die Aussicht von hier nach dem Meere zu ist wohl mit eine der großartigsten, die ich gesehen habe. Man befindet sich ohngefähr zehn Minuten vom

Bayerische Staatsbibliothek München

Meere entfernt, und ist nur durch ein gepflügtes Feld davon getrennt, so daß das Auge ungestört über die Fluthen hinausschweifen kann. Daß das Einfache stets die Begleiterin des Schönen und Edlen ist, beweist mir von Neuem die Aussicht, welche mich heute hier so gefesselt und welche mich jetzt noch in Gedanken, in Entzücken versetzt. Die am andern Ufer der Bai liegende unvergleichlich schöne Bergkette, deren schroffe Formen mit jenen Griechenlands wetteifern können, war so herrlich beleuchtet, daß jede Schlucht, jede Vertiefung und jeder Schatten sich deutlich erkennen ließ. Kein Lüftchen regte sich und störte die imposante Ruhe der spiegelglatten Bai. Der Himmel verherrlichte durch seinen lichten Glanz die ganze Natur, welche durch unzählig viele geschichtliche Erinnerungen diesem köstlichen Bilde eine Art von Weihe verlieh. Süßduftender Goldlack, diese Blume der Trümmer, dieser Schmuck der verfallenen Paläste blühete im Ueberfluß im Garten um die Kapelle. Viele nennenswerthe Bruchstücke und guterhaltene Kunstgegenstände aus Karthago sind dort ebenfalls geschmackvoll angebracht. Das bedeutendste ist ein fünf bis sechs Fuß hoher weiß marmorner Kopf einer Juno oder Minerva oder Hebe. Die wenig hierher reisenden Alter-

Bayerische Staatsbibliothek München

thumskenner sind nicht einig darüber, wem dieser Kopf zukommt, und ich werde mich wohl weislich hüten, sie aus der Verlegenheit durch meinen Ausspruch zu ziehen, obschon das Diadem mich verleitete, diese Büste für eine der blauäugigen Göttin Pallas Athene zu halten. An dem Piedestal dieses Kopfes steht: »Trouvé dans les ruines de Carthage, 10. Août 1847 et donné par son A. R. le Bey de Tunis à Monsieur de Laporte Gérant de Consulat général de France.« Dieses Kunstwerk ist bis auf ein paar höchst unbedeutende Stücke, die an den Augenlidern fehlen, so gut erhalten, als ob es eben dem Meißel seines Schöpfers entschlüpft wäre. Die berühmte Maske in der Villa Ludovisi in Rom, deren Ausdruck jedoch schöner ist, fiel mir beim Betrachten dieses kolossalen Kopfes ein. Letzterer muß wohl über irgend einem Portico festgemauert gewesen sein, denn wäre es ein Bruchstück, so würde der Hals da, wo er aufhört, nicht so sorgfältig abgerundet sein. Zwei schön cannelirte Säulen sind eine der größten Zierden dieses Gartens und zeichneten sich gegen den zarten, durchsichtigen Himmel prächtig ab. Dicht bei der einen derselben, die sich am Eingange rechts befindet, sieht man eine aus verschiedenen schönen Bruchstücken geschmackvoll zusammengesetzte Fontaine.

Das Wasser derselben sprudelt aus einem Piedestal, worauf sich der Torso einer weiblichen, mit seltener Kunst ausgeführten Figur befindet. Das Bassin, welches das Wasser empfängt, ist länglich und der Boden desselben besteht aus einer schönen Mosaik und stellt auf einem weißen Grunde viele Krebse, Fische, Sepiamuscheln rc. rc. vor. Der Torso ist von schönem weißen Marmor aus einer guten Zeit, am Piedestal steht: »Statue de Thisdrus: mosaique de Selecta 1845.« Nun sagten wir diesem Flecke Lebewohl, wo die Hand eines Königs dem Ruhm seines edlen Vorfahren an der wilden Küste Africa's ein Denkmal setzend, dem Reisenden ein wohlthuendes Anzeichen von Civilisation hervorgezaubert hat, und richteten Schritte und Blicke den jetzt noch vorhandenen wenigen Ruinen der früher so großen Stadt zu. Doch bevor ich von denselben erzähle, muß ich zur Vervollständigung dieser Blätter noch einen flüchtigen Rückblick auf die mannigfaltigen Schicksale Karthagos werfen.

Urbs antiqua fuit (Tyrii tenuere coloni)
Carthago, Italiam contra, Tiberinaque longe
Ostia, dives opum studiisque asperrima belli:
Quam Juno fertur terris magis omnibus unam
Post habita coluisse Samo. Hic illius arma,

Hic currus fuit: hoc regnum Dea gentibus esse,
Si qua fata sinant, jam tum tenditque fovetque.
Aen. Liber 1 v. 16.

Diese im Alterthum berühmteste Stadt Africa's, Hauptstadt einer mächtigen und reichen Handelsrepublik, wurde von Dido, Tochter des Murgenus, Königs von Tyrus-Karthago, 883 vor Christus gegründet. Da, wie »Bochart« berichtet, alle karthagischen Namen eine Bedeutung haben, so soll auch derjenige von Dido »zu wandern« heißen, und bevor diese Prinzessin, um der Grausamkeit ihres Bruders Pygmalion zu entgehen, der nach ihrem Reichthum lüstern ihren Gemahl Sichäus ermordete, aus Phönicien flüchtete und in diese Gegend kam, soll die Stadt Elissa, d. h. »Divina virgo« genannt worden sein. Ob die Sage, daß die Einwohner der Dido soviel Land überließen, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken konnte, und daß dieselbe, eine große List anwendend, die Haut in so dünne Riemen zerschnitt, daß sie ein beträchtliches Stück Land damit umziehen konnte, wahr ist, will ich unentschieden lassen. So viel ist gewiß, daß der Umfang von Karthago sehr bedeutend gewesen sein muß, denn Livius sagt uns, daß derselbe ungefähr vier und zwanzig römische Meilen be-

tragen habe. »Carthago in circuitu mill. XXIV. passus patens«. Wäre auch nur die Angabe vom Dr. Shaw, der von fünfzehn bis neunzehn römischen Meilen spricht, wahr, so bliebe die Größe von Karthago noch immer eine ganz beträchtliche. Diese später so mächtige Stadt, bei deren bloßem Namen Rom selbst öfters erzitterte, wurde von Dido Kartahhadtha, d. h. »die neue Stadt« im Gegensatze mit einer andern nicht weit davon gelegenen und welche dann den Namen »Alica« die alte Stadt« bekam, genannt. Dido fing damit an eine Burg zu erbauen, die den Namen Byrsa, d. h. Ochsenhaut, erhielt; um diese Burg herum entstand nach und nach die Stadt; da bei der Erbauung der Häuser an einer Stelle ein Pferdekopf — Symbol der Macht und des Reichthums — aufgefunden wurde, so wählte man vielleicht aus diesem Grunde das Pferd zum Wappen dieser Stadt. Ihrem neu gegründeten Staate gab Dido treffliche Einrichtungen, und bald erhob sich die junge Colonie zu einer blühenden Macht. Die erste Periode der Geschichte Karthagos geht bis zum Anfange des Krieges mit Syrakus, von 878 — 480 vor Christus. Karthago breitete sich in Africa und Sardinien aus, führte Handelskriege mit den

Massiliern und Etruskern und schloß um 509 vor Christus mit Rom einen Handelsvertrag, dessen Urkunde noch vorhanden ist. Die Karthager richteten hierauf ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung von Sicilien. Mago, der Schöpfer der karthagischen Kriegsmacht, und seine Söhne Hasdrubal und Hamilkar nahmen die Inseln des westlichen Mittelmeeres in Besitz. Damit beginnt Karthagos zweite glänzendste Periode, welche bis zum Anfange der Kriege mit Rom 265 vor Christus reicht. Als Xerxes gegen Griechenland seinen Kriegszug unternahm, schloß Karthago ein Bündniß mit ihm gegen den König Gelon von Syrakus, wurde aber bei Himera 408 geschlagen, mußte um Frieden bitten und die Menschenopfer abschaffen. In dem Kriege mit dem folgenden Könige Hiero eroberten die Karthager die Städte Selinus, Himera und Agrigent (das jetzige Girgenti); Dionysius der Aeltere erzwang einen kurzen Frieden. Seitdem aber Timoleon Syrakus und Sicilien von der Tyrannei befreit hatte, waren die Karthager meist unglücklich. Ansteckende Krankheiten, noch öfter Meutereien, schwächten Karthago. Alexandrias Handel verdrängte Karthago aus der östlichen Hälfte des Mittelmeeres und Ost-Africa. Als

Sicilien unter der Tyrannei des Agathokles litt, mischte sich Karthago auf's Neue in dessen Angelegenheiten, sah sich aber von jenem in seinen eignen Staaten angegriffen und hart bedrängt. Nach dem Tode des Agathokles nahm es wiederum Theil an den Händeln Siciliens, als hier die Streitigkeiten mit den Hülfstruppen desselben, den Mamertinern, ausbrachen. Diese Gelegenheit benutzten die Römer, um die Karthager aus Sicilien zu verdrängen, obgleich die Karthager früher den Römern 275 gegen Pyrrhus von Epirus in Sicilien und Unteritalien Beistand geleistet hatten. Damit fängt die dritte Periode an: der dreimal erneuerte Kampf Roms und Karthagos um Herrschaft und politische Macht dauerte von 264 bis 146. Der erste punische Krieg währte 23 Jahre. Karthagos Heere und Flotten wurden geschlagen. Karthago verlor durch den Frieden 241 alle Besitzungen auf Sicilien und die umliegenden Inseln außer Malta, seiner Vormauer gegen Italien. Hierauf griffen die Miethstruppen, welchen das erschöpfte Karthago den rückständigen Sold nicht bezahlen konnte, zu den Waffen. Hamilkar Barkas schlug sie und stellte Karthagos Macht in Africa wieder her. Allein Sardinien, wo die Miethstruppen von

Karthago abgefallen waren, wurde genommen ungeachtet des Friedens mit Karthago.

Darauf beschloß Hamilkar, das Haupt der demokratischen Partei, Spanien zu erobern, dessen reiche Bergwerke die Karthager reizen mußten. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens binnen siebenzehn Jahren verdankte Karthago dem Stamme des Barkas, aus welchem die Namen eines Hamilkar, Hasdrubal und Hannibal hervorstrahlen. Zur Behauptung dieser Eroberung gründete Hasdrubal Neukarthago — die mächtigste aller karthaginiensischen Colonieen, die an den Küsten der Provinz »Murcia« in Spanien liegt und heut zu Tage noch den Namen Karthagena trägt. Der zweite punische Krieg dauerte siebzehn Jahre, von 218 bis 201, aber, so groß der Feldherr war, der ihn führte, endigte er doch mit Karthagos Demüthigung. Die Römer schickten ihren trefflichen Feldherrn, Scipio den Jüngern, der bisher in Spanien gestanden hatte, nach Africa (204), um die Karthager in ihrem eigenen Lande anzugreifen und so vielleicht den Hannibal aus der gefährlichen Nähe Roms zu entfernen, die Karthager waren schon für ihre Hauptstadt besorgt und riefen schleunigst den Hannibal zur Rettung der Vaterstadt nach Africa zurück.

Der edle Führer folgte dem Befehle mit Schmerz und Entrüstung, indem er ausrief: »Nicht die Römer, der Senat von Karthago hat den Hannibal überwunden.« Finster ging er an Bord des Schiffes, welches ihn aus dem Lande trug, in welchem er dreizehn Jahre nach der Schlacht bei Cannä und sechszehn Jahre überhaupt unerschütterlich gestanden, gesiegt und gekämpft hatte. Zu Rom wurde sein Abzug durch glänzende Feste und Opfer gefeiert. Er landete bei Leptis und begegnete dem Scipio in den Ebenen von Zama, 5 Tagereisen von Karthago. Er sah wohl, wie sehr ihm Scipio überlegen, und ließ ihn deshalb zu einer Zusammenkunft einladen, um ihm den Frieden anzubieten. Auf einem Hügel zwischen beiden Lagern kamen die beiden größten Feldherrn ihres Zeitalters zusammen. Eine Zeitlang standen beide sprachlos sich gegenüber, einer für den andern voll Bewunderung: Scipio in der Blüthe des Lebens und im Sonnenglanze des Glückes, Hannibal schon etwas alternd und von Gram getrübt. Dann rieth Hannibal zum Frieden, indem er den Scipio an den möglichen Wechsel des Glückes erinnerte, den er selbst schon erfahren habe, und bot ihm als Preis des Friedens die Abtretung Spaniens und aller Inseln im

Mittelmeere an. Scipio aber forderte im stolzen Vorgefühl des Sieges unbedingte Unterwerfung. Das konnte Hannibal nicht zugestehen, unverrichteter Sache gingen sie wieder auseinander. Am andern Morgen begann der blutige Kampf. Mit Muth und Anstrengung fochten beide Heere, aber die Kräfte waren zu ungleich. Hannibal hatte außer wenigen Kerntruppen, die er aus Italien mitgebracht, nur ungeübte, erst vor Kurzem geworbene Miethsoldaten. Er ermunterte sie durch Wort und That; aber sein muthiger Schlachtruf verhallte wie ein mattrollender Donner; von allen Seiten wich das feige Miethsgesindel zurück. Am hartnäckigsten fochten noch die altgedienten Krieger, die er selbst anführte. Er stand wie sonst, mitten im Gedränge, wo der Kampf am hitzigsten war, ihnen zur Seite. Alle Angriffe der Römer wurden von diesen Tapfern mit unerschütterlichem Muthe zurückgeschlagen. Endlich jedoch mußten sie unterliegen. Hannibal selbst rettete sich nur noch eben mit wenigen Reitern durch schleunige Flucht. Diesen herrlichen Sieg bei Zama gewannen die Römer im Jahre 201. Jetzt mußte sich wohl das tiefgebeugte Karthago alle Bedingungen des Friedens gefallen lassen, die der siegreiche Scipio ihm vor-

schrieb. Es mußte auf Spanien, seine letzte Kraft, Verzicht thun, seine Flotte bis auf zehn kleine Schiffe, zur Nothwehr gegen Seeräuber, verbrennen, binnen 50 Jahren 10,000 Talente — über 12 Mill. Thaler — Kriegskosten bezahlen, und geloben, keinen Krieg gegen die Erlaubniß der Römer, am wenigsten gegen einen römischen Bundesgenossen, zu führen. Hannibal sah mit zerrissener Seele den ersten Tribut eintreiben. Eine höchst drückende Kopfsteuer war ausgeschrieben worden, und Alles weinte. Hannibal aber lachte bitter und sagte: »Damals hättet ihr weinen sollen, als ihr vor den Feinden flohet, als euch die Waffen genommen und die Schiffe verbrannt wurden!« Scipio kehrte in einem ununterbrochenen Triumphzuge nach Rom zurück und nahm den Beinamen »Africanus« an. Eine so tiefe Erniedrigung seiner Vaterstadt konnte Hannibal nicht verschmerzen. Er sah sich nach einer Gelegenheit um, derselben wieder aufzuhelfen. Dem damals in Syrien herrschenden kriegerischen König Antiochus schickte er heimlich Briefe, um ihn zu bewegen, die Römer in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Dieser Plan ward verrathen. Sofort kamen römische Abgeordnete nach Karthago und forderten drohend die Auslieferung

Hannibals. Aber dieser hatte sich schon heimlich in der Nacht zu Schiffe davon gemacht und fuhr mit wenigen Getreuen zum Könige Antiochus. Da dieser dem Rathe Hannibals nicht folgen wollte, floh Letzterer schnell zum Prusias, Könige von Bythinien und reizte auch diesen zum Kriege gegen die Römer. Kaum angekommen, erschienen auch hier die Abgeordneten und forderten drohend die Auslieferung des Hannibal. Der erschrockene König ließ das Haus Hannibals mit Wachen besetzen und alle Auswege zur Flucht sorgfältig versperren. Da blieb ihm nur ein einziges Rettungsmittel, wenn er nicht schimpflich, als Sklave gefesselt, nach Rom geführt werden wollte, ein wenig Gift, das er immer in einem Ringe bei sich trug. Er zog es hervor, und als die Bewaffneten hereintraten, nahm er es mit den Worten: »So will ich denn die Römer von ihren langen ängstlichen Sorgen befreien, weil sie doch den Tod eines alten Mannes nicht abwarten können.« Das Betragen, welches Hannibal sein ganzes Leben hindurch gegen die Römer an den Tag legte, erklärt sich aus folgendem Schwure, den er als neunjähriger Knabe seinem Vater gegen dieses Volk gab. »Pater, inquit, meus Hamilcar, puerulo me, utpote non amplius novem annos

nato, in Hispaniam imperator proficiscens Carthagine, Jovi optimo maximo hostias immolavit. Quae divina res dum conficiebatur, quaesivit a me, vellemne secum in castro proficisci? Id quum libenter accepissem, atque ab eo petere coepissem, ne dubitaret ducere; tum ille, faciam, inquit, si fidem mihi, quam postulo, dederis. Simul me ad aram adduxit, apud quam sacrificare instituerat; eamque, ceteris remotis, tenentem jurare jussit, nunquam me in amicitia cum Romanis fore. Id ego jusjurandum, patri datum, usque ad hanc aetatem ita conservavi, ut nemini dubium esse debeat, quin reliquo tempore eadem mente sim futurus. Quare, si quid amice de Romanis cogitabis, non imprudenter feceris, si me celaris; quum quidem bellum parabis, te ipsum frustraberis, si non me in eo principem posueris.« (Nep.: »Hannibal.«) Dieser große Held starb im Jahre 183. Er erntete eben so wenig den Lohn seiner Thaten, als sein Ueberwinder Scipio, der als Verbannter außerhalb seiner undankbaren Vaterstadt in demselben Jahre starb. Die Römer fürchteten Karthago noch selbst nach seinem tiefen Falle. Denn sein Handel fing allmälig wieder an zu blühen, und das Volk lebte

wieder auf. Jetzt mochten die herrschsüchtigen Römer wohl bedauern, die Stadt nicht lieber gleich nach der Schlacht bei Zama vertilgt zu haben. Zu einem solchen Zerstörungsplane reizte sie vorzüglich der alte strenge Senator Cato, sei es aus Haß gegen Karthago oder aus Furcht vor demselben. Jede öffentliche Rede, die er hielt, schloß bekanntlich mit den Worten: »praeterea censeo, Carthaginem esse delendam.« Aber Karthago trieb ruhig seinen Handel und hütete sich wohl, die Römer zu beleidigen. Massinissa, der König des benachbarten Numidiens, ein Freund und Bundesgenosse der Römer, fiel ohne alles Recht in das Gebiet der Karthager ein, da er wohl wußte, daß jene nicht zu den Waffen greifen durften; vielleicht war er selbst von den Römern dazu aufgehetzt worden, um nur eine Veranlassung zu einem Vertilgungskriege gegen Karthago zu finden. Die bedrängten Karthager erhoben hierüber bittere Klagen gegen Rom, da sie aber kaum angehört wurden, gebrauchten sie endlich das Recht der Nothwehr und ergriffen gegen den übermüthigen Nachbar die Waffen. Zu gleicher Zeit schickten sie aber schleunigst Gesandte nach Rom, um wegen dieser Nothwehr um Verzeihung zu bitten und Land und Volk den Römern

zu unterwerfen. Als Unterpfand ihrer Unterwerfung forderten die Römer von den Karthagern 300 der vornehmsten Jünglinge, die ihnen auch ausgeliefert wurden. Dennoch gingen die Consuln, weil der Untergang der alten Feindin heimlich beschlossen war, von Sicilien aus unter Segel und landeten an der africanischen Küste. Jetzt forderten sie die Auslieferung der Schiffe; auch diese wurden übergeben. Die Römer verbrannten sie mit höhnendem Uebermuthe vor den Augen des zitternden Volkes. »Auslieferung aller Waffen und Kriegsvorräthe!« lautete da wieder der Befehl. Mit schweigender Angst geben die Karthager auch diese hin. Nachdem sie so entwaffnet und aller Vertheidigungsmittel beraubt waren, kam der letzte und furchtbarste Befehl: auszuziehen mit Weib und Kind aus der Heimath, zu zerstören mit eigener Hand die Stadt, und einige Meilen von der Küste sich neue Hütten zu bauen! »Legati triginta Romani venerunt, per quos Carthaginenses se dedebant. Catonis sententia pervicit, ut decreto perstaretur: et ut consules quam primum proficiscerentur ad bellum. Qui ubi in Africam transierunt, acceptis, quos imperaverunt, trecentis obsidibus, et armis, omnibusque instrumentis belli, si qua Carthagine

essent: tunc cum ex autoritate patrum juberent, ut in alium locum dum procul a mari decem millia passuum, nec minus remotum oppidum facerent.« Epit. Liviana 49. Liber. Da aber gerieth ganz Karthago in Wuth und Verzweiflung: »indignitate rei ad bellandum Carthaginenses compulerunt.« Alles verwünschte und verfluchte den römischen Namen. Sie schwuren mit ihrer Stadt unterzugehen. Sofort begannen die Nothanstalten der Gegenwehr. Die Thore wurden verrammelt, der Hafen mit einer langen Zugkette gesperrt, die Giebel der Häuser abgetragen, um sie zum Schiffbaue zu gebrauchen. Ganz Karthago glich einer großen Werkstätte; in allen Straßen wurde gehämmert, gehobelt, geschmolzen. Die Weiber gaben ihr goldenes und silbernes Geschmeide zu Pfeilen hin, ja sie schnitten ihr langes Haar ab, um Taue und Sehnen zu flechten, eine halbe Million Menschen wetteiferten in Darbringung freiwilliger Gaben und Opfer. Vor den Thoren stand ihr Feldherr Hasdrubal mit einem Heere. Zwei Jahre lang schlugen die Verzweifelnden alle Angriffe der Belagerer siegreich zurück; da sandten die Römer den Consul Scipio Aemilianus. Dieser berühmte Kriegesheld erstürmte endlich im dritten Jahre

der Belagerung 146 die Mauern, und die Römer drangen hinein. Ein furchtbares Gemetzel begann jetzt in den Straßen, in den Häusern, sechs Tage lang, mitten zwischen den Trümmern und Flammen der brennenden Stadt. Siebzehn Tage hindurch stand sie in heller Lohe. Was des Römers Schwert nicht nahm, gab sich selbst den Tod. Trotz dieser gänzlichen Niederlage, und trotz der unendlich großen Summen, welche der Krieg verschlungen hatte, soll sich dennoch, selbst nachdem die Stadt den Truppen des Scipio zur Plünderung übergeben worden war, 1,500,000 Pfund Sterl. an Werth daselbst vorgefunden haben. Der edle Anführer Scipio vergoß bei dem Anblicke des namenlosen Elends, unter düsterer Ahnung des künftigen Schicksals seiner eigenen Vaterstadt, Thränen der Wehmuth. Nach der mörderischen Vertheidigung waren kaum noch fünfzig tausend Unglückliche übrig, die zu Sklaven gemacht wurden. Das karthagische Gebiet wurde unter dem Namen Africa eine römische Provinz 146. So sank Karthago, die Handelskönigin der Welt, in Schutt und Asche:

»Progeniem sed enim Trojano a sanguine
duci,

Audierat (Juno), Tyrius olim quae verteret arces.
Hinc populum, late regem, belloque superbum,
Venturum excidio Lybyae: sic volvere Parcas.«
Aen.: liber 1, v. 23.

Wilde Thiere und ein barbarisches Volk hausen jetzt auf der Stätte, wo Karthago 700 Jahre lang im regen Kunstfleiße stand und blühte. Cäsar führte eine Colonie nach dem zerstörten Karthago, und Augustus bevölkerte sie auf's Neue. Diese Stadt gewann wieder einigen Flor, wurde aber 312 n. Chr. von Maxentius niedergebrannt; vom J. 429 bis 534 n. Chr. herrschten hier selbst die Vandalen. 533 eroberte Belisar Karthago auf Befehl des Justinian. 698 bemächtigten sich die Saracenen dieser Stadt und zerstörten dieselbe gänzlich. Seitdem ist sie bis auf die kurze Periode im Jahre 1270, als die Franzosen unter dem heiligen Ludwig, und im Jahre 1535, als die Spanier unter Karl V. hier waren, immer der muselmännischen Herrschaft unterworfen geblieben. Was ist aber jetzt von dieser einst so gefürchteten Nebenbuhlerin Roms noch zu sehen? Was sagt ein Reisebuch von der früheren Pracht und Herrlichkeit,

die hier ihren Sitz hatte? Ach, nichts! nichts!

»Giace l'alta Cartagine, ea pena segni
Del l'alte sue ruine il lido serba«

sind leider, leider nur zu treffende wahre Worte! Selbst der Name dieser stolzen Herrscherin über mächtige Land- und Seeheere, dieser Königin der Handelswelt, vor welcher Africa, Spanien, Sicilien, Sardinien, Corsica und selbst Italien sich beugen mußten, ist den jetzigen Bewohnern dieses Landes fast ein fremder Laut: »Sic transit gloria mundi!« Heut' zu Tage sind ein einziges am Strande aufgeschlagenes Zelt, unter welchem einige höchst verdächtig aussehende Araber mit langen Flinten sich als eine Art von Douaniers aufhalten, der Marabu von Abd-el-Apiz, das Fort, wo der heilige Ludwig fiel, und die kleine Kapelle, die ihm Louis Philippe daselbst errichten ließ, die einzigen menschlichen Wohnungen, die sich auf einem Flecke befinden, wo früher stolze Mauern fast eine Million von tapfern Kriegern und thätigen Bürgern einschlossen. Außer einem einzelnen Soldaten, der sich vielleicht zufällig nach dem Fort begiebt, oder einem nachdenklichen — freilich nicht über die Schicksale dieser feierlichen Stätte sinnenden — Schäfer, der seine

Heerde Ziegen grasen läßt, sieht man kein lebendes Wesen. Einsamkeit und Grabesstille üben eine unbestrittene Herrschaft über diesen interessanten Schauplatz, dessen Anblick mich sehr wehmüthig stimmte . . . . . Vom schönen Tempel der Juno, von welchem Virgil: »Hic templum Junoni ingens Sidonia Dido condebat« sagt, von allen königlichen Palästen und Prachtgebäuden, die vor Jahrtausenden diese Stätte bedeckten, ja selbst vom herrlichen Tempel des Aesculap, zu welchem, wie Arrian und Livius berichten, eine majestätische Treppe von sechszig Stufen vom Meeresufer hinaufführte, sind nur einige Ueberreste prächtiger Marmorsäulen zu sehen. Unzählige Bruchstücke von Porphyr, rosso, verde und giallo antico, ja sogar kleine Stücke von Lapis lazuli, Ueberbleibsel von altem verschmolzenen Glase und Mosaiken bedecken diesen Boden, der für den Reisenden dadurch ganz besonderes Interesse hat, weil es hier war, wo Hasdrubals Weib sich mit ihren beiden Kindern aus der Burg edelmüthig in die Flammen stürzte, um dem Joche ihrer übermüthigen Besieger zu entgehen. »Ultimo urbis excidio cum se Asdrubal Scipioni dedidisset, uxor eius, quae paucis ante diebus de marito

impetrare non potuerat ut ad victorem transfugeret, se flagrantis in medium urbis incendium duobus cum liberis ex arce praecipitavit,« Epit.: Liviana, 51. lib. Die Anhöhe, worauf die »Byrsa« stand, war an der Südseite von einer dreifachen Mauer umgeben. Dieselbe erreichte ohne die Thürme, die jedesmal fünfhundert Fuß von einander entfernt standen, die sehr bedeutende Höhe von drei und vierzig Fuß. Diese Thürme hatten vier Stock, und ihr Fundament ging bis dreißig Fuß unter die Erde. Sie waren so eingerichtet, daß außer den nöthigen Vorräthen für mehrere Monate, dreihundert Elephanten, viertausend Pferde und vierundzwanzig tausend Mann beherbergt werden konnten. Alle hervorragenden Gebäude dieser Riesenstadt waren mit kleinen unregelmäßig geformten, von vielem harten Mörtel beworfenen Steinen gebaut. Das besterhaltene, oder vielmehr das einzige erkenntliche Monument, ist eine Reihe von Cisternen, welche sich unter Burj-jedeed, oder Burj Sidi Bosaid, oder auch Fort St. Louis genannt — weil der König hier fiel — befindet. Diese Cisternen wurden durch eine Wasserleitung versorgt, welche sich bis zum Berge Zow-wan — eine Entfernung von fünfundsiebzig englischen, oder circa achtzehn

deutschen Meilen erstreckt. Der eben genannte Aquäduct ist dem Vandalismus menschlicher Hände nicht entgangen; allein seine kolossalen Bruchstücke, die ein Reisender sehr treffend mit dem »bleached vertebrae« einer ungeheueren Schlange verglich, sieht man weit über die Hügel von Arriana, und die ausgedehnte Ebene sich erstrecken. Das Städtchen Sidi Bosaid ist ebenfalls wie Kaiwan ein sicheres Asyl für alle Verbrecher. Nur seit acht Jahren wird es Christen erlaubt, diesen Ort zu betreten; es ist auf den Ruinen eines sehr ausgedehnten Gebäudes errichtet. Einige meinen, der Tempel der Ceres habe früher da gestanden. Die Mauren verwechseln ihren Heiligen »Sidi Bosaid,« der innerhalb dieser Stadt begraben liegt, und derselben auch den Namen verleiht, mit dem heiligen Ludwig. Sie behaupten, daß der französische Monarch seine Religion auf dem Sterbebette abgeschworen, die mahomedanische Lehre angenommen, und sich den Namen Bosaid — Vater der Seligkeit — beigelegt habe. Am Meeresstrande befinden sich einige fast unkenntliche Ruinen, welche nach den Berichten einiger Reisenden als Fundament der prächtigen von den Arrianern dem heiligen Cyprian gewidmeten Kirche, gedient haben sollen.

Die sich neigende Sonne mahnte uns an unsern Rückzug zu denken. Wir erreichten unsern Wagen, nachdem wir über viele gepflügte Felder, deren Furchen mit antiken Glasscherben, Stückchen von Marmor von allen Gattungen, Mosaik und selbst Lapis lazuli-Kügelchen übersäet waren, geeilt waren. Welche große Schätze mögen wohl hier noch begraben liegen; gern wäre ich, in der Hoffnung, irgend eine noch so unbedeutende Münze zu finden, bei jedem Schritte stehen geblieben. Mad. R., die uns auf dieser Tour begleitete, wünschte auf der Rückfahrt unsere Consulin Lady Reade zu besuchen; dem Kutscher wurde also gesagt nach Abdellia — dem Landhause des Sir Thomas Reade, welches früher ein prächtiger Palast des Beys war und eine halbe Stunde von Karthago — nicht sehr aus der Richtnug nach Tunis liegt, zu fahren. Obschon wir kein Empfehlungsschreiben an unsern Consul hatten, so begleitete T. Mad. R. hinauf, in der Hoffnung Briefe für uns bei Sir Thomas Reade vorzufinden, während ich mit F. im Wagen blieb. Es dauerte aber nur wenige Minuten, so kam Sir Thomas R., ein ehrwürdiger alter Herr — der reinste Typus eines treuherzigen, gastfreundlichen englischen Edelmannes — mit seinem erwachsenen Sohne herunter, um F. und mich in sein Haus

einzuladen. Lady R., die Tunis seit dreiundzwanzig Jahren bewohnt, und in den letzten zwölf Jahren nicht in Europa war, muß in ihrer Jugend eine bildschöne Frau gewesen sein, ihre Gesichtszüge sind nicht nur von der edelsten Form und Regelmäßigkeit, sondern ihr Teint, auf den die africanische Sonne nicht den geringsten Eindruck gemacht hat, ist fein und zart, wie derjenige eines achtzehnjährigen Mädchens. Dabei ist sie von imposantem Wuchse, und ich sollte eigentlich gesagt haben, sie ist noch bildschön und bewunderungswürdig. Gleich ihrem Gemahl empfing sie uns mit großer Zuvorkommenheit, als seien wir dringend anempfohlen oder auch schon alte Freunde gewesen. Lady Reade sagte mir, daß, da unglücklicherweise die Stubendecke in ihrem Stadthause eingefallen, sie für den ganzen Winter auf das Land verbannt sei, wo sie sich freilich — da die Entfernung von Tunis ziemlich bedeutend, und sie die einzige europäische Familie in der Umgegend, sehr einsam fühlten. Es war gerade ihre Eßstunde, und der ohnehin schon große Familientisch wurde durch vier für uns bestimmte Couverts noch vergrößert; allein solche Gastfreundschaft konnten wir nicht annehmen, da die äußern tunesischen Thore, nach sehr unbequemer Sitte, Sommers und Winters, um 6 Uhr

schon geschlossen werden, und folglich kein Wagen nach dieser Stunde in die Vorstadt kommen kann. Die Politik bildete natürlich die alleinige Unterhaltung, und Sir Thomas R. bestätigte durch, mit demselben Segelschiffe eben empfangene Nachrichten, die unglaublichen Berichte, die Herr L. uns vor unserer Abfahrt mittheilte. Unsere neuen, freundlichen Bekannten ließen uns nur fortgehen, indem wir ihnen versprechen mußten, sie bald und auf längere Zeit zu besuchen. Es war Sir Thomas R., dem mit Sir Hudson Lowe die Bewachung Napoleon's auf St. Helena anvertraut war. Man macht dem Sir Thomas R. den Vorwurf, er habe seinen kaiserlichen Gefangenen mit zu großer Strenge behandelt, aber wenn ich einen so durch und durch freundlichen Mann, wie ihn erblicke, so kann ich nicht umhin, zu glauben, daß diese Beschuldigung gegen ihn unverdient sei. Um die gerade Richtung nach Tunis zu nehmen, fuhren wir durch unzählige kleine von Hecken von Fichi d'india eingezäunte Naturwege. Je mehr sich die Sonne ihrem Untergange nahte, desto glühender wurde die herrliche Gegend beleuchtet; wir bedauerten ganz unendlich nicht zu Pferde zu sein, denn ohne ein krampfartiges Kopf-

ausstrecken aus unserem Kasten konnten wir keinen Blick auf die schöne Natur werfen, und jedesmal, wenn einer von uns ein solches Experiment versuchte, traf es sich gewöhnlich so, daß der kühn Wagende von den schrecklichsten Stößen auf die drei andern im Wagen Sitzenden unbarmherzig zurückgeworfen und in seiner Begeisterung auf's Unangenehmste gestört wurde. In welcher schrecklichen Atmosphäre aber schreibe ich! In der jetzigen Jahreszeit bleibt dem unglücklichen Reisenden in den maurischen Häusern nur die Wahl übrig, entweder vor Rauch zu ersticken oder die erstarrten Finger vor Kälte nicht rühren zu können. Das Zimmer, wo wir unten aßen, welches nur durch drei auf den kleinen Hof sich öffnende Thüren Licht erhält, läßt auch viel zu wünschen und wegzuwünschen übrig; zu Letzterem gehört die gegenüberliegende Küche, deren Thüre sich gleichfalls auf den Hof öffnet, und wodurch man leider befähigt wird, einen zu tiefen Blick in die culinarische Kunst zu thun. Unweit der Küche befindet sich ein großer mit unschuldigen zum Opfer bestimmten Hühnern angefüllter Korb, die ihrer nahe drohenden Gefahr gänzlich unbewußt, ihre Hälse durch die Stäbe ihres Gefängnisses hervorstreckten, um im freudigsten Glucken die ihnen reichlich gestreuten Waizen-

körner aufzupicken; doch man hört in der Ferne ein wildes Messer schleifen, auch blinkt schon dieses blanke Mordinstrument in der grausamen Hand eines weißbemützten Scharfrichters. Mit entschiedenem Schritte eilt er zur noch friedlichen Menagerie der unglücklichen Hühner, erfüllt dieselbe mit Angst und Schrecken, indem seine todtbringende Hand sich ein Opfer aussucht. Mit jedem Augenblicke steigert sich das verzweifelte Geschrei des armen Verurtheilten; auf einmal tritt eine Todesstille ein, er hat ausgelitten . . . und nachdem ihm in aller Eile sein Federgewand, wovon einige Proben durch den Wind zuweilen in unsere Teller geweht werden, ausgerupft ist, hat das arme Huhn seinen Käfig mit der Bratpfanne vertauscht, und eh' wir uns dessen versahen, wird es uns aufgetischt. Man kann sich vorstellen, wie der Appetit bei solcher Umgebung geschärft wird.

Den 9ten März.

Nachdem ich den Besuch der Lady Reade, der zum Zweck hatte, uns auf den nächsten Freitag bei sich zum Essen und Schlafen einzuladen, em-

pfangen, wollte ich außerhalb meiner dunklen Rauchkammer etwas Sonnenschein suchen, und entschloß mich, da F. mit Herrn Lindon auf einem seiner schönen Pferde nach seinem sogenannten Farm geritten, den Tag durch einen Kameelritt zu verherrlichen. Ich theilte T. mein Vorhaben mit, und wir begaben uns nach einer der vielen zwischen den beiden Mauern sich befindenden Caravansereien. Hier liegen die Kameele zu Hunderten, und nachdem unser Dragoman einem Araber unsere Absicht mitgetheilt hatte, mußte T. den ersten Versuch machen und sich auf den hintersten Theil des Rückens eines liegenden Kameels, gleich wie auf ein Pferd schwingen. Die Bewegung des Kameels ist, wie T. meint, lange nicht so unangenehm als sie geschildert wird; das Auf- und Niedersteigen scheint mir unbedingt schlimmer als das Reiten selbst zu sein. Ja, diese Operation kam mir so kritisch vor, daß ich mich durch den Gedanken abschrecken ließ, daß das Aufsteigen so schrecklich ausfallen könne, daß ich nie wieder den Muth haben möchte herunterzusteigen, und mich folglich Zeitlebens auf einen Kameelsrücken in Tunis verbannt sehen würde. Obgleich es mir vielleicht einige Befriedigung gewährt hätte, auf diese Weise eine neue Secte, nicht von Säulenheiligen, sondern

von Kameelheiligen zu stiften, so begnügte ich mich doch lieber mit der Theorie eines Kameelrittes, zumal da ich nur als Mann hätte reiten können, was das Gelächter und die Spötterei des sehr zahlreich dort sich befindenden Publicums erregt haben würde. Wenn ich aber irgend Jemandem einen freundschaftlichen Rath geben sollte, so wäre es, am heutigen Tage, d. h. am Fastnachtdienstag, keine Wanderung durch die Stadt Tunis zu unternehmen. Die Malteser sind die einzigen, welche den Carneval feiern. Diese Feier ist aber der Art, daß man nie wieder in seinem Leben das Wort Carneval erwähnt hören möchte. Züge der schrecklichsten, schmutzigsten Masken folgten einer dem andern und zogen durch die Stadt mit der wildesten, widrigsten Musik. Ein undurchdringliches Gedränge von Eingeborenen folgte jedesmal einem solchen Zuge, dessen grimmige Masken, und weiße Pierrots ich kaum von den Maurinnen der niedrigsten Klasse unterscheiden konnte. Dazwischen drängten sich die nirgendsfehlenden und unhörbar herannahenden Lastthiere aller Gattungen. Die hiesigen Blumen und Confetti bestehen noch dazu aus dem, was die Masken den mit Oel oder neu abgezogenen Fellen oder mit Schutt und Dünger beladenen Thieren von der Ladung entreißen. Ach, ich machte, daß ich

so bald wie möglich mein verschmähtes Zimmer wieder erreichte, und da der heutige Tag mir außerhalb des Hauses nichts Nennenswerthes geboten hat, so will ich noch einen Vorfall erzählen, der mich sehr interessirte.

Folgende Begebenheit, die mir von einer hier bekannten Consulin, die Augenzeuge davon gewesen, mitgetheilt wurde, giebt einem leider ein gar trauriges Bild des Zustandes der Sitten, worin dieses unglückliche Volk sich heut zu Tage noch befindet. Was ich im Begriff bin zu erzählen, gleicht vielleicht einem Romane, da ich jedoch weiß, daß es ein vor Kurzem wirklich vorgefallenes Ereigniß ist, so trage ich kein Bedenken, es niederzuschreiben. Da die strengen Sitten dieses Volkes den hiesigen Frauen jeden Umgang mit irgend einem Manne außer dem ihrigen verbieten, so verrichten hier bei den Frauen einige in der maurischen Heilkunde etwas unterrichtete Maurinnen — wie bei uns unter den ärmeren Klassen zuweilen Gebrauch ist — den Beruf der Aerzte.

»None knew — and none can ever know:
But what soe'er its end below
Her life began and closed in woe!«

Unmittelbar nachdem Naïmè, eine dieser Doctorin-

nen, in der Hoffnung, ihr mühseliges Tagewerk mit einem erquickenden Schlafe zu vertauschen, sich zur Ruhe begeben hatte, wurde sie plötzlich durch heftiges Klopfen an ihre Thür geweckt, da sie aber zu einer der vornehmsten ihrer Klasse gehört und nie des Nachts, ohne davon vorher benachrichtigt zu sein, geholt wird, so erstaunte sie nicht wenig über diesen nächtlichen Besuch. Auch nahm sie Anfangs keine Rücksicht darauf, allein das Klopfen und Rufen steigerte sich dermaaßen, daß N., in der Meinung, der Fall müsse sehr dringend sein, ihr Bett verließ und durch eine kleine Oeffnung nach der Straße hin den tobenden Unbekannten fragte, wer sie um diese ungewohnte Stunde verlange? Zögere nicht, barmherzige Schwester, antwortete ängstlich eine fremde männliche Stimme, deinen Beistand einer Leidenden zu verleihen, deiner Hülfe bedarf man sehr, komm mit... jetzt gleich... denn bald könnte es zu spät sein... Das Herz der alten N., welches Zeuge vielfacher Menschenleiden gewesen und so vielleicht empfänglicher und dem Mitleide zugänglicher geworden, besinnt sich nicht lange, ihr Entschluß ist eben so schnell gefaßt, als ihr faltenreiches Gewand um ihre Glieder geworfen, und bevor der Unbekannte Zeit hat, seine dringende

Bitte noch ein Mal zu wiederholen, ist die gute N. schon bei ihm, um zu erfahren, was er von ihr verlange. Doch Entsetzen! Anstatt von ihm zu hören, wohin er sie führen wolle, wird sie gewahr, daß der vor wenigen Minuten flehend und so ängstlich bittende Unbekannte sich in einen fürchterlichen Tyrannen verwandelt hat. Plötzlich verbindet er mit Gewalt der armen N. Mund und Augen mit einem dicken Tuche; mit großer Kraft umklammert seine Hand ihren zitternden Arm, und stillschweigend verfolgt er mit Naïmè durch die todten, verödeten dunkeln Gassen von Tunis — Gott weiß — welch' ein schreckliches Ziel. Vergebens ist alles Sträuben der unglücklichen N., vergebens ihre Versuche, unter dem dicken Tuche einige Worte hervorzubringen, um wenigstens ihr Schicksal zu erfahren. »Gehorche mir in Allem, was ich von dir verlange, ohne Widerstand und deine Belohnung wird 300 Piaster (ungefähr 12 Louisd'or) sein, wo nicht, der Tod,« waren die einzigen Worte, die der Unbekannte mit drohender Stimme von sich gab, während er die Arme in eiligem Schritte durch unzählige, sich durch einander windende Gassen nach sich zog. So geheimnißvoll der schreckliche Gang der armen Frau auch vorkam, so wußte sie in ihrer Angst doch

nicht, ob am Ende desselben ihr nicht vielleicht noch Schrecklicheres bevorstehe; mit Mühe schleppte sie ihre zitternden Glieder weiter und wagte es nicht zu versuchen, dem drohenden Unbekannten, dessen Macht sie so gänzlich anheim gefallen war, zu widerstreben; endlich bleibt er stehen; auf ein gegebenes Zeichen öffnet sich die Thür eines fast königlichen Hauses — sobald der Unbekannte seine Beute in den Hof gebracht, befreit er sie vom Tuche... führt sie stillschweigend eine Treppe hoch. Ein Duft des größten Luxus umweht die arme N., die, trotz dem daß die eiserne Hand des Unbekannten sie nicht mehr umklammert und er ihr auch milder zuspricht, kaum wagt frei zu athmen. Nun kommt sie in die innersten Gemächer, wandelt auf den dicksten türkischen Teppichen und schlürft die edelsten Wohlgerüche Arabiens ein; unzählige reich gekleidete Negerinnen umringen sie, Alles kündigt ihr an, daß sie sich in einem der reichsten maurischen Häuser der Stadt befindet; um sie her ist Pracht und Luxus, aber kein menschliches Wort gelangt zu ihrem Ohre, eine Grabesstille herrscht nur, ein schauerliches Geheimniß scheint jeden Mund geschlossen zu haben. Wohl kannte die arme N. die Unnatur einiger Sitten ihres Landes, wohl ahnte sie, daß kein festliches

Schauspiel sie zu so geheimnißvoller Stunde auf so unheimliche Weise in den Schooß dieses Luxus rief, ach! vielleicht hatte sie schon öfters ihre hülfreiche Hand zu solcher Handlung reichen müssen! „Thue deine Pflicht und wage nicht den Mund über das, was du hier sehen wirst, zu öffnen," flüsterte ihr der Unbekannte, dessen Gesichtszüge sie wegen des Zwielichts noch nicht hatte genau unterscheiden können, zu, indem er N. in ein kleineres Zimmer hineinstieß und den als Thür dienenden schwerseidenen Vorhang halb geöffnet ließ. Hier lag das schönste, blühendste, etwa vierzehnjährige Mädchen lautlos, obschon wahrscheinlich in großen Schmerzen, auf reichstem Lager. Ein rührender Ausdruck der reinsten Unschuld verschmolz sich mit dem des tiefsten Leidens auf den edlen Zügen des herrlichen Antlitzes dieser schönen Unbekannten. Bald erkannte das geübte Auge der armen N., daß heftige physische Schmerzen sich mit den Seelenleiden dieses reizenden Wesens paarten. Der Augenblick war gekommen, in dem sie Mutter werden sollte... und um ihr in dieser schweren Stunde beizustehen, war N. vom Unbekannten geholt worden. Es währte nicht lange, so hatte sie ein schönes Knäblein zur Welt gebracht.

Mit rührenden, zwischen Freud und Leid getheilten Blicken schaute die schöne junge Mutter auf ihren holden Erstgebornen. Ach! ihre Freude war weit davon entfernt ungetrübt zu sein; zentnerschwer lastete auf dem jungen Mutterherzen Gott weiß welche Ahnung. Ihre großen, thränenvollen Gazellenaugen ruhten bald mit dankbarem Gefühle auf der armen Verstummten, bald mit immer gesteigerter Liebe und mit herzlichem Entzücken auf ihrem Knäblein, aber stets schienen ihre Blicke zu sagen, »warum habt ihr mir das Leben gelassen?« ein schreckliches Geheimniß trübte ihr ganzes Wesen! die alte N. indessen innerlich erfreut, daß ihre mysterieuse Mission keine schlimmere Wendung genommen hatte, suchte der jungen Mutter Trost und Muth einzuflößen, allein einflußlos, ja fast ungehört schienen ihre Worte an dem in tiefen Schmerz versunkenen Mädchen vorüberzugehen. Nun trat auf ein Mal der Unbekannte in's Zimmer herein und befahl der N., sich in das Nebenzimmer zurückzuziehen. Sie mußte natürlich gehorchen; allein die Theilnahme, welche sie für ein so reizendes, allem Anscheine nach sehr unglückliches Wesen, beim ersten Anblick empfand, veranlaßte sie, hinter der Gardine, die zwischen den beiden Stuben als

Thür diente, stehen zu bleiben, wodurch es ihr möglich wurde unbemerkt zu beobachten, was in der Stube des jungen Mädchens vor sich ging. Der Unbekannte nähert sich mit ernster kalter Miene dem Lager der schönen jungen Mutter, in einer Hand hält er eine volle Schale und mit der andern will er die schwache Wöchnerin aufrichten und sucht durch seine leisen Reden dieselbe zu bewegen, diesen Trunk zu nehmen. Sobald sie aber seine Absicht gewahr wird, thut sie einen lauten Schrei, streckt verzweifelt ihre beiden weißen Arme ihm sträubend entgegen. Unerschütterlich scheint aber der Vorsatz des Unbekannten zu sein, lange kann das schwache Mädchen nicht kämpfen, ermattet sinkt es auf sein Lager nieder. Der finstere Unbekannte setzt die Schale nieder . . nimmt das Kindlein in seine Arme, zeigt es seiner fast besinnungslosen Mutter, lächelt ihr dann freundlich zu und scheint für das unschuldige Wesen das Leben der Mutter zu verlangen. Welche Worte können es aber gewesen sein, die er einschmeichelnd der Unglücklichen zugeflüstert haben mag? Neuer Muth scheint sich ihrer bemächtigt zu haben; einen festen Entschluß hat sie gefaßt. Durch welche Drohungen mag der grausame Unbekannte diese Verän-

derung hervorgebracht haben? Denn selbst bei ihrer Entschiedenheit leuchtet wild die höchste Verzweiflung aus ihren umherschweifenden Blicken. Doch der Unbekannte hat bereits das Kindlein wieder niedergelegt und steht mit der Schale in Erwartung der Erfüllung seines Befehls vor seinem schönen Opfer. Dieses Mal aber braucht er seinen Zorn gegen die widerstrebende Unglückliche nicht zu zeigen. Die sich aufopfernde junge Mutter wirft ihrem Knäblein den zärtlichsten und herzzerreißendsten Blick zu, einen Blick, der sagen wollte »o daß du doch glücklich werden möchtest, denn sieh', ich schenke dir das Leben zum zweiten Male!« Dann greift sie krampfhaft nach der Schale, und bevor sie noch Zeit hat, dieselbe bis zum letzten Tropfen auszuleeren, ist das junge, frische Leben aus der schönsten blühendsten Hülle entflohen . . . sie war vergiftet! . . Der grausame Mörder sah diese Schreckensscene seines Werkes ohne auch nur eine Miene zu verziehen, und nähert sich dann der N. mit eben demselben kalten Blute, als ob er mit seiner Flinte irgend eine Jagdbeute erlegt hätte. »Thu' schweigend deine Pflicht,« wiederholte er ihr, indem er auf die Leiche hindeutete, »und wenn du mit einem Worte nur erwähnst, was du hier gesehen

hast, so wisse, daß du dein Schwatzen mit dem Tode büßen wirst.« Zitternd gehorchte die arme N., indem sie die schöne Leiche des lieblichsten Wesens zur letzten Bestattung zurechtlegte. Die alte N. war keine empfindsame Seele, aber wahrlich die Scene, wovon sie so eben stumme Zeugin gewesen war, zerriß ihr das Herz und fast fehlte ihr die physische Kraft einem so harten Befehle zu gehorchen.

»Pallida no, ma più che neve bianca,
Che senza vento in un bel colle fiocchi,
Parca posar come persona stanca«

schien das eben dahin geschiedene unschuldige Opfer der Rache eines in arger Wuth entbrannten Vaters.

Doch noch war das grausame, unversöhnliche Gemüth des schrecklichen Unbekannten nicht befriedigt, ein Opfer mußte für ihn noch fallen; das unschuldige Knäblein lebte noch und schien durch ein lautes Geschrei den schändlichen Mörder seiner holden Mutter zu verklagen. Ach! gar bald sollst du der Unschuldigen folgen, als Waise sollst du sie hienieden nicht beweinen! Mit einem Pülverchen, welches der Unbekannte auf des Knäbleins Lippen streut, bringt er es bald zum ewigen Schweigen und ein kaum empfange-

nes Leben hat es schon wieder ausgehaucht. Sobald die alte N. beide Leichen zum Begräbnisse bereitet hatte, verband der Unbekannte ihr schleunigst die Augen und führte sie auf dieselbe Weise wieder zu ihrem Hause zurück. Es war hohe Zeit, denn der Tag graute schon und ein Lichtstrahl hätte der N. leicht verrathen können, bei wem sie Zeuge so schrecklicher Thaten gewesen war. Als der Unbekannte sie verließ, übergab er ihr einen, die 300 versprochenen Piaster enthaltenden, Beutel. Ob sie denselben annahm, weiß ich nicht, ich hoffe für ihre eigene Ehre, daß sie das Geld eines solchen Blutschuldigen ausgeschlagen. Wahr ist es aber, daß die arme N. nach dieser Begebenheit schwer erkrankte und da diese weiblichen Aerzte großes Zutrauen zu den Europäerinnen haben, so schickte sie ihren Sohn zur Frau unsers Consuls, um Rath und Mittel von ihr zu empfangen, und so ist dieser schreckenerregende Vorfall zu meiner Kenntniß gekommen. Bis zu dieser Stunde hat N. keine Ahnung, wo sie gewesen, und ein unerforschliches Geheimniß wird es wohl stets für sie bleiben.

Den 8ten März.

Im Orient genießt man das Leben eigentlich nur zu Pferde, und ein köstlicher Ritt, von dem wir so eben heimkehren, hat mich überzeugt, daß bei häufiger Anwendung dieser gesunden Bewegung sich selbst in Tunis ganz leidlich existiren läßt. Herr B. war wieder unser Führer und wir genehmigten seinen Vorschlag, unsern Ausflug nach der Gegend, wo der Bardo — des Beys eigentliche Residenz, und der Manonbah — wo die schönsten Gärten und maurischen Landhäuser sich befinden — zu richten. Um die möglichst kleine Strecke durch die Stadt zu reiten, wählten wir das uns nahe liegende Thor de la Marine, um außerhalb der Stadt und durch die Vorstädte das Thor zu erreichen, durch welches man nach dem Bardo gelangt. Je mehr man sich von der Stadt entfernt, desto weiter, großartiger und schöner gestaltet sich die Landschaft. Wer auch Algier und dessen reizende Umgegend kennt, kann doch nicht diesen Typus ahnen; der meisterhafte Pinsel eines Horace Vernet könnte allein dem Europäer einen Begriff davon geben. In Europa nennen wir eine Gegend schön, wenn

Alles um uns lacht, wenn das Auge sich nah' und ferne an köstlichen Gegenständen ergötzt, wenn wohlhebaute Felder, reiche Landhäuser vom Wohlstande reden, wenn waldige Berge, wenn schroffe Felsenmassen gekrönt mit verfallenen Schlössern von einer alten Zeit erzählen; nichts von Alledem in einem hiesigen, nur aus Luft und einer von schönen Bergen begrenzten Ebene bestehenden Typus. Lange muß das Auge umherschweifen, bis es ein Ziel, eine Grenze findet, und das verleiht dieser Landschaft gerade diese unaussprechliche Größe, diese Erhabenheit, die einen freier athmen läßt; denn wenn ich sage, daß ich um mich her nichts wie eine öde, sandige Ebene, deren Einförmigkeit nicht einmal durch einen Steg unterbrochen wird, erblicke, und daß einige sehr schwache Berge am Horizont und hie und da einige verfallene oder auch noch gut erhaltene Forts die einzige Abwechselung darbieten, so scheint es gewiß unglaublich, daß eine solche Gegend den Reisenden in's höchste Entzücken versetzt; und dennoch ist es so. Hier spricht Alles von der Vergangenheit, mit einem Blicke durchlebt man Jahrtausende; Geschichte und Poesie duften aus Allem. Bald ist es ein ergrauter blinder, von blühenden Enkeln umringter Beduine,

dem es gelingt mit seinem alten Dudelsacke, wie zur Zeit unseres Heilandes, einige Heller dem Vorbeigehenden zu entlocken; bald sprengt ein reich gekleideter Maure an uns, gleich einem Herolde der alten Zeit, vorbei; bald erblickt man in der Ferne endlose Karavanen von beladenen Kameelen, die der ausgesuchten Bahn ihres pygmäischen Führers, des kleinen Esels treu folgen; und über Alles welch' ein Himmel! welch' eine klare durchsichtige Atmosphäre beherrscht nicht mit ihrer imposanten Stille die ganze Natur! Nachdem wir in solcher Bewunderung drei Miglien geritten waren, kamen wir dicht beim Bardo vorbei. Mit seinen Wällen, Bollwerken, Thürmen und Gräben gleicht diese königliche Residenz einer kleinen befestigten Stadt. Sie kann, in der That, als solche betrachtet werden, denn nicht weniger als 4000 Personen sind innerhalb demselben für den Hof beschäftigt. Nach Einigen soll das Wort Bardo kalt bedeuten, Andere dagegen glauben, daß es seinen Ursprung vom Pardo bei Madrid habe, und da die Araber den Buchstaben P. in ihrer Sprache nicht besitzen, so haben sie aus dem Pardo Bardo gemacht. Mir scheint es, als ob jeder Baumeister, der jemals in Tunis war, an dieser Festung geflickt habe, denn sie besteht

nur aus einer Mischung der geschmacklosesten Gebäude. Die einzige Consequenz dieser Bauart ist eine sich immer gleich bleibende Inconsequenz in ihrer fantastischen Unregelmäßigkeit. Roth, gelb und grün angestrichen wie das Schloß eines Beys bei uns auf dem Theater, ist der Bardo für unsere Augen nur ein buntes Spielzeug, freilich aber ein Riesenspielzeug. Vergitterte Fenster der Stuben der Frauen, deren Anzahl unter diesem Bey, welcher, wie es scheint, sich unserm Geschlecht wenig hold zeigt — bis zu einer einzigen zusammengeschmolzen ist, sieht man in Fülle. Das Trommelschlagen und die militairischen Befehle ertönten innerhalb der Mauern dieses größten Sitzes von Luxus, während unmittelbar außerhalb demselben die ärmlichsten Tribus ihre braunen lustigen Zelte aufgeschlagen haben, deren Bewohner jedoch, obgleich sie uns Europäern wie die dürftigsten Bettler erscheinen, öfters sehr wohlhabende Land- und Viehbesitzer sind. Ich kann indessen einen Begriff von Wohlstand mit ihrer so dagegen sprechenden Erscheinung in meinem Kopfe nicht zusammen reimen. Hinter weitläufig vergitterten bis an den Boden reichenden Fenstern erblickte ich mehrere häßliche Gestalten, denen ich mein ganzes Mitleiden schenkte, indem

ich sie für Tolle oder unglückliche Gefangene hielt; allein ich hatte mich in meiner Vermuthung nicht wenig getäuscht; denn wie Herr R. mir sagte, gehörten diese abscheulichen Gestalten zur »guardia nobile«, die sich noch im Negligé befand, und die Neugierde, eine europäische Frau reiten zu sehen, an die vergitterten Fenster fesselte. Die Eingebornen beobachten uns nicht nur mit Verachtung, sondern sie sinnen auch sogar darauf, wie sie uns ängstigen oder belästigen können. So sprengte während des heutigen Rittes in gestrecktester Carriere ein impertinenter Maure ganz dicht bei mir vorbei, und in der Meinung, daß das mir noch keinen großen Schrecken verursachen würde, schrie er dabei aus voller Kehle und feuerte im Vorbeisausen eine seiner Pistolen ab. Zum Glück sind die hiesigen Pferde an alle solche Manoeuvres gewöhnt und obschon sie sehr lebhaft sind, so besitzen sie dabei die vortreffliche Eigenschaft, sich durch nichts scheu machen zu lassen. Nachdem wir Manonbah passirt hatten, sahen wir deutlich in ziemlicher Entfernung die schöne Wasserleitung, die man bis Zow-wan verfolgen kann. Hier gleicht die Gegend der römischen Campagna, ich möchte fast sagen, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Da wir indessen keine

Escorte mit uns hatten, so hielt Herr Roland es für rathsamer, nicht weiter zu reiten. Dieser Landstrich soll nämlich sehr unsicher sein; ganz kürzlich wurde hier ein Mord bei hellem Tage vollbracht, auch begegnet man keinem einzigen Menschen, der seine übertrieben lange Flinte und seine zwei tüchtigen Pistolen nicht zur Schau trüge.

Den 10ten März.

»A Steamer from Malta! a Steamer from Malta!« schrie uns Herr L. freudig entgegen, indem er an unseren Wagen, der zwischen fünf und sechs Uhr heute Nachmittag im Hofe des Sir Th. Reade einkehrte, eiligst vorbeisprengte. Bleischwer wie ein unwiderrufliches Urtheil fielen diese Worte auf mein Herz; denn damit war ausgesprochen, daß wir entweder Tunis vielleicht binnen zwölf Stunden nach einem achttägigen höchst ungenügenden Aufenthalte verlassen sollten, oder auch, diese Gelegenheit versäumend, Gefahr laufen mußten, viele Wochen, ja vielleicht Monate hier zu bleiben. Ja freilich sind wir einmal Kinder eines beständigen Widerspruches! Wie oft hat die größte Unzufriedenheit, der ärgste Unwille

gegen meine Verbannung in Tunis und gegen die Unbequemlichkeiten dieser africanischen Reise aus meinen Zeilen nicht hervorgeleuchtet? Wie oft hat heiße Sehnsucht nach dem lieben Italien mich erfüllt! Und jetzt! da sich ganz unverhofft eine Rettungsplanke, eine Brücke nach dem alten Europa bietet, was mich, wie einen in dunkler Nacht verirrten Reisenden das entfernte Hundegebell, mit Freude erfüllen sollte, wollte mir, soll ich's gestehen, fast das Herz im Busen springen! In F's. Zügen las ich deutlich denselben Kampf, der mich so heftig bewegte, als Herr L. ihm wiederholte: »you better not lose such an opportunity.« Dagegen war T's. Physiognomie wonnestrahlend. Freude und Erlösung aus dem Barbarenlande sprach aus jedem seiner Züge, und das trug nur noch mehr dazu bei, mich zu ärgern. Die Nachricht der Ankunft des »Volcano« in La Gouletta verbreitete eine allgemeine Aufregung im großen Schlosse Abdellia. Lady Reade war heruntergeeilt uns zu bewillkommnen und Sir Thomas bemächtigte sich sogleich des Herrn L. — der in neun Minuten von der Gouletta hergesprengt war — um von ihm zu erfahren, wie bald er den Capitain des Volcano mit den Depeschen erwarten dürfe. Lady Reade führte

uns nach unsern Zimmern, damit wir nach der dreistündigen Fahrt unsere Toilette etwas auffrischen konnten, und als wir bald darauf uns im Salon um das hellflackernde Kaminfeuer versammelten, lag der Tisch bereits berghoch mit Zeitungen angehäuft. Es währte nicht lange, so traten Sir Th. R. und der Capitain Crang, mit welchem er eine geheime Unterredung über die politischen Nachrichten und die diplomatische Mission, welche er an den Bey hatte, gehalten, in den Salon. Die Ankunft eines eben aus Europa mit zuverlässigen Nachrichten ankommenden Dampfbootes ist immer ein sehr wichtiges Ereigniß für die europäischen Bewohner von Tunis, aber ganz besonders für die der Abdellia, vorzüglich in der jetzigen Zeit, wo wir vor wenigen Tagen die unglaublichsten Nachrichten aus Frankreich empfangen hatten. Die Berichte aus Paris, die wir dem Volcano verdanken, sind fünf Tage später als die durch das Segelschiff aus Marseille erhaltenen angekommen. Die Nachricht von dem Selbstmorde eines sehr berühmten Redners, Namens Irving, der vor wenigen Wochen einen ganzen Monat bei unserm freundlichen Wirthe in Abdellia zubrachte, trübte noch mehr die Stimmung der ganzen Gesellschaft. Lady Reade konnte

die Vortrefflichkeit des Hrn. Irving nicht genug rühmen. Derselbe war mit dem letzten Dampfboote nach Malta gereist, wo er eines Morgens in seinem Blute schwimmend im Bette gefunden wurde. Er soll ein Mann von sehr ernster, religiöser Richtung und dabei von dem offensten Gemüthe gewesen sein. Das bestätigt von Neuem, wie wenig der innere Zustand des Menschen aus dem äußeren beurtheilt werden kann, und welche unerforschliche, unerklärliche Widersprüche das Menschenherz in seiner Tiefe birgt!

Den 11ten März.

Um 6 Uhr wurde ich durch das Abfahren der mit Vieren bespannten Kutsche des Sir Th. R. geweckt. Geschäfte beim Bey, die Mittheilung der gestern erhaltenen Mission rief ihn nach dem Bardo, wo der Fürst zwei Tage in der Woche Audienzen giebt, und zu diesem Zwecke von Hamamlif sich dahin begiebt. Hier, wie überall, heißt es: »Wer zuerst kommt, mahlt zuerst,« und da die Strecke von Abdellia nach dem Bardo keine unbedeutende ist, so mußte der alte Sir Th. R. sich zu einer so frühen Stunde

auf den Weg begeben. Capitain Crang war nach seinem »Volcano« und Hr. Lindon nach Tunis zurückgekehrt, so daß der Frühstückstisch bedeutend kleiner geworden war. Der Zustand von Ungewißheit über unsere Abreise, worin wir schwebten oder eigentlich noch schweben, ist schrecklich. Mir kommt unsere Abreise von Tunis wie der Schlußaccord unserer Reise vor. Ich halte ein interessantes Natur- und Völkerbuch vor mir geöffnet, und habe nur so viel darin geblättert, um mich zu überzeugen, daß ich es mit vielem Genusse zu Ende lesen würde; nun aber schließt auf immer eine feindliche Hand dieses liebe Buch zu; der »Volcano«, wie mir däucht, ist diese böse Hand! Nicht, nachdem man eine Reise so theuer erkauft hat, schließt man sie gern so rasch. Jeder Uebergang im Leben ist mir peinlich; mit schwerem Herzen ergreife ich den Entbehrungen und Gefahren drohenden Wanderstab, aber mit noch schwererem Herzen lege ich denselben wieder nieder, um mich unter das Joch eines zahmen Alltagslebens einer civilisirten Stadt zu beugen. Wahrhaftig, ich gehöre schon etwas zum Beduinengeschlechte! Mit dem gebräunten Zeltbewohner rufe ich aus: »Braucht meine Stätte eine bleibende zu sein? bin ich nicht bloß ein Zugvogel dieser Erde? ge-

nügt dem Menschenherzen nicht ein mitfühlender Begleiter? ein edles Pferd, ein treuer Hund und eine unabsehbare Ebene? Da der Ausspruch über unser Schicksal in Abdellia nicht gefällt werden konnte, weil wir vor Allem zuerst erfahren mußten, ob der Capitain des Volcano uns mitnehmen wolle, indem diese englischen Gouvernementdampfböte gar nicht für Reisende berechnet sind, so nahmen wir Abschied von Lady Reade und fuhren gegen Mittag nach Tunis zurück. Endlos schienen uns die drei Stunden, bis wir das Stadtthor erreicht hatten. F. und ich fragten uns unaufhörlich mit bedeutungsvoller Miene: »Was ist zu thun?« obschon, wie ich glaube, ein Jeder in seinem Innern fest entschlossen war zu bleiben. Womit ich den schrecklichsten aller Kämpfe, der T's. Brust zerriß, vergleichen soll, weiß ich wahrlich nicht. Die Alternative, ohne uns wegzureisen oder sich freiwillig in die Fortsetzung dieser Gefangenschaft zu ergeben, ist für unsern verehrten Freund so unaussprechlich grausam, daß er sich gegenwärtig in einem bis jetzt noch nie geahnten Dilemma befindet. Soeben kehrt F. vom englischen Consulate zurück. Der »Volcano« fährt erst morgen Abend ab und kann uns mitnehmen. Wir wollen hoffen, daß die

Nacht Rath und Entschluß bringt und vor Allem T's. aufgeregtes Gemüth beruhigt.

Den 12ten März.

Wenn irgend etwas mich aus Tunis vertreiben könnte, so wären es die unaufhörlichen Chikanen der Malteser, auf deren Barmherzigkeit man ganz und gar verwiesen wird, sobald die Rede davon ist, Reitpferde oder einen Wagen zu erlangen. F. und meine große Lust, etwas mehr von Tunis zu sehen, hat dem armen T. einen argen Streich gespielt; wir haben uns entschlossen, den »Volcano« unbenutzt weggehen zu lassen und das nächste Dampfboot, komme es wann es wolle, abzuwarten. Es war heute einer von jenen Tagen, an welchen man nur empfindet »hinaus! hinaus!« und mit Richard III. ausrufen möchte: »A horse! a horse! my kingdom for a horse!« um diese göttliche Natur mit vollen Zügen genießen zu können, allein obschon wir mit dem Malteser übereingekommen waren, daß die von uns versuchten Pferde täglich zu unserer Disposition sein sollten, und wir dieselben gleich für heute bestellt hatten, so warteten wir nichtsdestoweniger vergebens den ganzen Tag auf sie; und die ge-

bieterische Stimme, die in uns »hinaus! hinaus!« jauchzte, mußte in ihren Ansprüchen sich sehr mäßigen, da unser ganzes Streben damit endete, daß wir den Hochgenuß einer tunesischen Katzenbevölkerung theilten, indem wir nämlich frische Luft und wohlthuende Sonnenstrahlen, nur auf unserem Dache spazierengehend, genießen konnten. Wir klagten dem Hrn. Lindon, bei welchem wir den Abend mit Klavier-, Schach- und Tictacspielen angenehm verbringen, unsere Noth. Er giebt uns den Rath, Pferde — freilich ganz unzugerittene, die von europäischer Reitkunst und von einem Damensattel nichts kennen — von den Eingebornen zu miethen, und will uns dabei behülflich sein. Morgen um 10 Uhr erwartet er uns bei seiner »Farm« unter einem Zelte, welches er für uns, zur Feier eines arabischen Tages, auf dem Wege nach Hamamlif, wo er große Ländereien besitzt, aufschlagen und uns daselbst mit Kuskussu und andern arabischen Gerichten bewirthen will. Nun bin ich eben so neugierig zu wissen, wie wir mit den unzugerittenen Pferden fertig werden wollen, als wie das Zeltleben uns zusagen wird. Diese Aussichten für den morgenden Tag machten, daß ich mich über den heutigen so arg verschwendeten tröstete. Wir verließen Hrn. Lindon mit dem Versprechen,

morgen um 10 Uhr bei ihm unter seinem Zelte zu sein.

Den 13ten März.

Aber wir hatten wahrlich die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Ein tropischer Regen strömte heute früh unaufhörlich vom Himmel herab, dabei stürmte und tobte es draußen, als ob die Welt ihrem Untergange nahe sei, und mit blutendem Herzen konnte T. nur händeringend wiederholen: »O, daß wir doch abgereist wären!« Ein tüchtiger Regentag ist hier insofern ein viel unangenehmeres Ereigniß als irgendwo anders, weil dadurch jedwede Communication gleich auf lange Zeit gehemmt wird, denn ein paar Stunden Regen verursachen solch' einen Schmutz in den Straßen, daß die Wenigen, die sich hinaus wagen, es nur auf Stelzen thun können. Heute diente unser großes Zimmer als Refectorium; wir aßen freilich nicht darin, allein Hr. und Mad. R., Hr. L. und einige französische Offiziere gesellten sich zu uns, und so verbrachten wir mehrere Stunden im Gespräche über Tunis und die Sitten dieses eigenthümlichen Volkes. Die ehelichen Verhältnisse des Mauren fallen dem Europäer gewiß am meisten auf. Bis

zum Hochzeitstage, wenn die Verwandten sich zurückgezogen und der Bräutigam zu seiner Braut geht (Zonam solvendi), haben sie sich nie gesehen. Eben so leicht wie ein so wichtiger Schritt gethan wird, eben so leicht ist auch eine Ehescheidung unter den Muselmännern geschehen. Eine solche kostet dem Manne nur fünf französische Sous. Bekommt der Gatte später Lust, sich seine geschiedene Frau wieder antrauen zu lassen, so kann das nicht geschehen, bevor sie nicht die Frau eines andern Mannes gewesen ist. Ein uns bekannter Maure ließ sich vor wenigen Tagen von seiner Frau scheiden, weil sie ohne seine Erlaubniß ausgegangen war. In der Abwesenheit ihres Mannes nämlich schickte ihre Mutter zu ihr, um ihr sagen zu lassen, daß sie sich am Tode befände und herzlich wünsche, ihre Tochter noch einmal zu sehen. Diese, in der Meinung, ein so besonderer Fall würde sie entschuldigen, daß sie das Haus, ohne die Erlaubniß ihres Mannes abzuwarten, verlasse, eilte ohne Weiteres zur sterbenden Mutter. Der Zorn ihres Mannes bei ihrer Heimkehr war indessen so groß, daß, obschon sie zwanzig Jahre mit ihm verheirathet gewesen war, und sie kein einziges Mal — außer zum Bade zu gehen — das Haus

ohne Erlaubniß verlassen hatte, derselbe sich am folgenden Tage von ihr scheiden ließ. Ein Maure muß seine geschiedene Frau 4½ Monate, das heißt, bis man die Gewißheit hat, daß sie nicht Mutter ist, unterhalten; bringt sie aber ein Kind binnen neun Monaten nach der Scheidung zur Welt, so muß er sie versorgen, bis das Kind zwei Jahre alt ist. Eine lange Reihe festlicher Tage folgen hier jeder Hochzeit. Unter den ärmeren Klassen dauern sie fast eine ganze Woche. Eine merkwürdige Zeit, der ich hier gern mit beiwohnen möchte, ist die des Ramadan oder Ramazan, sowie die darauf folgenden Festlichkeiten. Der Fastenmonat Ramadan wird in der tunesischen Regentschaft sehr strenge beobachtet. Bereits im Laufe der Monate Rejeb und Schabau, welche demjenigen des Ramadan vorangehen, bereitet sich der Maure schon darauf vor, indem er alle luxuriösen Getränke vermeidet. Im Monate Ramadan, in welchem der Koran vom Himmel herabgeschickt wurde, sagt die Lehre des Propheten, »sollt ihr fasten«. In dieser Zeit wird dem Mauren während eines ganzen Monates vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange nicht nur der Genuß jedweder Speise und jedweden Trankes untersagt, son-

dern er darf nicht einmal rauchen oder schnupfen; ja, die Strenge der Gesetze geht so weit, daß sie ihm selbst die Nähe des Rauches aus der Pfeife eines Ungläubigen und sogar die Erfrischung eines Glases Wasser verbietet. Beim Sonnenuntergang fällt ein Kanonenschuß oder auch eine Fahne weht von irgend einer Moschee, nach welchem gegebenen Zeichen die Natur bis zum nächsten Sonnenaufgang alle ihre Rechte geltend machen darf. Am Ende dieses Monats der Entbehrungen und Kasteiungen feiern die Araber ein Fest, »Ede Saghir«, welches drei Tage dauert, und sechs Monate darauf ein anderes: »Ede Essagher Kabu«, welches besonders zu Ehren der aus Mecca rückkehrenden Pilger gehalten wird. Die Abreise der Pilger von Tunis, sowie ihre Vorkehrungen dazu muß uns Europäern gewiß einen der interessantesten Anblicke gewähren. Diese Pilgerfahrten werden gewöhnlich gegen Ende des Maimonats unternommen. Während der Feste, welche dem Ramadan folgen, muß nach einem Gesetze des Koran jeder Muselmann drei Tage in seiner Vaterstadt im Schooße seiner Familie zubringen und man beobachtet dieses Gesetz hier sehr gewissenhaft. Alle Pilger der berberischen Staaten,

welche sich nach Mecca begeben wollen, versammeln sich in Tunis, wo sie sich für Alexandrien einschiffen. Aus Marokko, aus Algerien, aus Constantine, aus den Bergketten und Schluchten des Atlas, aus der Sahara kommen sie an. In Erwartung des Tages ihrer Abfahrt lagern sie sich zwischen den beiden Stadtmauern unweit des Thores, welches nach der Marine führt. Hier schlagen sie ihre Zelte auf und bereiten die Reisekost zu, welche sie nach der Wüste mitzunehmen beabsichtigen. Zu ihrem Anführer auf der Reise wählen sie unter sich einen Mann, der bei ihnen in gutem Rufe steht. Einige der Pilger begeben sich nach Mecca, um ein in einem Augenblicke der Verzweiflung gemachtes Gelübde zu erfüllen, andere, die die Gefahren einer Pilgerschaft durch die Wüste kennen, unternehmen dieselbe ohne Hoffnung des Wiederkehrens und gehen diesem Märtyrertode wie einem glücklichen Ende ihrer traurigen Existenz oder auch wie einer Sühne für ihre Sünden entgegen. Viele unter ihnen haben aber bereits in fanatischem Eifer fast den Verstand verloren. Sobald sie in der Ferne das Schiff, welches sie nach Alexandrien befördern soll, gewahr werden, geben sie ein Freudengeschrei von sich, als ob sie schon die Vater-

stadt des Propheten erblickten. Schaarenweise stürzen sie sich in die Böte auf die Gefahr hin, dieselben sinken zu machen, und geben den wiederholten Mahnungen der Matrosen gar kein Gehör. Jedes nach Alexandrien fahrende Schiff ist, glaub' ich, verpflichtet, eine gewisse Anzahl dieser Pilger mitzunehmen. Es ereignete sich kürzlich, daß ein Schiff alle aufnahm, denen es gelang, sich mit Gewalt hineinzudrängen. Unterwegs trat ein großer Mangel an Lebensmitteln ein und der Capitain sah sich genöthigt, die Hälfte dieser unglücklichen Pilger ins Meer zu werfen, und dennoch, als er mit seiner Ladung in Alexandrien ankam, hatte er noch mehr, als er zu bringen verpflichtet war, an Bord. Ich vergaß gestern den Besuch der Tochter unsers Dragomans zu erwähnen. Sie ist eine kürzlich verheirathete siebzehnjährige Jüdin, die in ihrem schönsten Staate zu uns kam, damit wir ihr unsere ganze Bewunderung schenken möchten, denn hierin besteht der Maurinnen größter Genuß. Reich und überladen, im höchsten Grade geschmacklos ist die hiesige Kleidung. Ein armsdicker ausgepolsterter Gurt, den die Jüdinnen um den Leib tragen, ist das Einzige, worin ihre Tracht von der der Muselmänninnen verschieden

ist. Dieser Gurt heißt Zonnar, was ohne Zweifel vom griechischen Worte Zone, Gurt, herstammt. Um den Hals trug diese Jüdin eine mehrmals umgelegte ungewöhnlich dicke goldene Kette, woran große schlechtgeschnitzte Korallenstücke hingen, die als Mal'occhio dienten; ihre Ohrringe waren von wunderschönen großen Perlen. Hinten am Kopfe hing eine ganze Garderobe; erstlich zwei große, an langen Schnüren hängende schwere Quasten von Silber und blauer Seide; dann zwei bunte mit Silber durchwirkte Tücher und außerdem ein schwarzes Tuch, um anzuzeigen, daß sie verheirathet. Ihre ganze Person kam mir wie ein Haufen reicher Zeuge vor; die Formen ihrer verschiedenen Gewänder zu beschreiben, wäre unmöglich. Die eine Hälfte des kleiderartigsten Stückes, welches sie trug, war von lila, die andere Hälfte von silbergrauer Seide, aus den reich brocadirten Aermeln kamen ihre ungewöhnlich dicken Arme wie aus einer Schildkrötenschale hervor. Als diese junge Frau sich empfahl, hüllte sie sich in einen endlosen Shawl ein; derselbe mochte wenigstens acht Ellen lang sein und war von sehr weißem feinen wollenen Zeuge. Vom Kopfe bis zu den Füßen war sie darin eingewickelt und

es gehörte keine geringe Geschicklichkeit dazu, es so zu thun, daß die Augen frei blieben und kein Ende vom Gewande über die Erde schleppte. Die Augenlider, Augenbrauen und Nägel dieser jungen Schönheit waren, wie die der Maurinnen, mit Henna gefärbt.

Diese unter Letzteren so beliebte und zur Vollendung ihrer Schönheit nie fehlende Farbe wird einer Pflanze Namens Alhenna oder Henna abgewonnen, indem die Blätter derselben getrocknet und zu Pulver gestoßen werden. Bei Gabs an der Ostküste Africa's sollen sich große Pflanzungen davon befinden, und dieses, den maurischen Frauen so unentbehrliche Schönheitsmittel wird ihnen auf jedem Markte der tunesischen Regentschaft feil geboten. Je nachdem sie dieses Pulver in großer oder geringer Quantität gebrauchen, färbt es mehr oder weniger dunkel, aber die gewöhnlichste Schattirung ist ein schönes schreiendes Orangengelb. Sie verunstalten nicht nur ihre Füße, Hände, Augen und Lippen damit, sondern benehmen auch ihrem Haare seine schöne natürliche Farbe. Als unsere geputzte Jüdin uns verließ, mußte ich ihr auf jede Wange einen Abschiedskuß geben, und der Duft von Rosenessenz, Moschus und einer unzähligen Menge

durch einander gemischter Parfums, der mir dabei entgegen kam, war so überwältigend, daß ich wahrlich meinte, mich in der betäubenden Bude des berühmten Parfumhändlers Ludovico in Constantinopel zu befinden.

Den 14ten März.

»Freuen Sie sich, daß Sie Ihre Reisegefährten unbeschädigt wiedersehen, denn ich fürchtete wahrlich für deren Leben,« sagte mir Herr L., als er heute Nachmittag mit den beiden Herren, welche er soeben zum Einkaufen einiger maurischen Gegenstände in den Bazars umhergeführt hatte, in's Zimmer trat. Kurz nachdem die drei Herren das Hôtel verlassen hatten, wurden sie nämlich von einem zudringlichen Juden verfolgt oder dermaßen belästigt, daß T., auf welchen er es besonders abgesehen hatte, und dessen Drohungen wirkungslos blieben, endlich die Geduld verlor, und mit einem Schlage den Verfolger zu Boden warf. Das war geschehen, bevor Herr Lindon Zeit hatte ihn zu warnen, dergleichen zu thun. Zur Beruhigung aller drei Herren erkannte Herr L. am schwarzen Turban, daß der zu

Boden Geworfene ein Jude sei. Ein heftiges Gemurmel entstand unter seinen umstehenden Glaubensgenossen; allein dieses arme Volk ist zu sehr gedemüthigt und unterdrückt, als daß ein Jude für den andern Vergeltung suchen dürfte. Hätte T. einem Mauren einen solchen Schlag gegeben, so wäre er so wie die beiden anderen Herren wohl augenblicklich vom Volke zerrissen worden. Die armen Juden sind aber hier wie überall so verhaßt, daß kein Maure Miene machte, des Geschlagenen sich anzunehmen. Die Lage des Ebräers in Tunis hat sich jedoch in den letzten Jahren trotzdem sehr verbessert; als Beweis hiervon will ich noch ein Ereigniß mittheilen, welches unter dem Bey Hamuda 1808 vorkam, und das sich in der neuern Zeit wohl nie wiederholen möchte; doch —

»I say this by the way — so dont look stern,
But if you're angry, Dearest, pass it by«.

Es befand sich nämlich zu dieser Zeit in Tunis ein Hauptmann aus Ragusa, der eines Tages, als er auf einem Platze Namens »El Bhar« spazieren ging, von einem Juden angeredet und gefragt wurde, ob er nicht einige ihm angehörende werthvolle alte Münzen besichtigen und vielleicht

kaufen wolle. Der Hauptmann genehmigte das Anerbieten des Juden und ließ sich von demselben nach dessen Hause führen. Dort angekommen, fragte der Hauptmann den Juden, indem er gar keine Anstalten machte, ihm die versprochenen Münzen zu zeigen, wo denn eigentlich dieselben seien. »Hier ist die antike Münze, die ich verkaufen will« sagte der Jude, indem er den Hauptmann mit der einen Hand nach einem »Alcoven« führend, mit der andern die davor hängende Gardine aufhebend, ihm ein in blühendster Jugend bildschönes, maurisches Mädchen, auf einem Divan ruhend, zeigte. Versteinert blieb der Hauptmann bei solchem Anblicke stehen und — sei es aus Treue gegen seine ihm kürzlich angetraute junge Gattin, sei es aus Ehrgefühl — verweigerte empört in einen solchen Vorschlag einzugehen. Darauf verlangte der Jude des Hauptmanns Uhr und alles Geld, welches er bei sich trüge; allein das wurde ihm ebenfalls verweigert, und der Hauptmann, da ihm die Verruchtheit des Juden immer klarer wurde, eilte nach der Thür, um schleunigst so verächtlichen Händen zu entkommen. Der Jude indessen, in allen seinen Erwartungen getäuscht, legt Hand an den Fliehenden; ein arger Kampf entsteht

zwischen beiden; ihre lauten Worte ziehen die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden auf sich, und bald ist das Zimmer des Juden mit Mauren angefüllt. Grenzenlos ist das Erstaunen der Menge beim Anblick der auf dem Divan hinter der Gardine liegenden Maurin. Unter der verhöhnendsten Behandlung werden die drei Delinquenten in's Gefängniß geführt, und ohne daß es dem armen Hauptmann erlaubt wird ein Wort zu seiner Rechtfertigung zu sagen, hört er schon, wie das barbarische Volk im blutigen Vorgeschmacke schwelgt, am morgenden Tage ein dreifaches Menschenopfer, ein Sühnopfer für den erzürnten Gott seines großen Propheten, zu sehen. Nach einer angst- und qualvollen in Gefangenschaft zugebrachten Nacht wurden die drei Schuldigen vor den Richter geführt; aber wozu? denn bevor dieser irgend einem erlaubt, ein Wort zu reden, spricht er, ohne den Vorfall zu erforschen, ein unwiderrufliches Todesurtheil über alle drei aus! Der arme unschuldige Hauptmann wurde sogleich auf dem Platze der Casbah enthauptet und die Maurin in den See geworfen. Der Tod aber, der dem schuldigen Juden zu Theil werden sollte, wurde mit aller erdenklichen Schärfung einer raffinirten Grausamkeit voll-

führt. Ein Gerüst von trockenem Holze wurde auf der Marine errichtet und dem Juden ein in Erdharz und Schwefel getauchtes Hemd angezogen. Man band ihn und legte ihn auf dgs Todesgerüst. Auf ein gegebenes Zeichen wurde dasselbe unten angezündet. Ein Geschrei und eine von den schrecklichsten Qualen zeugende Stimme kündigte bald an, daß die Flammen ihr unglückliches Opfer erreicht hatten. Fast die ganze Bevölkerung von Tunis war herbeigeeilt, um diesem gräßlichen Schauspiele beizuwohnen. Als das Jammern des unter den gräßlichsten Schmerzen sterbenden Juden, und bald darauf das Zusammenbrechen des Gerüstes von dem barbarischen Volke vernommen wurde, schien dasselbe bei solchen Tönen vor wahrem Wohlbehagen zu erbeben und ein schauerlich unmenschliches Gemurmel oder Freudejauchzen erhob sich in der Menge. Einige Mauren sogar, vom fanatischsten Eifer beseelt, legten mit eigner Hand noch mehr Holz zum Gerüst, damit die Flammen heller aufloderten. Kurz nach Vollziehung dieser schrecklichen Hinrichtung brach die Pest in Tunis aus, und da die abergläubischen Mauren dieses Ereigniß zuletzt für eine gerechte Strafe für den grausamen Tod des Juden hielten, so ist seit

der Zeit keine so gräßliche Hinrichtung wiederholt worden.

Den 16ten März.

Mir kommt es vor, als gehörten wir schon zu den europäischen Bewohnern von Tunis. Wir sind, ich weiß kaum wie, mit all' den hiesigen Consuln und deren Familien bekannt und von ihnen so freundlich aufgenommen worden, daß ich mich über unsere tunesische Niederlassung und T's. christliche Ergebung darin aufrichtig freue, denn jetzt darf ich hoffen, noch vieles Interessante in Tunis zu sehen. Wir leben in Saus und Braus oder sind vielmehr »les lions du jour,« zu deren Unterhaltung und Vergnügen ein jeder wetteifert, das Seinige beizutragen. Gestern Abend erfuhr ich auch in einer Abendgesellschaft beim Herrn Davis — einem von der schottischen Kirche reich besoldeten Missionair — daß der englische Viceconsul und seine Frau alte Bekannte unserer Eltern sind, die uns früher oftmals in London gesehen haben. Man sieht also, daß ich mich nicht mehr auf fremdem Boden befinde, sondern mich zu Hause glaube und an unsere Reise nach

Malta vorläufig nicht denke. Mad. Davis ist mir ein neuer Beweis, mit welcher bewundernswürdigen Leichtigkeit unsere englischen Frauen sich in jedes, noch so schwierige Verhältniß zu finden wissen. Als siebzehnjähriges, ganz unerfahrenes Mädchen heirathete sie Hrn. Davis, und wurde, ohne auch nur im Entferntesten zu ahnen, wie viele Sorgen die Ehe mit sich bringt, aus einer stillen englischen Schule hierher verpflanzt. Anstatt, wie manche Andere, den Muth zu verlieren und den vielen Schwierigkeiten, die jedem sich hier häuslich Niederlassenden entgegentreten, zu unterliegen, hat sie dieselben alle überwunden. Sie versteht die so schwere arabische Sprache schon so gut, daß sie sich in derselben ganz leidlich verständlich machen kann. Sie unterrichtet nicht nur ihre zwei eigenen Kinder selbst, sondern steht mit Hülfe einer ältern unverheiratheten Schwester, die ihr bei Allem treuen Beistand leistet, einer kleinen Schule vor. Sie hält ihren Hausstand sehr in Ordnung, findet noch Zeit, der Musik einige Stunden zu schenken, uns Fremde auf's Freundlichste zu empfangen, und ist bei Alle dem munter und sorglos wie ein siebzehnjähriges Mädchen. Man muß einen Blick in das Leben der hier befindlichen Europäer gethan und dessen Schwie-

rigkeiten erkannt haben, um Mad. Davis, wie ich es thue, schätzen und bewundern zu können. Als wir den gestrigen Abend bei ihr zubrachten, schlug sie uns freundlich vor, uns heute Morgen nach einer Judenhochzeit zu führen, und in der Meinung, es sei von einer maurischen Judenhochzeit die Rede, nahmen wir ihr Anerbieten dankbar an. Da indessen diese Ceremonie bei einer italienischen Familie stattfand, so will ich nur davon erwähnen, daß ich mich herzlich freute, aus diesem schrecklichen Gedränge wieder in die freie Luft zu kommen, nach Hause zu eilen, mich umzuziehen und meinen Araber zu besteigen. Meine Kenntnisse habe ich jedoch in so weit bereichert, daß ich die treffende Wahrheit des Ausdruckes »Judenhochzeit,« wenn von etwas recht Tumultuarischem, recht Unordentlichem, recht Widrigem die Rede ist, völlig anerkenne. Das Gedränge fing schon unten im Hofe an und hatte oben im Zimmer, wo die Ceremonie stattfand, einen solchen Grad erreicht, daß wir, um mich eines freilich trivialen, aber hier sehr anwendbaren Ausdruckes zu bedienen, wie die Häringe zusammengedrückt waren. An Aufstehen oder Entfliehen aus dieser schrecklichsten aller Atmosphären war nicht zu denken, sobald man einmal auf dem

einem zugedachten Flecke mit vieler Mühe eingepfercht war. Durch eine besondere Auszeichnung kam ich dicht bei der, in geschmackloseste europäische Toilette eingezwängten Braut zu sitzen. Erstickend war die Hitze, gleichwie der Menschendunst und mein Zustand war so schrecklich, daß ich von der ganzen Ceremonie mich nichts zu entsinnen weiß, als daß der ergraute Rabbi, der die Traurede hielt, dermaaßen zitterte, daß ich jeden Augenblick befürchtete, das Glas kauscheren Weines, welches er dabei in der Hand hatte, in meinen Schooß zu bekommen. Kaum von dieser Angst befreit, sah ich mich von einem vielleicht noch unangenehmeren Uebelstande bedroht. Die Gäste, zu welchen wir, ohne den Wirth zu kennen, gehörten, wurden nach vollzogener Ceremonie, gleich Kalkuten, freilich nicht mit türkischem Weizen, wohl aber mit Backwerk aller Art gemästet. An Ausschlagen des Vielen, was einem geboten wurde, war nicht zu denken, an Aufessen desselben meinerseits noch weniger. Eh' ich mich dessen versah, lag mein Schooß voll von diesen Delicatessen, deren klebriger Saft aus meinen fünf Fingern einen einzigen machte, und mich verhinderte, irgend etwas anzufassen, ohne daran fest zu kleben oder meine Handschuhe, wie Joseph

sein Gewand, im Stiche zu lassen. Einige Hunde, deren Existenz man nur hörte, indem die armen Thiere sich beständig unter den Füßen eines oder des andern dicken Juden befanden, aber selbst während des feierlichsten Moments der Ceremonie ungenirt schrieen, erlösten mich von meiner süßen Last, und das Suchen unsers Weges durch die kothigen Gassen von Tunis, um unser Hôtel zu erreichen, schien uns eine Götterlust im Vergleiche mit dem eben erprobten Genusse einer italienisch-maurischen Judenhochzeit. Ach! wie wohlthuend nach solcher Pein war ein tüchtiger Ritt über die weite Ebene, und wie gern ließ ich meinem Apfelschimmel die Zügel schießen, um in sausendem Galopp flüchtig durch die Winde zu eilen. Ehe wir es uns versahen, hatten wir den Bardo erreicht und hielten gerade Rath, wohin wir unsere Schritte wenden sollten, als ein Offizier von hohem Range mit einer sehr reichen Brillantdecoration auf der Brust an uns vorbei ritt und uns freundlich grüßte. Wir sind ja in Tunis, man verwundre sich also nicht, wenn ich sage, daß dieser freundliche Gruß mich ermuthigte, den vorbeireitenden Würdenträger anzureden und zu bitten, er möchte uns Fremden doch einen hübschen Ritt vorschlagen. Hiermit schien ich den Zweck

seines Grußes errathen zu haben, denn er bot sich sogleich als Führer an und schlug vor, uns nach dem schönsten Garten der Manonbah, d. h. dem des Sidi Mustafa Sahab-el-Taba, Großsiegelbewahrers und Schwagers des Beys, zu führen. An der eleganten französischen Aussprache unsers neuen Führers erkannte ich ihn sogleich für einen Polen. An einen im Dienste des Beys sehr hochgestellten Polen, Obersten Szczepanowski, hatte mir in Bona der Oberst K. Grüße aufgetragen. Eine innere Stimme sagte mir, mein neuer Begleiter könne kein Anderer sein; ich thue also sehr dreist und rücke mit den Grüßen von K. heraus, wodurch ich mir die Bekanntschaft des Obersten Szczepanowski sicherte, denn ich hatte recht geahnt; er war es. Wir stiegen beim Garten des Sahab-el-Taba vom Pferde, und obschon der Pascha selbst sich dort befand, so wurde uns doch auf das Verlangen des Obersten der Eintritt in denselben gestattet. Ganz bezaubernd gut gehalten war diese Anlage; ich träumte mich in Italien, als ich unter dem dicken Laube der Orangen- und Citronenbäume — wogegen die Pfirsichblüthen wie glühende Kugeln abstachen — umherwandelte. Jedoch konnte ich in diesem Garten keine Pflanze oder Blume entdecken, die

ich nicht schon in einer der schönsten italienischen Villen gefunden hätte. Der Oberst Szczepanowski führte uns noch durch viele allerliebste Naturwege und freute sich über das Entzücken, welches die Schönheit der köstlichen Natur uns gewährte. Alles, was die Natur hervorbringt, ist eben so göttlich schön, als die Werke der Menschen hier abscheulich sind, bemerkte er ganz richtig. Er betrachtet Tunis als seine Heimath, ist daselbst seit vielen Jahren als Oberst in der Cavallerie des Beys angestellt. Ein Geschäft rief ihn nach einem der entlegenen Landhäuser eines der Paschas, er konnte uns also nicht bis nach Tunis begleiten, aber rieth uns einen Weg um die Stadt an, von wo aus wir eine köstliche, weit ausgedehnte Aussicht hatten. Wir übersahen Tunis, die beiden Seen, el Mersa, La Gouletta, Fort St. Louis, die Casbah und noch viele zur Schönheit der Landschaft beitragende Punkte.

Den 18ten März.

Gestern war wieder einer von den göttlichen Tagen, die sehr viele andere schreckliche vergessen lassen. Wir wollten ihn benutzen, um so viele

Stunden, wie es nur irgend möglich war, auf den Ruinen von Karthago zuzubringen, und im Hinreiten Lady Reade in Abdellia zu besuchen. In solcher Absicht saßen wir auch schon früh zu Pferde, allein wir verloren uns so ganz in den labyrinthischen, von Cactushecken eingezäunten Gängen, daß wir weder wußten, wo wir waren, noch welche Richtung wir nahmen. Die Gegend aber, welche wir durchkreuzten, war so reizend, so ganz africanisch, daß wir uns in unser zwecklose Umherirren während der ersten Stunden gern fügten, denn das war unbedingt der hübscheste Ritt, den wir bis jetzt in der Umgegend von Tunis gemacht haben. Welche allerliebste Gruppen von Palmen, die einen schneeweißen Marabu beschatteten, überraschten uns nicht bei jeder Wendung; welche üppige Vegetation ergötzte nicht unsere Augen auf allen Seiten! Oliven, Johannisbrot und Mandelbäume hell und frisch belaubt, wie sie es nur sein können, wenn ihre zarten Blättchen eben der Knospe entsproßt sind, Ricinusstauden und üppiger Fenchel, der, obgleich ich zu Pferde saß, bis an meinen Kopf reichte, wucherte um uns her. Wir befanden uns in keiner öden Gegend, denn aus dem Laube blickten überall maurische Villen hervor, auch hörten wir öfters

verschiedene Stimmen hinter den Hecken; allein uns war jedwede Möglichkeit benommen, nach unserem Ziele zu fragen; umsonst suchte ich die von dem freundlichen Hauptmann L. gelernten zwei arabischen Wörter: allimin und allisar anzuwenden. Niemand verstand, oder wollte mich verstehen; dann ließen wir den Pferden die Zügel, ob sie vielleicht den verlorenen Weg wiederfinden könnten; allein sie führten uns nach einem verödeten Fondack — eine Art von arabischem Kaffee; — und damit war uns nicht sehr gedient. Das Resultat dieser Irrfahrt war, daß wir um 3 Uhr anstatt um 12 Uhr bei Lady R. ankamen, Karthago natürlich aufgeben mußten, und uns keine halbe Stunde in Abdellia aufhalten durften, indem wir sonst die Thore von Tunis geschlossen gefunden hätten. Die Luft war so heiß, wie bei uns im August; kein Wind wehte und die Sonne strahlte mit africanischer Frühlingsgluth; ganz erschöpft erreichten wir bei einbrechender Nacht unser Hôtel. Allein unsere Verirrung hatte uns mit einer so köstlichen Gegend bekannt gemacht, daß wir das Verfehlen unseres Zieles keinen Augenblick bereuten und nur mit dem Dichter ausrufen konnten: »Pleni sunt coeli et terra majestatis et gloriae tuae.«

Den 19ten März.

Das hätte ich nicht geglaubt, daß eine Frau in Africa — der Heimath der schönsten Pferde — lernen müsse, mit Sporen zu reiten, wenn dieselbe das sehr natürliche Verlangen empfindet, mit ihrem Pferde weiter zu kommen, und dennoch habe ich heute diese Erfahrung gemacht. Das köstliche Wetter verlockte uns diesen Morgen, einen seit längerer Zeit gehegten Wunsch auszuführen — nämlich so viele Stunden des Tages, wie möglich, auf den Ruinen von Karthago und in dessen Umgebung zuzubringen. — Durch die sehr energische Maaßregel, unsere Pferde für 6 Uhr Morgens zu bestellen, hatten wir sie wirklich um 8½ Uhr bekommen, und zu dieser ungewöhnlich frühen Stunde waren wir schon unterwegs — ja unterwegs wohl, aber das war auch Alles, denn weiter kamen wir nicht. Ich ritt nämlich zum ersten Male ein sonst ganz gutes, schwarzes Pferd, welches aber pfiffig genug war, zu bemerken, daß ich keine Sporen hatte, und folglich nicht vom Flecke wollte. Die Strecke von ungefähr achtzehn englischen Meilen nach Karthago ist keine unbedeutende, und mir blieb nur die Wahl

übrig, entweder meinen Ritt dahin aufzugeben, oder nach Hause zurückzukehren, um mir den von Mad. R. kürzlich geschenkten Sporen zum ersten Male anzuschnallen. Ich wählte Letzteres, und obschon ich meinen Araber mit meiner grausamen Waffe kaum berührte, so wirkte das bloße Bewußtsein, daß ich dieselbe trug, ganz magisch auf ihn, und kaum hätte ich es für möglich gehalten, daß das faulste, störrigste Thier dadurch in das lebhafteste, willigste würde verwandelt werden. Ich fürchtete so sehr dem armen Pferde weh zu thun, daß ich meine Ferse in krampfhaftester Stellung nach außen gedreht hielt; bald gewöhnte ich mich auch hieran, und wir verlebten im Genusse der köstlichen Gegend, die uns nun nicht mehr fremd schien, einen herrlichen Tag. Nachdem wir lange den Boden besichtigt, auf welchem die frühere Weltbeherrscherin Karthago gestanden, kehrten wir zurück, und labten uns an dem herrlichen Untergange der Sonne und der violettpurpurnen Beleuchtung ihrer letzten Strahlen über die weit ausgedehnte Gegend bei Tunis, und traten mit einfallender Nacht in's Stadtthor ein. Es war gerade Vollmond, und wenig ahnend, welchen Streich diese in stiller Pracht majestätisch emporsteigende Königin der

Nacht für uns im Schilde führte, bewunderten wir ihr köstliches Silberlicht, welches gegen den zarten, rosablauen Himmel so bezaubernd abstach.

Wenn man sich den ganzen Tag zu Fuß und zu Pferde in der Luft bewegt hat, so fühlt man sich meines Erachtens nicht sehr aufgelegt, den Abend in Gesellschaft zu gehen. Allein, es war Sonntag, des französischen Consuls Empfangsabend; wir hatten seinen uns wiederholt gemachten Vorschlag, ihn doch an diesem Tage zu besuchen, nie angenommen, es wurde deshalb in unserem Triumvirate beschlossen, daß der Abend beim Herrn Lagau zugebracht werden solle, und zu diesem Zwecke war ich eben im Begriffe, mich zum Umkleiden, nicht nach meiner Stube, sondern hinter meinen hinfälligen Schirm zu begeben, als viele laute Stimmen, die ich im Hofe durcheinander sprechen hörte, mich auf die Gallerie herauslockten. Hier zu Lande paßt man nämlich stets auf, in der Erwartung, ein uns Europäern interessantes Ereigniß wahrzunehmen, und eigenthümlich war dasjenige, welches im Hofe das laute Sprechen verursachte. Immer zahlreicher und heftiger wurden die Stimmen, alle Offiziere und sonstigen Gäste hatten den Speisesaal verlassen, um auf's Dach zu eilen und von dort aus

die Naturerscheinung besser betrachten zu können. Während wir uns selbst dahin begaben, hörten wir nah und fern unzählige Flintenschüsse fallen. Eine sehr schöne Mondfinsterniß, wodurch der vorher so hell leuchtende Mond schon verdunkelt war, verursachte diese Unruhe. Nicht nur folgten sich die Flintenschüsse immer schneller und schneller, sondern die ganze Stadt war in einem Zustande der aufgeregtesten Verzweiflung, gleich als ob der böseste Feind vor den Thoren gewesen sei. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung befand sich auf den Dächern, theils um dieses Phänomen mit anzusehen, theils um den Drachen, der den Mond zu verschlingen drohte, todt zu schießen, denn jenen Drachen fürchtend, waren die Mauren in vollster Verzweiflung. Von der Höhe aller Minarets mahnten die Muezzins die Gläubigen zum Gebete in so gefahrvollem Augenblicke; nach allen Moscheen wurden große Processionen schleunigst veranstaltet, um durch heiße Gebete den scheinbar erzürnten Propheten zu bewegen, den Mond vor dem Untergange durch den Drachen zu schützen, und wie gesagt, von allen Dächern wurde in der festesten Zuversicht, der Drache, welcher den Mond verschlingen wolle, könne auf etwa fünfzigtausend Meilen mit einem

oder dem andern glücklich gezielten Flintenschusse getroffen werden, so schnell geschossen, als die Gewehre nur geladen werden konnten. Mir kam es vor, als befänden wir uns in einer Stadt, die im Innern von dem schrecklichsten Bürgerkriege zerrissen, und von außen vom unbarmherzigsten Feinde angegriffen würde, obschon eine so schöne, fast vollkommene Mondfinsterniß, die den Mond bis auf einen kleinen Theil, der blutroth erschien, verdeckte, die einzige Ursache dieses schrecklichen Aufruhrs war. Dieses Ereigniß verspätete unsern Besuch beim Consul; denn eben so gut wie die Mauren meinten, den Mond vom Dache aus treffen zu können, hätten sie auch nach den mit einer Laterne durch die dunklen Gassen sich windenden Europäern zielen können; jedoch der französische Consul wohnt nicht weit von unserm Hôtel und das Wagestück durch ein solches Pelotonfeuer zu eilen, vollbrachten wir endlich ungefährdet. Das lächerliche Betragen der Mauren schien der bei Herrn Lagau sich befindenden Gesellschaft gar nicht besonders aufzufallen. Wer in der That schon einige zwanzig Jahre in der Mitte dieses eigenthümlich kindischen Volkes zugebracht hat, wird gegen ein solches Benehmen unempfindlich. Es waren hauptsächlich Franzosen bei

Herrn Lagau. Seine Tochter entspricht durchaus dem vortheilhaften Rufe, der ihr vorangeht; sie ist ein durch und durch liebenswürdiges Mädchen, das mit dem einnehmendsten Aeußern die Vorzüge eines sehr hübschen musikalischen Talents und die Kenntnisse mehrerer Sprachen vereinigt. Sie besitzt einen in Tunis sehr seltenen Schatz, nämlich ein vortreffliches Klavier, auf dem sie uns mit vieler Gefälligkeit manches schwierige Stück trefflich vortrug.

Den 21sten März.

Hat doch die Wirklichkeit meine Erwartungen einmal in meinem Leben nicht getäuscht, sondern dieselben sogar bei Weitem übertroffen. Ja jetzt reise ich getrost von Tunis ab, denn ich trage mit mir das Bewußtsein fort, daß es noch eine Spur jenes Orients giebt, welcher unserer Einbildung in unseren Kinderjahren durch die feenhaften Erzählungen der unerschöpflichen Scheherazade eingeprägt wurde. Vom Rausche, in den die Anschauung der Verwirklichung eines köstlichen Theiles der »Tausend und eine Nacht« mich versetzt hat, stehe ich noch taumelnd und ganz verblendet, und wer weiß, ob ich in die-

sem Zustande fähig bin, von dem eben Gesehenen ein schwaches Bild zu geben. Wenn ich früher vom jetzt regierenden Bey Achmet erzählte, daß er unter den orientalischen Fürsten eine ungewöhnliche Ausnahme macht, indem er sich mit einer einzigen Frau begnügt, keinen Harem hält und hierin überhaupt nicht den geringsten Luxus treibt, so ist von seinem Vetter, dem Bey des Lagers, gerade das Gegentheil zu sagen. Da Bey Achmet keine Nachkommen hat, so ist sein Vetter Sidi Hamda der rechtmäßige Thronfolger. Nicht allein aus diesem Grunde, sondern auch durch seine Persönlichkeit, seine Lebenslust und seine Prunkliebe steht er sehr in des Volkes Gunst. In ihm erkennt es den ächten Orientalen. In seinem ungewöhnlich großen und reichen Harem blüht noch in blendendster Pracht jener morgenländische Luxus vergangener Jahrhunderte. Sidi Hamda ist dabei ein Progressist in seiner Art; er verschließt seine Augen nicht gegen die allmäligen Fortschritte, welche durch die in den letzten Jahren stattgefundene Annäherung mit Europa sich einschleichen und hoffentlich binnen kurzem die orientalischen Sitten mildern werden. Kurz, vom Bey Achmet ist fast nie die Rede, während der Name des Beys des Lagers im Munde Aller lebt, und da meine Neugierde, seinen wirklich so

sehenswerthen Harem zu bewundern, sehr groß war, und Herr Davis den Sidi Hamda persönlich genau kennt, so war Ersterer so freundlich und erbat sich von ihm die Erlaubniß, daß seine Frau einige Damen, worunter ich mich befand, an einem dazu bestimmten Tage nach dem Harem im Bardo führen dürfe. Ein schöner wolkenloser, blauer Himmel verscheuchte heute früh beim ersten Blick aus meinem Fenster die Furcht, daß der Sturm des vorigen Abends unsern Besuch bei den Frauen des Beys vereiteln könnte. Es hatte übrigens in der Nacht sehr heftig geregnet und wir fanden die Gassen in einem Zustande, der uns um so peinlicher erschien, als wir nur zu Fuß zu Mad. Davis, wo die ganze Gesellschaft sich versammelte, gelangen konnten, und, um unsere Aufwartung bei solch eleganten Damen, wie die Prinzessinnen des Beys sind, zu machen, natürlich »en grande tenue« waren. Um 9 Uhr waren bereits alle Gäste bei Mad. Davis vereint und diese Schule erwachsener Damen fuhr in mehreren Wagen nach dem Bardo. Mad. Davis Wagen, worin ich mit ihr und ihrer Schwiegertochter saß, führte den Zug, und im lebhaftesten Gespräch über dasjenige, was wir zu sehen bekommen würden, und wie wir uns mit den Prinzessinnen verhalten sollten, hatten wir sehr

bald unser Ziel erreicht. Innerhalb des Thores des Bardo angelangt, fährt man durch eine von zwei Reihen Buden eingezäunte Straße. So groß diese Residenz sich auch, von außen gesehen, ausnimmt, so glaubte ich doch nicht, daß beim Hereintreten sich fast ein zweites Tunis vor unsern Blicken entwickeln würde. Viel fehlte wirklich nicht daran, denn hier sah' ich Bazars, Märkte, Menschen- und Viehgedränge, gerade wie dort. Die Straße, der wir folgten, führte uns nach einem großen, viereckigen Hofe, wo wir aus dem Wagen stiegen. Mit Sammt und Gold und Silber reichgeschmückte Pferde, die die Rückkehr ihrer Eigenthümer erwarteten, Gruppen von Sklaven, Soldaten, Eunuchen, Gäste und Stutzer belebten diesen Ort; rechts den Ställen gegenüber ist der Eingang zum Harem, hier wurden wir hineingeführt. Als wir uns innerhalb des Gebäudes befanden, that sich auf ein gegebenes Zeichen eine wohl verwahrte Thüre auf, und in demselben Augenblicke, als die letzte Dame unserer Gesellschaft die Schwelle überschritten hatte, wurde dieses Thor schleunigst wieder geschlossen Ein lautes Riegel- und Kettengeklirr beim Befestigen desselben berührte mein Ohr auf's unangenehmste, und gab mir deutlich zu verstehen, daß wir uns

im Sancto sanctorum, in dem den Männern verbotenen Raume, befanden. Nun gingen wir durch einige mit Sklavinnen und Maurinnen angefüllte Gänge; aber die darin herrschende Dunkelheit war so groß, daß nur das Weiße der Augen und der Zähne dieser Dienerinnen zu unterscheiden war; nach wenigen Schritten befanden wir uns im Patio — einem im Innern des Hauses sich befindenden Hofe. — Ich glaubte mich hier in einen bezauberten Palast versetzt, dem gleich, den der Genius dem Aladin, als dieser die Prinzessin Badrulbudur bei sich emfing, auf dessen Befehl erbaut hatte. Mir schwindelte, mir taumelte, ich war ganz verblendet und meine Blicke wußten nicht, auf welchen Gegenstand sie sich heften sollten; ich lebte im Rausche eines verwirklichten Traumes und hätte diesen ersten, feenhaften Eindruck festhalten mögen; allein die Damen winkten mir immer zu, mit ihnen der Prinzessin — Favoritin — Lillah (wie sie hier genannt wird) — unseren Besuch zu machen. Meine oben schon öfters erwähnte Reisegefährtin, Mdlle. d'H., war mit mir zurückgeblieben und theilte das Entzücken, welches mich verstummen machte, und wie vor einem Medusenhaupte versteinerte. Vollkommen waren die Verhältnisse, so wie der reine maurische Styl des Pa-

tios; rings umher stützten schlanke zierliche Säulen den obern, fast chinesisch buntgemalten Stock. Der Fußboden des Patios, so wie das in der Mitte desselben sich befindende prächtige Bassin, aus welchem durch eine reichlich sprudelnde Fontaine köstliche Kühlung verbreitet wurde, war von blendend weißem, schön polirtem Marmor; an allen vier Seiten unter dem Säulengange führten mehrere Oeffnungen nach den inneren Gemächern der Frauen. Wenn ich einen Begriff von dem Farbenspiele der Trachten der Bewohnerinnen dieses luftigen und hellen Gefängnisses geben soll, so kann ich das nur thun, indem ich sie mit dem bunten Gefieder der Hunderte von fremdartigen Vögeln, die hier durch einander wimmelten, vergleiche. Stolz sich brüstende Pfauen, Kakadus, Papageien aller Gattungen, und eine Unzahl anderer, mir gänzlich unbekannter orientalischer Vögel schrieen, flogen und gingen umher als treue Gefährten der armen Frauen, deren ewiges Gefängniß sie durch ihr buntes Gefieder schmücken und erheitern sollen. Viele emsige Negerinnen waren hie und da beschäftigt, die schon ganz spiegelblanken Marmorstufen des Patios noch blanker zu poliren, während man etwas weiter davon entfernt den mit Gold und Edelsteinen reich beladenen Pantoffel einer der Prinzessinnen

darüber weggleiten hörte. An jeder Thür boten sich wahre Feenanblicke dar, an jeder Säule bildeten sich Gruppen der fantastisch gekleideten Frauen, deren einförmiges Alltagsleben durch den Fremdenbesuch unterbrochen wurde. Reichgeputzte Kinder wurden von den vielen Tanten und Wärterinnen umhergetragen. Man hörte nur ein Rauschen von Seidenzeugen, ein Murmeln und Lispeln, welches sicher sagen wollte. »Wer kommt da, einen Blick in unsern goldenen Käfig zu thun?« Doch wie gesagt, alle Damen bis auf Fräulein d'H. waren vorangeeilt und winkten mir vom Eingange der Staats- und Empfangsstube der Lillah zu, ihnen schnell zu folgen. Der Unterschied des Lichtes des so hellen und buntwimmelnden Patios gegen das in diesem großen, einzig und allein durch die dazu führende Oeffnung erleuchteten Raum war so bedeutend, daß ich anfangs ganz und gar nicht sehen konnte, und mich der Lillah gegenüber befand, ohne auch nur die geringste Ahnung davon zu haben. Die reichen Teppiche, worauf ich wandelte, der betäubende Duft der feinsten Wohlgerüche Arabiens, der mich überwältigte und die unzähligen, bunt phantastisch gekleideten Gestalten, die mich umringten, das Alles bestärkte mich immer mehr in meiner Täuschung,

daß ich eine Scene der »Tausend und eine Nacht« erlebe. Die Lillah faßte mich freundlich bei der Hand, führte mich nach dem schönsten, mit dickem, gelbem Damaste überzogenen zweistufigen Divan und machte mir ein Zeichen, mich neben ihr niederzusetzen. Das mußte ich natürlich thun, obschon es mir viel schwerer, als ihr wurde, indem dieser sehr niedrige Divan nur eingerichtet war, um sich mit untergeschlagenen Beinen darauf niederzulassen. Während meine Augen sich mit der ungewohnten Dunkelheit dieses großen Raumes aussöhnten, besah ich mir meine Nachbarin, die Königin dieses prächtigen Harems. Die Lillah ist eine wohlerhaltene Frau von fünfunddreißig bis vierzig Jahren. Drei ihrer erwachsenen Töchter waren zugegen und unterhielten sich mit den übrigen Damen unserer Gesellschaft, so gut es durch Zeichen geschehen konnte. Als Dolmetscher diente der Vetter des Fräuleins d'H., ein Knabe von etwa zehn Jahren, dem wegen seines jugendlichen Alters die strengen Thore des Harems noch geöffnet wurden; allein derselbe verweigerte nicht nur öfters, an die Frauen alle die Fragen zu thun, die uns unsere Neugierde eingab, sondern wurde auch von denselben so geliebkost, daß er für uns so gut wie unnütz war. Doch ich muß meine

Beschreibung der Haremkönigin fortsetzen. Die Gestalt der Lillah mag vielleicht einmal schön gewesen sein; allein heut zu Tage hat dieselbe durch den übertriebensten Embonpoint sehr gelitten, welches jedoch nach dem Geschmacke der Mauren ihre Schönheitsreize nur erhöht. Ihr Anzug war sehr einfach und ihr oberes Gewand bestand nur aus einem weiten, formlosen, kaftanartigen Kleide, von hellrosa levantischer Seide, welches oben am Halse mit einem prächtigen Reife von Diamanten befestigt war; unter diesem Kleide, welches nur bis an die Kniee reichte, trug sie eine mit Gold reich gestickte Jacke; von den Knieen bis zu den Knöcheln schlossen ihre reich brochirten Beinkleider wie Gamaschen an; ihre bloßen Füße waren ganz unförmlich dick und fett; mehrere Sklavinnen trugen ihr verschiedenartige Pantoffeln nach. Alle 200 im Harem sich befindende Frauen waren bis auf die Negerinnen in helle, bunte Seide gekleidet, und die Lillah war eigentlich nur an ihren unvergleichlich schönen Edelsteinen und an der Unterwürfigkeit, die alle übrigen Bewohnerinnen des Harems ihr bewiesen, von den andern zu unterscheiden. Etwas Schöneres an Diamanten und sonstigen Edelsteinen, wie die der Lillah, habe ich noch nie gesehen. Am

rechten Daumen trug sie einen prächtigen Ring mit des Beys Namenszug in Diamanten; an den beiden letzten Fingern jeder Hand hatte sie zwei Ringe, von denen an jeder Seite einer aus einem einzelnen Smaragd bestand, und der andere aus fünf oder sechs Diamans-monstres zusammengesetzt war. Am rechten Arme hatte sie drei Reihen feiner Perlen, wovon jede einzelne so groß wie die Spitze eines kleinen Fingers war. Ich erstaunte nicht wenig über die bescheidene Erscheinung von mehreren Reihen der einfachsten Glasperlen in kostbarer Nachbarschaft. Ihr Kopfputz war bis auf den unnennbar großen Werth an Edelsteinen, der darin versteckt lag, sehr einfach. Alle maurischen Frauen, die ich bisher gesehen hatte, trugen ihre Haare glatt zurückgekämmt, was wir à la Chinoise zu nennen pflegen. Das Haar der Lillah dagegen, das in's Graue überzugehen drohte, und durch reichlich angewandte Färbung einen bräunlichen Anstrich erhalten hatte, hing in fingerbreiten Streifen an den Wangen heruntergeklebt und war unten abgeschnitten. Das weißseidene Tuch, worin die hinteren Haare gebunden waren, und dessen zwei lange, mit Gold durchwirkte Enden auf dem Rücken herunterflatterten, war oben auf dem Kopfe befestigt, und die Zipfel der beiden andern

Enden standen wie ein paar aufrecht stehende Flämmchen oder Hörner auf dem Kopfe. Alle Frauen hatten diese Form des Kopfputzes, was ihrer Erscheinung etwas sehr Phantastisches verlieh. Hinten am Kopfe der Lillah hing eine ganze Sammlung kostbarer Amulets in Form aller Art. Ich will mich mit dem weitern Aufzählen der gesehenen Schmucksachen nicht aufhalten; man kann sich aber einen Begriff von dem Werthe derselben machen, wenn ich noch erwähne, daß ein Ring mit einem Solitair, den eine der Töchter der Lillah trug, in Paris auf hundert und zwanzig Tausend Franks geschätzt worden ist. Diese Lillah ist die Tochter einer Italienerin, welche an einen sehr reichen Mauren verkauft wurde, der sie heirathete. Das Kind dieser Ehe ist für würdig gehalten worden, die Favoritin des Beys des Lagers zu werden, und ihrem Sohne wird der Thron später zufallen. Da mir gesagt worden war, daß Lillah italienisch verstehe, so redete ich sie in dieser Sprache an; allein sie machte mir Zeichen, daß sie Alles vergessen habe; nachher erfuhr ich jedoch, das sei nicht der Fall, sondern sie stelle sich ihrem Manne zu Liebe nur so an. Nachdem ich eine Weile bei ihr gesessen hatte, betrachtete ich die Pracht des Zimmers genauer Es war ge-

wölbt und von derselben lang viereckigen Form wie alle maurischen Zimmer, die ich bis jetzt gesehen; aber seine Verhältnisse waren colossal und wohl berechnet, den Reichthum und wirklich orientalischen Luxus, der überall hervorblickte, zu entfalten. Die Wände waren mit dem schwersten Granatsammet, auf dem man die reichsten Muster in Gold und brochirtem Atlas gewahrte, behangen; die Decke bot dem Auge eine geschmackvolle, in Perlemutter und andern kostbaren Gegenständen fleißig ausgeführte Mosaik dar; unzählige Waffen, lange, einläufige Flinten, Jatagans, Pistolen, Säbel, alle reich mit Gold, Silber und Edelsteinen verziert und in ihren halbgeöffneten Sammet- und Goldfutteralen zur Schau liegend, waren in symmetrischer Ordnung an den Wänden angebracht, bis da, wo eine Art von Brett — Gesims — dem erstaunten Auge andere Kostbarkeiten zum Bewundern zeigte. Hier befand sich im buntesten Gewimmel eine Unzahl von Vasen, Krystallen, Porzellanen, Perlemutterkästchen rc. rc., kurz eine Auswahl der schönsten Gegenstände, die wahrscheinlich aus dem südlichsten Theile Africas und aus den ersten Londoner und Pariser Quellen als Königsgeschenke hier vereinigt standen, um die Pracht dieses Frauen-

gefängnisses zu erhöhen. Elf colossale Spiegel, alle in ihren überladenen Rococo-Rahmen, thronten hierüber neben einander und waren so gestellt, daß der Luxus dieses prächtigen Gemaches sich elf Mal vervielfältigte. Vier schöne, nach dem letzten Pariser Geschmacke verfertigte Chaises longues deuteten an, daß der europäische Luxus seinen Eintritt ebenfalls hier gemacht hat, und daß die Töchter der Steppen viel mehr mit uns und unseren Neuerungen fortleben, als wir es ahnen. Doch ach die armen Geschöpfe! kann ihr Treibhausvegetiren Leben genannt werden? Die siebzehn großen Wanduhren, die ich allein in diesem Saale zählte, sprechen deutlich aus, wie sehr diesen Frauen ihre Zeit zur Last wird. Meinen die Unglücklichen etwa, daß siebzehn Uhren sie schneller über die Steppen der Langenweile hinwegtragen werden als eine einzige?! Ich mußte Lillah wieder meine Aufmerksamkeit schenken, mich von Neuem zu ihr setzen und nun meinestheils mich von ihr besichtigen lassen. Meine Lorgnette, durch welche sie immer zu sehen versuchte, und ein kleines, einfaches Granat-Armband, welches sie zu wiederholten Malen anlegen wollte, schienen jedoch die einzigen Gegenstände zu sein, die ihre Aufmerksamkeit fesselten; ich gab ihr zu verstehen,

sie möchte doch das Armband behalten; allein nachdem sie entdeckt, daß dasselbe sowohl ihren eigenen, wie den Arm ihrer Töchter nur zur Hälfte umfaßte, so gab sie mir es mit einem Ausdrucke des Bedauerns zurück. Nun wollte die Lillah uns auch bewirthen; sie winkte einer der vielen umstehenden Sklavinnen zu und überreichte ihr ein colossales Bund von Schlüsseln, dessen keine, noch so peinlich gewissenhafte deutsche Hausfrau sich hätte zu schämen brauchen. Die Lillah würde aber der Sklavin eine zu große Ehre erwiesen haben, wenn sie ihr das Schlüsselbund direct in die Hand gelegt hätte; deswegen reichte ihr Letztere ein reich gesticktes Kissen, worauf sie dasselbe niederlegte. Nun wurden uns Erfrischungen aller Art gebracht; sie waren aber alle süß und ein starker Moschus- und Rosenessenzgeschmack war durchgehends zu verspüren; ein goldfarbiges, köstliches Getränk fand allgemein unseren Beifall. Es muß aus einer, uns ganz unbekannten Frucht bereitet werden, deren Name mir, wie der von so vielen Gegenständen von höherem Interesse, fremd geblieben ist. Die Nägel und Hände der Lillah waren wie die aller maurischen Frauen mit Henna gefärbt; ihre Augenbrauen und Augenlider waren jedoch mit einem schwarzen Pulver gefärbt.

Da ich der Lillah durch unseren jungen Dolmetscher meinen Wunsch zu verstehen gegeben hatte, zu erfahren, wie diese Färbung eigentlich geschehe, schickte sie eine ihrer Frauen ab, um den zur maurischen Schönheit unentbehrlichen kleinen Apparat zu holen. Als ich gewahr wurde, daß ich dieses Schönheitsmittel nicht nur durch die Anschauung, sondern durch praktische Erfahrung kennen lernen sollte, fragte ich sie, warum ich eigentlich die Bevorzugte unserer Gesellschaft sei? Worauf sie mir erwiedern ließ: »Du bist gewiß noch nicht verheirathet, und wenn ich Dir die Augen bemale, so wirst Du sehr bald einen schönen Mann bekommen.« Darauf konnte ich nur antworten, daß ich freilich verheirathet sei, daß mir aber nichtsdestoweniger die Ehre, von einer so schönen Prinzessin bemalt zu werden, unter allen Umständen sehr wünschenswerth erscheine. Nun wurde ich ein Opfer ihrer Versuche und mußte Alles über mich ergehen lassen; es scheint jedoch, daß ich dieses nicht mit dem dazu erforderlichen kalten Blute that. Denn nachdem die Operation der Färbung meiner Augen in Gegenwart von hundert und einigen Frauen durch die fürstliche Hand der Lillah geschehen war, so schien die Ausführung ihres Verschönerungsversuches große Mißbilligung unter

ihren Töchtern zu erregen. Wohl jedoch konnten meine Gefährtinnen von mir sagen:
»Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.«

Denn kaum freute ich mich, der Lillah — die mit ihrem spitzigen Stifte mir wohl zwanzig Mal die Augen auszustechen drohte — entronnen zu sein, so fiel ich in die Hände ihrer Töchter, die ohne Weiteres, ihre Schnupftücher mit ihrem Speichel benetzend, unbarmherziglich auf meinem ganzen Gesichte umherfuhren, und mich nur im Zweifel ließen, welche dieser Operationen am unerfreulichsten sei. Das schwarze Pulver, womit diese Frauen ihre Augen färben, ist Bleierz. Dasselbe wird in dazu eigens gemachten Fläschchen von Horn oder auch von kostbarem Metall aufbewahrt. Zu jedem Fläschchen gehört ein hölzerner Stift, der vom Bleierz angeschwärzt, durch das Augenlid gezogen wird. Eine gewisse Uebung ist erforderlich, um diese Operation ohne Schmerzen und erfolgreich zu machen. Dieser Gebrauch war schon den Griechen und Römern bekannt. In den Katakomben bei Sahara sind in den Grabmälern der egyptischen Frauen solche Stifte und solches Bleierz gefunden worden. Unter den Gegenständen, die mir in dieser Heimath des Luxus sehr auffielen, muß ich die Taschentücher der Frauen erwähnen. Was

wird man denken, wenn ich sage, daß eine Hand, wie die der Lillah, die an Edelsteinen wenigstens eine Million Franken an Werth trug, mit einem groben, dunkelkattunenen Tuch — wie ungefähr ein Tagelöhner in England gebrauchen würde — coquettirte. Nun schlug uns die Lillah eine Wanderung durch ihre übrigen Gemächer vor, und gern ließ ich mich von ihr unter den Arm fassen und durch ein Labyrinth von engen, dunkeln, aber köstlich duftenden Gängen nach einer breiten, mit Glas bedeckten Gallerie, die nach einem reizenden Garten hinlag, führen. Alle übrigen Damen unserer Gesellschaft, und wohl mehr als die Hälfte des Harems folgten der Lillah, die diesen Zug mit mir eröffnete. Obschon es heißt, daß der Sclavenbesitz im Tunesischen abgeschafft sei, so mag das wohl außerhalb des Bardo wahr sein, innerhalb desselben ist es jedoch nicht so; denn keine zwei Schritte konnte die Haremskönigin thun, ohne daß mehrere Sclavinnen ihr zu Füßen fielen und um die Ehre, den Saum ihres Gewandes zu küssen, baten. So entfernt der Vergleich auch scheinen mag, so erinnerte mich das an das Defiliren vor dem Papste, wenn jeder Anwesende niederfällt, um den Segen vom heiligen Vater zu erbitten und ihm den Pan-

toffel zu küssen. Ein sehr breiter Divan, der einigen der Frauen auch als Nachtlager diente, lief die ganze Länge dieser Gallerie herunter und nahm wohl ein Dritttheil des Raumes ein. Hier wunderte ich mich sehr über eine schöne Drechselbank, an welcher man Spuren von ganz kürzlich erst vorgenommener Arbeit gewahren konnte. Als mir später eine der Frauen ein aus Elfenbein ganz vollkommen gedrechseltes Kaffeeservice zeigte und mir sagen ließ, es sei des Beys eigene Arbeit — indem er für dergleichen viel Sinn habe —, so erklärte ich mir daraus die Erscheinung der schönen Drechselbank an diesem Orte, und konnte nur billigen, daß der Bey, vielen Geschmack beweisend, seine Lieblingswerkstätte im schönsten Theile seines Harems aufgeschlagen hatte. Das Gerücht von unserem Besuche im Harem war nun bereits zu den Ohren des Sidi Hamda gelangt, und wir hatten nicht nur die Ehre, den Bey des Lagers plötzlich in unserer Mitte zu sehen, sondern wurden noch von zweien seiner Brüder und von einem seiner Offiziere, der binnen Kurzem eine seiner Töchter heirathen soll, umhergeführt. Beim ersten Eintritt des Beys ging die Lillah ihm freundlich entgegen; er schloß sie liebevoll in seine Arme und gab ihr einen Kuß

auf den Mund; ihre beiden Schwäger begrüßte sie ebenfalls, allein diese küßten sie ehrfurchtsvoll auf die Stirn. Auch zwischen dem Bey und seinen Schwestern, die in dem Harem wohnten, schien das zutraulichste Vernehmen zu herrschen, und nachdem ich unter diesen Leuten scheinbar so viel Herzlichkeit und Liebe gesehen habe, kann ich unmöglich noch glauben, daß, wie man sagt, die Geschwister bei den Mauren nach einem gewissen Alter sich gegenseitig nicht mehr sehen dürfen.

Sidi Hamda soll sich durch Milde und Herzensgüte unter Seinesgleichen besonders auszeichnen, und deßhalb wird sein Harem nachsichtiger, wie irgend einer seiner Vorfahren es bis jetzt gethan hat, behandelt, weßhalb derselbe auch nicht als Maßstab bei Beurtheilung orientalischer Harems im Allgemeinen dienen kann.

Der Bey des Lagers ist ein schöner Mann im kräftigsten Lebensalter; offener Ausdruck und durchaus edle Züge versprechen beim ersten Blicke alles Gute, was von ihm allgemein bekannt ist. In seiner Tracht ist er sehr einfach, und wäre er mir auf der Straße begegnet, so hätte ich ihn schwerlich vom gewöhnlichsten reichen Mauren unterscheiden können. Er trug einen weiß und braun gestreiften Turban, der seinem regelmäßig

schönen Kopfe sehr gut stand, ferner eine Jacke von rothbraunem Tuche, weite, über den Knieen befestigte Pluderhosen und weiße Strümpfe. Die schöne Gallerie, wovon ich sprach und wo uns der Bey und seine Brüder überraschten, führte nach einem Zimmer — wenn ein Gemach, dessen vierte Seite nach einem Garten zu offen ist und nur von wenigen Säulen unterbrochen wird, so bezeichnet werden darf —, welches ich das Elysium dieses Tempels der raffinirtesten Pracht — den Brennspigel, wo die Luxusstrahlen aus allen Welttheilen sich vereinigen — nennen möchte. Ein höchst geschmackvolles, weiß marmornes Bassin bot in der Mitte dieses Eldorado's einer Schaar von lustig hin- und herschießenden Gold- und Silberfischen den ungestörtesten Aufenthaltsort, während in den graziösesten Formen hervorsprudelnde Wasserstrahlen den an der Fontaine heraufrankenden, buntblühenden Schlingpflanzen ihren schönen Frühlingsschmuck stets in gleicher Frische erhielten. Tropische Luftpflanzen und vergoldete Käfige, deren buntgefiederte Einwohner durch ein fröhliches Gezischel und Gezwitscher dem verstummenden Beschauer den Trost verliehen, daß wenigstens einigen unter den hier sich befindenden vielen gefangenen Thieren und Menschen diese

Herrlichkeiten die verlorene — eigentlich nie gekannte, vielleicht aber tiefgeahnte — Freiheit ersetzen, hingen in geschmackvoller Abwechselung um dieses Bassin. Melodieen aus den neuesten Opern ertönten in größter Präcision aus schönen Pariser und Genfer Spieluhren; die feinsten Wohlgerüche Arabiens benahmen einem noch das letzte Bewußtsein; mir war zu Muthe, als müsse ich mit geschlossenen Augen darniedersinken und diesen Feentraum über mich walten lassen, oder mir Zeit nehmen zu mir zu kommen, um dann forschen zu können, ob hier in der That Wirklichkeit sei. Doch weder den einen noch den andern Vorsatz auszuführen, wurde mir Zeit gelassen. Wann wird auch uns armen Reisenden das Eine oder das Andere nach unserem Belieben gegönnt? War nicht ein ganzer Harem mit seinem Fürsten und mit seiner Fürstin auf meiner Ferse, um mich, gleichwie mit Dampfkraft, durch diesen Feenaufenthalt — wo ich so gern länger verweilt hätte — zu jagen? Schnell warf ich meine Blicke um mich her und erkannte zu meinem Erstaunen ein nicht ganz schlecht ausgeführtes Oelportrait des Sidi Hamda an der Wand dem Garten gegenüber; rechts und links von demselben, sowie an den beiden andern Wänden

hingen viele schöne Mezzotintostücke von Schopius, Kupferstiche nach Horace Vernet's herrlichen Gemälden aus dem Orient, lauter liebe und theure Bilder, die ich in der Natur selbst erblickt hatte und die deshalb einen ganz besondern Reiz für mich besaßen. Kein Ende würde meine Erzählung haben, wenn ich Alles, was meinen Augen auffiel, hernennen wollte. Jetzt betraten wir ein Zimmer, wo ich mich wahrlich in eine der größten Galanteriewaarenhandlungen, z. B. bei Manini in Mailand, versetzt glaubte. Unzählig schienen mir die mit Nic-nacs aller Art überladenen Tische, und welche Verwunderung verursachte es mir, dazwischen ein kleines, aufrecht stehendes Klavier zu entdecken. Dasselbe war ganz und gar verstimmt und viele Tasten gaben gar keinen Ton von sich; nichtsdestoweniger, da alle Frauen eine große Lust zu haben schienen, etwas Musik zu hören, ließ ich mich nicht lange nöthigen, und spielte ihnen ein Stück nach dem andern vor; denn da ich einmal begonnen hatte, so war an ein Aufhören sobald nicht zu denken; dann bat mich die Lillah, ich möchte ihnen doch etwas vorsingen, und als ich ein paar spanische Lieder in dieser drückenden Atmosphäre, umringt, ja fast erstickt von

hundert und einigen Frauen, mit genauer Noth herausgestöhnt hatte und mich endlich von diesem unersättlichen Publikum losreißen wollte, fühlte ich ein leises Klopfen an meiner Schulter; ich sah mich um und erblickte Sidi Hamda, der als galanter Wirth mir einen Blumenstrauß anbot, ich nahm denselben sowohl wie sein Anerbieten, mich von ihm im Garten umherführen zu lassen, sogleich an. Der Bey des Lagers war höchst liebenswürdig in seinem ganzen Betragen und gab mir, da er einige wenige italienische Wörter wußte, zu verstehen, wie geehrt er und seine Frau sich durch unsere Gegenwart fühlten und wie gern sie uns öfters empfangen würden. Unser Besuch hatte aber schon mehrere Stunden gedauert, und so gern ich noch geblieben wäre, so mußten wir doch an unsere Heimkehr denken. Kaffee und andere Erfrischungen wurden uns in dem Zimmer, wo das Klavier stand, gereicht; der Bey und seine Brüder zogen sich zurück, und die Lillah vollendete ihre Pflicht als gefällige Wirthin, indem sie uns noch nach dem Bade, nach dem großen Speisesaale und endlich nach ihrem Schlafzimmer führte. Im Bade sah ich nichts, als weiß marmorne Fliesen, und glaubte von dem dort herrschenden, wahrhaft betäubenden

Dunste und Dampfe in wenigen Sekunden ersticken zu müssen. Der Speisesaal bot uns nichts als eine Schaar von mehr untergeordneten, über unsere Erscheinung höchst verwunderten Frauen dar, worunter ich zu meinem Erstaunen zwei mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt sah; die eine häkelte kleine, weiße Streifen, und die andere verfertigte auf einem eigenthümlichen Rahmen Bänder, womit die Maurinnen ihre Beinkleider befestigen. Das Schlafzimmer des Beys und seiner Lillah ist unbedingt eins der reichsten Gemächer des Harems. Das Bett, worauf ich nicht weniger als sechszehn Kissen, von allen erdenklichen Größen und mit den mannigfaltigsten Stoffen überzogen, zählte, ist nichts Anderes, als ein sehr breiter Divan. Die Dunkelheit dieses überladenen Gemaches, welches nur durch eine Oeffnung, vor welcher sich anstatt einer Thür ein dicker damastener Vorhang befindet, erleuchtet wird, war mir wirklich drückend. Bei einer mysteriösen Abendbeleuchtung mag dieses Boudoir wohl seine Reize haben, aber die Dunkelheit ist, däucht mir, ein zu treues Bild der Gefangenschaft, als daß ich mich selbst in dem nach Moschus und Ambra duftenden Sancto sanctorum der Lillah zufrieden geben würde. Unser lang ausgedehnter

Besuch mochte der armen Lillah aber eben so endlos, wie mir selbst der Bericht davon vorkommen; wir hatten in der That fast vier Stunden in beständiger Bewunderung in der Mitte dieser Frauen zugebracht; deshalb könnte man freilich erwarten, daß ich im Stande wäre, Alles recht genau wieder zu erzählen; ach! leider nicht. Denn jemehr ich sehe, desto mehr erkenne ich, daß richtig sehen eine eigene Kunst ist — eine Kunst, in der ich, wie in allen andern, noch Anfängerin bin.

Soll ich nun noch die wehmüthigen Empfindungen, womit ich diese Heimath des größten Luxus — wahrscheinlich aber noch mehr die Wiege eines tiefempfundenen Schmerzes — verließ, mittheilen? Niemand wird glauben, daß ich den eben beschriebenen, hinfälligen Glanz — diesen jämmerlichen Ersatz für des Lebens höchstes Gut — die Freiheit —, diesen Schatz, wodurch wir erst Menschen werden, nur mit den Gefühlen eines leichtfertigen Reisenden betrachtet habe? Nein, weit davon entfernt; meine wärmsten Freiheitsgefühle mußte ich hier ersticken; ich mußte vergessen, daß all die Pracht, die mich augenblicklich betäubte, seit Jahrhunderten stummer Zeuge der

aus zerrissenster Brust unerhört emporgeschickten Seufzer gewesen war und noch sein wird.

Mir scheint es fast, als könnte ich den schönsten Prachtgemächern des Harems die von unserem großen Byron so treu beschriebene, feuchte, schauerliche Gruft des unglücklichen Bonnivard vorziehen.

There are seven pillars of Gothic mould,
In Chillon's dungeons deep and old,
There are seven columns massy and grey,
Dim with a dull imprison'd ray,
A sunbeam which hath lost its way,
And through the crevice and the cleft
Of the thick wall is fallen and left:
Creeping o'er the floor so damp,
Like a marsh's meteor lamp:
And in each pillar there is a ring,
And in each ring there is a chain;
That iron is a cankering thing!

Wäre ich einmal eine gefesselte Sclavin, so wollte ich meine Gefangenschaft nackt und wahr, und nicht wie ein übertünchtes Grab sehen; raubt man mir mein einziges Lebensglück — meine Freiheit — dann verschmähe ich alle Versüßungsmittel, sie mögen aus London oder Paris, oder aus America oder Indien kommen; sie könnten

nur dazu dienen, mich gegen mein Schicksal noch mehr zu erbittern. Doch hoffentlich sind die zahmen Bewohnerinnen des Harems nicht von solchem widerspenstigen Gemüthe wie ich. So gern ich unter dieser bunten Frauenschaar das geistreiche, viel versprechende Auge einer Scheherazade, oder das schwesterliebende, treue Antlitz einer Dinarzade erspäht hätte, so suchte ich darnach doch vergebens, und wenn dieses mich aus meinem »Tausend und einer Nacht«-Traume freilich herausriß, so war es mir doch kein geringer Trost, zu denken, daß diese vielen armen Geschöpfe in ihrer gänzlichen Unwissenheit einen Schutz gegen Leiden finden, die uns Freiheit athmenden Europäern zu ertragen unmöglich wären.

Bevor wir in den Wagen stiegen, schlug uns Madame Davis einen Besuch bei dem Bassa Mamluk — einem Minister des Beys — vor. Wir ließen uns zu ihm führen, und waren nicht wenig verwundert, als wir uns beim Kranken- oder mehr Sterbelager dieses ergrauten Greises befanden. Ohne es zu wissen, noch zu wollen, waren wir in ein Haus der tiefsten Trauer gerathen. Es scheint, daß die Mauren auf europäische Besuche sehr viel halten, da sie dieselben selbst un-

ter solchen Umständen nicht verweigern. In welchem Abstande steht aber dieser Gebrauch mit dem unsrigen! Kann man sich einen hochbejahrten Familienvater vorstellen, der fast im letzten Todesröcheln den Besuch von mehreren fremden Damen empfängt? Und anders war es nicht. Nach dem Anblicke des übertriebenen Luxus, womit unsere Blicke den ganzen Morgen gesättigt worden waren, kam uns die Wohnung des Bassa Mamluk, obschon an und für sich sehr schön, natürlich nur unbedeutend vor; dagegen bot sich mir ein Bild von weit höherem Interesse, als Alles, was ich beim Sidi Hamda gesehen hatte, dar. Von der Schönheit der Frauen des Beys des Lagers habe ich nicht viel gesprochen, weil ich unter ihnen keine einzige, durch äußere Vorzüge hervorstechende, bemerkte; von der Frau des Bassa Mamluk aber darf ich nicht schweigen; denn ihre ganze Erscheinung fesselte mich beim ersten Anblicke dermaßen, daß meine Augen in stummem Entzücken auf sie geheftet waren und ich nur dann und wann mit Mademoiselle d'H. »quelle parfaite beauté, quelle noble créature« ausrufen konnte. Wenn ich erwähnte, daß der Bassa Mamluk ein ergrauter Greis ist, so ist leicht zu begreifen, daß die auffallende Schönheit

seiner Frau nicht in der jugendlichen Frische ihrer Gesichtszüge lag. Sie mochte in der That wohl 40 bis 45 Jahre alt sein; und überdies trug ihr edles Antlitz die unverkennbarsten Spuren langer, wiederholter Nachtwachen und der aufreibenden Sorgen um den krank darniederliegenden theuren Gatten.

»— She never told her pain,
But let concealment, like a worm i' th' bud,
Feed on her damask cheek; she pined in thought,
And sate like patience on a monument,
Smiling at grief«.

Kein einziger Edelstein zierte den Kopf oder die Arme dieser schönen Frau. — Durch das Ablegen jedweden Schmuckes nämlich offenbaren die Maurinnen ihren größten Schmerz. — Ein einfaches, faltenreiches Gewand umhüllte ihre majestätische Gestalt und erinnerte mich an manche der schönsten Statuen des Alterthums. Aengstlich schienen ihre besorgten Blicke jeden der Athemzüge des geliebten Greises aufzufangen, während sein Kopf, dessen todtenbleiches Colorit gegen seinen schneeweißen Bart kaum abstach, matt und schwer in den Armen seines erwachsenen Sohnes ruhte.

Etwas klassisch Schöneres, als die Züge und die ganze Haltung der edlen Krankenwärterin, konnte man wahrlich nicht sehen, und um zu beweisen, daß meine ihr gewidmete Bewunderung keine zu übertriebene, muß ich erzählen, daß, als ich heute Nachmittag den französischen Consul sah, er mir auf meine Frage: ob er nicht von der wunderschönen Frau des Bassa Mamluk schon hätte sprechen hören, erwiederte: »Ja, sie ist ja die berühmte Schönheit, welche dem jungen Jussuf den Kopf verrückte und um derentwillen er fliehen mußte, weil sein Liebesverhältniß mit ihr entdeckt wurde.« Der Consul erzählte mir ferner: dieser Jussuf — jetzt ein in Algerien berühmter General in französischen Diensten — sei von Geburt ein Franzose, Namens Tesser, dessen Vater Verwalter der Polizei auf der Insel Elba, zur Zeit Napoleons war. Der junge Louis Jussuf befand sich in Livorno, wo sein Vater ihn in die Schule geschickt hatte, als es ihm eines Tages gelang, aus derselben zu entfliehen und sich mit anderen Gefährten nach einem Kaffeehause zu begeben. Hier wurden diese Jungen von einigen Tunesern aufgefordert, ihr im Hafen liegendes Schiff zu besichtigen. Jussuf und seine Gefährten gingen auf diesen Vorschlag

ein, und während sie auf dem Tunesischen Schiffe mit Süßigkeiten bewirthet wurden, segelte dasselbe ab, und sie kamen in Tunis als Eigenthum des Beys an. Hier bekam der junge Jussuf die vollkommene Erziehung eines Mamluken. Die militairischen Uebungen, die prächtigen Pferde, die reichen Waffen und Kleidungsstücke sagten dem jungen Franzosen so zu, daß er keine Sehnsucht nach seiner Heimath fühlte. Die Entdeckung des Liebesverhältnisses, welches er mit einer der Frauen des damaligen Beys, nämlich mit der jetzigen bildschönen Gattin des Bassa Mamluk hatte, nöthigte ihn jedoch von Tunis zu fliehen; mit genauer Noth entkam er dem Tode, nachdem er drei ganze Stunden in einem großen Schlaguhrkasten versteckt geblieben war. Ein französisches Kriegsdampfschiff nahm ihn auf und brachte ihn nach Algier. Hier trat er in die französische Armee und zeichnete sich in der Schlacht von Mahdia sehr aus. Darauf wurde er unter dem Schutze der französischen Fahne nach Tunis geschickt, um Unterhandlungen mit der dortigen Regierung anzuknüpfen. Auf seiner Rückkehr nahm er Bona in Besitz, nachdem er einen Araberstamm, der herbeigeeilt war, um zu plündern, aus dieser Stadt vertrieben hatte. 115 Stück Kanonen fie-

len durch diesen Handstreich in die Hände der Franzosen. Yussuf erhielt den Orden der Ehrenlegion, wurde kurz darauf Oberst, und an die Spitze einer Compagnie nationaler Hülfstruppen gestellt. -- Allein es däucht mir, daß die Erlebnisse des Generals Yussufs eine zu große Abschweifung in meiner Erzählung unseres Besuches bei dem Bassa Mamluk verursacht hat. Wir waren am Lager des schwer krank darniederliegenden Greises, der trotz seines bedenklichen Zustandes uns allen freundlich die dürre, abgezehrte Hand reichte, und uns nicht fortlassen wollte, wenn wir uns nicht um sein Bett herumgesetzt und Kaffee genommen haben würden. Nachdem wir noch einige Augenblicke beim Kranken verweilt hatten, verließen wir denselben und seine unvergeßlich schöne und interessante Frau, deren Erscheinung einen weit tieferen Eindruck auf mich gemacht hat, als Alles, was ich im bezaubernd glänzenden Harem des Beys gesehen habe.

Halbweges nach der Stadt zu, kam uns F. zu Pferde entgegen geritten. »Um Gotteswillen, was hat man mit Dir gethan?« schrie er aus, als er mein mit dem Bleierz unbarmherziglich geschwärztes Gesicht erblickte. — »Aber sage mir doch, wo ist Saetta,« erwiederte ich ihm, als ich

gewahr wurde, daß mein Liebling nicht bei ihm sei. Ach! versetzte F., ich reite bereits länger als eine Stunde umher, um unser Hündchen aufzusuchen; denn als ich aus dem Thore kam, ließ ich mein Pferd nach seinem Sinne im vollen Galopp forteilen, und Saetta hat wahrscheinlich nicht folgen können, denn als ich wieder Schritt ritt, war er verschwunden«. Wenn man wüßte, wie lieb das Thierchen mir ist, so würde man leichter begreifen, in welche Verzweiflung diese Nachricht mich versetzte. Ein treues Hündchen in irgend einer Stadt zu verlieren, ist immer sehr traurig, allein in Tunis, wo es einem Fremden einmal passirte, seinen vor wenigen Tagen verlorenen Pudel als ein Naturalienkabinetstück ausgestopft zum Verkaufe ausgeboten zu sehen — weil nämlich die Einwohner nicht wußten, zu welcher Thierart sie ihn classificiren sollten, — in Tunis, wo es einen Stamm Neger aus dem Süden Africa's giebt, die besonders gern Hunde essen, und alle, die sie fangen können, zu diesem Zwecke sogleich abschlachten — in Tunis, wo hunderte von Harems sich befinden, wo, wenn Saetta irgend einer schönen Maurin gefallen hätte, ihm auf immer der Ausgang verschlossen worden wäre, — in Tunis, wo es endlose maurische Quartiere giebt, die bis jetzt viel-

leicht noch von keinem Europäer betreten worden sind, und aus welchem Labyrinth unser vierbeiniger, kleiner Italiener wohl schwerlich seinen Weg herausgefunden hätte, — kurz, in Tunis das Hündchen zu verlieren, der Gedanke peinigte mich sehr und die Möglichkeit unsern verlornen Schatz wieder zu erlangen, schien so unwahrscheinlich, daß ich ihn auf ewig verloren glaubte. Nichts destoweniger spannten wir alle Segel aus, um zu unserem Zwecke zu gelangen. Zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen irrten wir umher, nachdem wir dieses uns so wichtige Ereigniß den verschiedenen Consulaten angezeigt, und Boten nach allen Richtungen ausgeschickt hatten. Bald erfuhren die geldsüchtigen Juden, Araber, Beduinen und Mohren, daß durch diesen Vorfall mancher Piaster von uns zu entlocken wäre, und deshalb meinten sie, eine solche günstige Gelegenheit müsse wahrgenommen werden. Nach langem, vergeblichen Herumfahren außerhalb und Umherlaufen innerhalb der Stadt, hatte ich in aller Eile meine für den Harem gemachte Toilette mit meiner Reittracht umgetauscht und ritt nun mit F. u. T. nach allen Seiten hin und her, mehr wie fünf Stunden schon waren wir bereits mit dem Suchen nach Saetta beschäftigt, die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strah-

len die flachen Dächer von Tunis und wir waren im Begriff unser fruchtlos gebliebenes Unternehmen aufzugeben, als es hieß, der Hund sei gefunden. Der Eine behauptete, er sei in der Abdellia bei unserm Consul, ein Anderer, man habe ihn nach der Gouletta gebracht, ein Dritter, er befinde sich in einem benachbarten Hause, ein Vierter, er habe ihn in einem maurischen Stadttheile gesehen. Kurz, die Berichte vervielfältigten sich immer mehr, und da wir kein Wort von dem, was das immer zahlreicher um uns werdende Publicum durcheinander murmelte, verstehen konnten, fühlten wir uns so verrathen und verkauft, daß uns jetzt unheimlich zu Muthe wurde, und uns die Geduld riß. — Zeigt uns nur den Hund und ihr sollt reichlich belohnt werden, wiederholten wir den verschiedenen Quasi-Dragomans, die uns umringten, allein vergebens. Wir kehrten also nach Hause zurück, und kaum waren wir dort angekommen, so erschien der Dragoman des schwedischen Consuls und bot F. an, ihn nach dem maurischen Stadttheile zu führen, wo, wie es heiße, Saetta sich in einem Kaffeehause befände. Mit welcher Ungeduld erwartete ich F's. Rückkehr, und wie erfreut war ich, als ich ihn bei angebrochener Nacht, mit meinem verlorenen Hündchen hereintreten sah. Das hübsche, silberne

Halsband, mit der lateinischen Inschrift — die dem Diebe schwerlich verständlich gewesen — war von diesem gestohlen; ganz verblüfft und ängstlich ruht der verlorne Sohn auf dem Divan, ihm träumt gewiß von seiner Gefangenschaft unter den Mauren; ich aber kann nur freudevoll ausrufen: Wir haben ihn wiedergefunden und er soll seine Tage weder in einem Harem, noch als Bestandtheil eines Naturalienkabinets, noch als Leckerbissen für die hundefressenden Mohren beschließen.

Den 23sten März.

Wir leben hier einmal in Saus und Braus und gestern befanden wir uns wieder in einer Gesellschaft bei dem englischen Vice-Consul, wo der größte Theil der hiesigen, europäischen Bevölkerung, die eigentlich nur aus den Consularfamilien besteht, vereinigt war. Ich sage: der größte Theil, weil die politischen Meinungen leider selbst dieses kleine europäische Publicum in verschiedene Fractionen zerspaltet, und weil das Bewußtsein, eine gemeinschaftliche Verbannung auf africanischem Boden zu theilen, nicht hinreicht, den Sieg über die Verschiedenheit der Ansichten davonzutragen; jedoch das Verhältniß, worin die

Consuln durch ihre Regierungen zum Bey stehen, mag wohl die größte Schuld in diesen Spaltungen sein. Herr und Mad. Davis waren auch gestern Abend beim englischen Vice-Consul, und da Ersterer viele Jahre seines Lebens in Africa als Missionair zugebracht hat, und gerade durch diesen Beruf befähigt worden ist, sehr tiefe Blicke in die Sitten des Volkes und in die Verwaltung des Landes zu thun, so wurde mir seine Unterhaltung sehr interessant; er war auch so gefällig und gab mir manche Auskunft über den jetzt regierenden Bey, und da ich von Letzterem bis jetzt noch nichts erwähnt habe, so wird es passend sein, hier Näheres über denselben und die Verwaltung seines Landes zu sagen. Musherr Achmet Bassa Bey — der den Titel eines Bassa von drei Roßschweifen vom Sultan von Constantinopel empfangen hat, folgte seinem Onkel Mustafa, was ich oben wohl schon erwähnt habe, am 10ten October 1837 auf dem Throne. Seine große Leidenschaft für den Soldatenstand und einen kriegerischen Ruhm, verursachen, daß Achmet dasjenige in der Regierung seines Reiches übersieht, was zum Aufblühen desselben im Allgemeinen sowohl, wie auch zur Vergrößerung des eigenen Wohlstandes beitragen könnte. Die regelmä-

ßigen Truppen, welche dem Volke eine wahre Geißel sind, und von des Beys Onkel Hussein zur Zahl von zehntausend Mann organisirt wurden, verdoppelte er. Da diese Truppen sehr schlecht besoldet werden, so raubten und plünderten sie dermaaßen, daß es zu einer Zeit sehr gefährlich war, sich nach Sonnenuntergange in den Straßen von Tunis zu befinden. Diese Soldaten sind auch so schlecht mit allem Nöthigen versehen, und so jämmerlich unterrichtet, daß der Bey, hätte er auch eine noch viel größere Anzahl derselben, niemals der kleinsten, europäischen Macht Widerstand bieten könnte, während tausend wohl disciplinirte Soldaten hinreichend wären, das Land in Ordnung, und die Araber in Ehrfurcht zu halten.

»Wie aber ist es möglich,« fragte ich Herrn Davis, »daß ein so fruchtbares Land, dessen Boden nur mit einem Spaten umgegraben zu werden bedarf, um reichliche Ernten zu geben, und welches einstens fast die Kornkammer der ganzen Welt, als die reichste Provinz des römischen Reichs betrachtet wurde, sich in einem allem Anscheine nach so jämmerlichen Zustande befindet?« »Die Antwort ist diese:« erwiederte Hr. Davis, »die schon von Natur faulen Araber werden nicht nur im Bebauen des Landes nicht ermuthigt, sondern geradezu

davon abgeschreckt. Sie tragen Bedenken zu säen, weil sie wissen, daß ihrer Mühe Frucht in Zehnten, Steuern und in Regierungsvorrechten verloren gehen wird.« Ein Araber sagte mir, fuhr Herr Davis fort, er habe voriges Jahr zwei Caffis — ungefähr drei Scheffel — Gerste gesäet, und als die Steuereinnehmer gekommen seien, so hätten dieselben nicht nur Alles, was er geerntet, genommen, sondern er sei noch gezwungen worden, einen halben Caffis dazu zu kaufen, um die geforderten Steuern bezahlen zu können. »Nächstes Jahr,« sagte der Araber, »werde ich gar nichts säen, denn, warum soll ich meine Kräfte und Gesundheit an eine Arbeit verschwenden, die mir nichts einbringt?« — Es ist klar, daß wenn der Bey nur etwas für den Ackerbau thäte, sein Reich eines der schönsten der ganzen Welt sein würde; denn die Natur hat dieses Land reichlicher, wie irgend einen Theil Europa's ausgestattet. Aber anstatt dessen verschwendet der Bey seine Zeit und sein Vermögen für seine Soldaten, die in seiner Hand gleich Skorpionen sind, womit er sein Volk geißelt. Obschon die Besoldung des Einzelnen dieser Truppen nur unbedeutend ist, so wird doch eine ziemlich bedeutende Summe zum Unterhalte des gesammten Heeres erfordert; deshalb war der

Bey genöthigt, die Steuern und Kronmonopole, welche von den vorigen Beys herrührten, zu erhöhen. Eins dieser Monopole, nämlich das des Tabacks, verursachte eine Revolution unter den Einwohnern der Berge bei Kabes. Trotz alle dem thäte man jedoch, meinte Herr Davis, dem Bey Unrecht, wenn man ihm jede gute Eigenschaft absprechen wollte. Unter keinem bisherigen Bey haben die Europäer so viele Sicherheit genossen; auch befinden sich viele Europäer im Dienste des Beys, wodurch sein Staat sehr viel gewinnt. Unter denselben zeichnen sich die Cavaliere Raffo und Monsieur Bogo sehr aus; der Erstere, welcher Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist, soll ein sehr kluger und fähiger Staatsmann, der auch in Europa sehr wohl bekannt ist, sein; der Letztere ist Haushofmeister. Der schon genannte Oberst Szczepanowski steht an der Spitze der Cavallerie des Beys, und dem Professor Metzger, einem Deutschen, ist die Leitung der militärischen Musikbande anvertraut.

Der türkische Einfluß existirt in Tunis nur dem Namen nach, denn Achmet Bassa ist, streng genommen, unumschränkter Herr in seinem Lande; sein Wort ist ein Gesetz, und dieses Gesetz muß unter allen Um-

ständen vollzogen werden, gleich als wenn es vom Propheten selbst gesprochen wäre.

Mahomed im fünften Kapitel des Korans sagt: »Dem Manne oder der Frau, welche stiehlt, sollen die Hände als Wiedervergeltung für das, was sie begangen haben, abgeschnitten werden«. Das Gesetz, welches auf den eben angeführten Spruch gegründet ist, besteht darin, daß der Schuldige seine rechte Hand für das erste Vergehen, für das zweite seinen linken Fuß, für das dritte seine linke Hand und für das vierte seinen rechten Fuß verliert. Herr Davis erzählte mir, er habe aus sehr glaubwürdiger Quelle einen in Tunis vorgekommenen Fall gehört, wo ein Mann einen solchen Hang zum Stehlen hatte, daß, nachdem er für das wiederholte Begehen dieses Verbrechens alle seine Glieder verloren, er dennoch Mittel und Wege gefunden hätte, es zu wiederholen und somit sich der Strafe unterwarf, nach der Willkühr des Richters gegeißelt zu werden. Die Ausführung eines solchen Hand- oder Fußabschneidens wird folgendermaßen vollzogen. Nachdem das Urtheil gefällt ist, wird der Unglückliche von Hambas — Offizieren — aus dem Machkama — Gerichtssaale — geschleppt, und ein Barbier verrichtet die Operation. Die Hand wird bei dem Handgelenke und der Fuß beim

Knöchel abgenommen. Der Stumpf wird alsdann in heißes Pech getaucht und der Schuldige verkehrt auf einen Esel gesetzt. Ein Offizier, um die Aufmerksamkeit des Volkes auf den Verbrecher zu ziehen, ruft, indem er vorangeht, die Natur des Verbrechens aus, und führt den Verurtheilten auf diese Weise durch die ganze Stadt. — Die Araber werden gewöhnlich gehangen, selten enthauptet; allein die Türken genießen des Vorzugs — wie sie es nämlich erachten — erdrosselt zn werden. Die Juden werden auf dieselbe Art, wie die Araber bestraft. Die bürgerlichen Frauen wirft man in's Wasser, die vornehmen vergiftet man. Die Soldaten werden jetzt erschossen, eine Neuerung, welche die Muhamedaner sehr beleidigt, da keine Stelle des Korans einen solchen Tod rechtfertigt. — Mordthaten werden mit dem Tode bestraft, obschon mit Einschränkungen. Wenn ein muhamedanischer Sclave einen ungläubigen Freien umbringt, so wird er deshalb nicht hingerichtet. Die Strafe, welche unter diesem Bey am häufigsten angewendet wird, ist die Bastonade. 500 bis 1000 Schläge werden einem einzigen Unglücklichen zuweilen auferlegt; es ist das Grausamste, was es giebt, und Viele sterben darüber. Der Angeklagte wird

auf der Erde mit gebundenen Händen ausgestreckt. Damit er sich nicht rühren kann, sitzt sowohl auf seinem Kopfe, als auch auf seinen Beinen ein Offizier. Seine Füße werden in zwei Löchern eines Brettes befestigt, und sollte der Unglückliche die kleinste Bewegung noch wagen wollen, so wird der Strick, der das Opfer hauptsächlich hält, stärker angezogen. Zwei Offiziere zählen dann dem armen Schlachtopfer mit Stöcken auf's Gewaltigste die befohlene Anzahl Schläge auf. — Ferner sprach mir Herr Davis von der Abschaffung der Sclaverei, welche trotzdem, was ich von der scheinbaren Fortdauer dieser Sitte im Harem erzählte, in den letzten Jahren in der tunesischen Regentschaft erfolgt ist. Dieser sogenannte Fortschritt der Civilisation ist unserm Consul, dem Sir Th. Reade einzig und allein zu verdanken. Er wartete auf einen günstigen Augenblick, um etwas zur Befreiung der tunesischen Sclavenrace thun zu können, und es gelang ihm 1843 sein edles Vorhaben durchzusetzen. Im eben erwähnten Jahre ereignete es sich, daß ein armer Sclave Zuflucht bei Sir Th. Reade gegen die Mißhandlungen seines Herrn suchte, und natürlicher Weise dieselbe bei ihm auch fand. Unser Consul glaubte, jetzt sei der Augenblick gekommen, etwas für das

Negergeschlecht thun zu können, und fuhr am nächsten Tage nach dem Bardo zum Bey. Hier fand eine lange Unterredung zwischen demselben und dem Sir Th. Reade Statt, in welcher, wie es scheint, Letzterer die Abschaffung des Sclavenbesitzes mit so vieler Beredtsamkeit empfahl, daß der Bey sich sogleich bewegen ließ, seinen eigenen Sclaven die Freiheit zu schenken, der Ein- und Ausfuhr von Sclaven ein Ende zu setzen, und alle seine Unterthanen zu bestimmen versprach, diesem Beispiele zu folgen.

Diese Maaßregel kann man keine leichte nennen, da das Vermögen, welches in dem Besitze von Sclaven bestand, sehr bedeutend war, und folglich die Abschaffung des Sclavenbesitzes von Vielen hart empfunden wurde. Daß unser Consul seinen Einfluß beim Bey zu so humanen Zwecken anwendet, ist höchst lobenswerth; allein seitdem ich im Orient war, und in Asien so wie in Africa das Verhältniß der Sclaven zu ihren Herren, und die Behandlung, die ihnen von denselben zu Theil wird, habe genauer und richtiger beurtheilen können, sind meine Ansichten über die Philantropie der Abschaffung des Sclavenbesitzes gewissermaßen geändert, und obschon ich gern zugebe, daß gewiß Fälle vorkommen, wo die von den Scla-

ven erduldete Behandlung die empörendste ist, so kann ich nicht umhin zu glauben, daß das Negergeschlecht in der Sclaverei durchaus viel größeren Vortheil hat und glücklicher ist, als wenn es unter den jetzigen Civilisationsverhältnissen frei wäre. Es ist eine in Europa mit der Muttermilch eingesogene, ganz falsche Ansicht, daß der Stand der Sclaven ein unglücklicher sei. Ueber die verschiedenen, weit entlegenen Colonien bin ich nicht fähig zu urtheilen; allein was ich von der Sclaverei in Constantinopel und in Africa gesehen und gehört habe, hat den Begriff von unbeschreiblicher Grausamkeit, den wir damit verbinden, gänzlich in mir vertilgt.

Den 25sten März.

Ist es uns doch trotz aller erdenklichen Chikanen und Hindernisse der Malteser gelungen, gestern einen köstlichen, wahrhaft africanischen Tag zu verleben. Unser Plan war folgender: früh Morgens beabsichtigte Herr L. nach seinem Landgute — das ungefähr halbwegs nach Hamamlif liegt — hinauszureiten, um daselbst ein paar Zelte aufschlagen, und alles Uebrige zu unserm Empfange und zur Feier des Tages bereiten zu lassen;

wir sollten ihm einige Stunden später folgen und mit ihm, von seiner Farm aus einen Ausflug bis Hamamlif unternehmen; auf unserer Rückkehr sollte der Rest des Tages mit einem ächt arabischen Mahle unter dem Zelte, und der näheren Besichtigung der umliegenden Tribus verbracht werden. Solche Aussichten sagten uns Allen sehr zu, und ich wartete bereits eine halbe Stunde auf unsere, am vorigen Abend schon bestellten Pferde, als F. in's Zimmer trat, und mir die niederschlagenden Worte zurief: »Du kannst Dich nur getrost wieder auskleiden, denn unsere Pferde sind alle nach dem Bardo, wo ein Fest ist, geschickt, und wir bekommen keine.« Der malteser Diener des Herrn Rolland bestätigte gleichfalls diese Nachricht, nur mit dem Unterschiede, daß er meinte, seine Landsleute würden uns nie wieder Pferde leihen, weil wir viel zu schnell ritten. Was war zu thun? Herr Lindon erwartete uns mit aufgeschlagenen Zelten, arabischem Mittagsessen und all' seinen geschäftigen Dienern; wir konnten der angenommenen Einladung nicht nur keine Folge leisten, sondern es war noch dazu unmöglich, ihn wissen zu lassen, durch welche schändliche Wortbrüchigkeit der Malteser wir am Kommen verhindert wür-

den. Es war uns sehr peinlich, unsern liebenswürdigen Wirth den ganzen Tag vergebens auf uns warten zu lassen, und deshalb nahm F., vom herrlichen Wetter ermuthigt, und als guter Fußgänger die Entfernung von zwei bis drei deutschen Meilen nicht scheuend, seine Flinte auf seine Schulter, und faßte den kühnen Entschluß sich zu Fuß zu Herrn L. zu begeben. Wir verabredeten jedoch unter uns, daß ich mich vorläufig nicht umziehen, und daß T. alle bis jetzt noch unausgekundschafteten Quellen eines oder des andern Fortkommens ausforschen solle. Allein nach einer kleinen Stunde kehrte Letzterer mit der traurigen Botschaft zurück, daß alle seine Bemühungen umsonst gewesen seien, und wir die Partie für heute aufgeben müßten. Glaubte T. vielleicht, daß ich mich hiermit begnügen würde, so hat die Zukunft bewiesen, wie sehr er sich irrte. Auf dem Platze beim Thore de la Marine sind immer, freilich für uns Europäer größtentheils unreitbare Pferde zu vermiethen. Ich entschloß mich also, meinen Sattel auf das erste schlechteste, und nicht, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, auf das erste beste Pferd legen zu lassen, und so piano, piano, Schritt vor Schritt nach der Farm des Herrn L. mich zu bewegen. —

Nie habe ich aber richtiger gesprochen, als wenn ich sagte, daß ich meinen Sattel auf das erste schlechteste Pferd legen lassen wollte, denn von umgürten konnte keine Rede sein, da mein Sattelgurt drei solcher Gerippe zugleich hätte umfangen können. Mein Sattel blieb wirklich nur durch fein ausgedachte, geometrische Berechnungen mit mir auf meiner, nicht wenig erstaunten Rosinante liegen. Wahrlich meine Feder sträubt sich, eine noch so flüchtige Beschreibung meines Arabers zu machen, und dennoch muß ich etwas zu seinem Lobe sagen, nämlich daß ein Blick auf T's. Lage hinreichend war, mich selbst als die stolzberittenste Reiterin zu zeigen. Mein unglücklicher Begleiter schien mir auf einem arabischen, sesselartigen Sattel, unter welchem zwei schreckliche Hüftenknochen und vier spindeldürre Beine und ein schlangenartiger Hals zu erblicken waren, herumgeschaukelt zu werden; man bedenke, daß alle, eben erwähnten, sichtbaren Theile des unglücklichen Thieres eine hell grasgrüne Färbung hatten — indem Dasjenige, was diese Pferde in der jetzigen Jahreszeit zu fressen bekommen, aus jungem Korn besteht und worin sie sich oft wälzen — so ist leicht zu begreifen, ob ich beim beständigen Balanciren, mit welchem ich immer

in Conflict war, meinen Ernst behalten konnte; und man wird nicht erstaunen, wenn ich sage, daß mir in diesem Augenblicke die Stelle der so treffenden Schilderung aus Shakspeare's »Taming of the Shrew« in den Sinn kam: »His horse hipped with an old mathy saddle, the stirrups of no kindred: besides, possessed with the glanders, and like to mose in the chine; troubled with the lampass, infected with the fashions, full of wind galls, sped with spavins, raied with the yellows, past cure of the fives, stark spoiled with the staggers, begnawn with the bots; swayed in the back, and shoulder-shotten; ne'er-legged before, and with a half-checked bit, and a head-stall of sheep's leather, which, being restrained to keep him from stumbling, hath been often burst, and now repaired with knots.«

Ob irgend ein Fest, oder bloß das Gerücht, daß wir so ausgerüstet durch einen Theil der Stadt reiten würden, Schuld daran war, kann ich wahrlich nicht sagen, wohl aber weiß ich, daß ich die Gassen von Tunis und dessen Vorstädten nie so belebt gesehen habe; das zeigte doch vielen ästhetischen Sinn von Seiten der Tuneser an; denn wir boten dem Publicum einen wahr-

haft genußreichen Anblick dar. Wenige Schritte hatten wir nur gemacht, so bemerkte ich schon, daß mein Pferd — vielleicht irgend ein Gelübde erfüllen wollend — die sehr fromme Absicht hatte, einen guten Theil des Weges auf den Knieen rutschend zu machen. Ich faßte also den schönen Besitzer meines Pferdes beim Burnus an und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er von meiner Seite nicht weichen dürfe. Ich wurde indessen so dreist, daß ich, als wir außerhalb des ersten Thores angelangt waren, einen Galopp versuchen wollte; ja der war aber eigenthümlicher Art, und bestand nur darin, daß mein Pferd, sich von seiner unbekannten Last befreien wollend, mit den beiden Hinterbeinen die schrecklichsten Demonstrationen in die Luft machte. Nein, dachte ich bei mir, so sehr alles Eigenthümliche für mich auch einen besonderen Reiz hat, so kann ich mich doch diesen eben so unbequemen, als gefährlichen Bocksprüngen nicht aussetzen — und so wie Pius IX. als ihm sein Wappen, von Damenhand gestickt mit zwei Schildkröten anstatt mit zwei Löwen — als Vorwurf, daß er zu langsam vorwärts schreite — unter Bittschriften überreicht wurde, antwor-

tete: Schildkröten gelangen auch zu ihrem Ziele, so entschloß ich mich auch, Schritt reitend Herrn L's. Farm zu erreichen. Ueber einen theilweise sehr holperigen Boden ritten wir im Anfange den See entlang und darauf durch eine weite, ächt orientalische Ebene, fast zwei Stunden, bis wir bei Herrn L's Zelten ankamen. Sein ganz vortrefflicher Diener Mohamed, ein Mohr, war uns halbwegs begegnet, und führte uns den geradesten Weg. Welch' einen überraschenden, gemüthlichen Anblick boten die Zelte des Herrn L. und der umherliegende kleine Duar — arabisches Dorf — uns nicht dar! Es lag in einer mäßigen Vertiefung, die von einem wellenartigen Boden gebildet wurde. Von der ganzen kleinen Colonie ahnt man nichts, bis man sich auf der Anhöhe, die dieses Thal en miniature bildet, befindet. Dann entdeckte man auf ein Mal mehrere Zelte, deren inneres Treiben ihrer Bewohner dem Betrachter zur Schau offen liegt. Pferde grasten, Hunde spielten oder lagen zerstreut umher; Kinder, Greise, arbeitsame Frauen, auf deren Gesichtern eine, auf Kuskussu hoffende, rosige Laune blühte, sah man überall; denn es ist stets ein Fest für diese Beduinen-Familien, wenn

der Arfi — Herr — sein Zelt in ihrer Mitte aufschlägt, um den Tag daselbst zu verleben. Doch hiervon später ein Mehreres.

Herr L. freute sich doppelt uns zu sehen, nachdem er erfahren, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen gehabt hatten. Er ließ uns einige Erfrischungen vorsetzen, fügte aber hinzu: »Die Chicanen der Malteser haben uns freilich viele Stunden verlieren lassen, und unser Ausflug nach Hamamlif scheint fast unausführbar; wenn Sie indessen den Muth haben, einen tüchtigen Karrengaul zu besteigen, der freilich nie geritten wird und bis jetzt keinen europäischen Sattel getragen hat, so können wir vielleicht, trotz der Verspätung noch nach Hamamlif gelangen.« Ich willigte in diesen Vorschlag sogleich ein und dachte bei mir, daß wenn ich in Africa auch weiter nichts lernte, so würde wenigstens meine Reitkunst besonders beim Bähmen unzugerittener Pferde gewinnen. Die starken Beine, der breite Rücken, der faltenwerfende Speckhals, besonders aber das unternehmende, feurige Auge meines neuen Arabers flößte mir hinreichenden Muth ein, mich mit Vertrauen an die Ausführung unseres Vorhabens zu machen. Da die Gegend nach Hamamlif von wenigen

Europäern besucht wird, so nahm Herr L. zur Begleitung seinen Diener Mohamed und den Sala, einen Araber, der ihm als Reitknecht dient, mit. Letzterer ritt eine unvergleichlich schöne, dreijährige Vollblutsstute, und ich wußte nicht, ob ich die Reitkunst des jungen Sala in seiner nationalen Beduinentracht, der ohne Sattel wie angewachsen auf dem schönen, unzugerittenen Pferde saß, oder die prächtigen Bewegungen dieses edlen Thieres am Meisten bewundern sollte. Oede und wild in ihrer schweigsamen Kahlheit ist die Gegend, die man passirt, um nach Hamamlif zu gelangen. Keinen einzigen Baum noch irgend ein Gestrüp konnten wir rund umher erspähen. Zu unserer Linken erstreckte sich in unabsehbarer Ferne das weite Meer, während die Formen der rechts liegenden Berge gleich wie Riesenmassen auf uns zurückend, mit jedem Schritte drohender emporstiegen, große und kleine, von den glühenden Sonnenstrahlen weiß verkalkte Felsenblöcke, die von der Berge höchsten Spitzen, bis zum Boden, den wir betraten, ihren Weg herunter gefunden hatten, erhöhten den düsteren Anblick dieses Bildes und erzählten gleichsam in schweigender Trauer von der Geschichte vergangener Jahrhunderte. Unbe-

greiflich muß es jedem Europäer erscheinen, daß der Bey diese Einöde jeder seiner schönsten Besitzungen in der näheren Umgegend von Tunis vorzieht. Es liegt wirklich Etwas von dem Geschmacke eines Tartaren in dem Verweilen zu Hamamlif; aber das ist der Trieb fast aller derer, die in diesem Klima aufgewachsen sind. Sie verlassen die Städte und suchen, in dunkler Erinnerung an ihre Herkunft, das Leben der Wüste. Die Einsamkeit ist ihnen über Alles lieb, und es muß wohl sein, daß sich ihnen daselbst irgend geheime Reize offenbaren.

Halbwegs zwischen der Farm des Herrn L. und Hamamlif ließen wir Rhades — das Ades der Alten — links liegen. Dieses Städtchen befindet sich auf einer unbedeutenden Anhöhe zwischen dem Meere und dem See von Tunis. Hier schlug Regulus im ersten punischen Kriege die Karthager, und unweit davon sind die Berge, wo Hanno, wie Polybius bemerkt, seine Elephanten ihm zum Widerstande sehr ungeschickt entgegenstellte.

Herr L. erzählte uns, daß als er sich vor einigen Tagen in dieser Gegend, begleitet von einigen seiner Araber, befunden, und durch Rhades habe reiten wollen, dieselben ihm dieses als sehr

gefährlich abgerathen, weil die Europäer in diesem Orte noch sehr verhaßt seien, und jeder Europäer, der einen solchen Versuch, wenn auch von Arabern begleitet, wagen wollte, ihn gewiß mit seinem Leben büßen würde. Da die Entfernung von Rhades bis Tunis eigentlich doch keine bedeutende ist, und die Bewohner der ersteren Stadt jetzt bereits wissen sollten, welcher Vortheil aus der Anwesenheit der Europäer in Tunis für die Eingeborenen hervorgeht, so verwunderte ich mich sehr über das, was Herr L. uns mittheilte, und ich kann versichern, daß solche Nachrichten, wenn man sich zufällig auf einem den Europäern so feindlichen Boden befindet, nicht ermuthigend wirken. Deshalb ließ ich meinem Araber, der aus Verzweiflung, weil er nicht wußte, welche fremde Last ihm aufgebürdet worden war, mit Windeseile über Stock und Stein wegsauste, gern die Zügel schießen. Unweit Rhades führte uns eine Brücke von fünf Bogen, welche im Jahre 1749 erbaut wurde, über den Fluß Miliana — die Catada des Ptolemäus. — Wir ritten noch ungefähr eine deutsche Meile. Die Gegend wurde immer wilder und öder und vom Palaste Hamamlif, von welchem wir nicht mehr weit entfernt sein konnten,

sahen wir noch gar nichts. Aber plötzlich stand dieses unförmliche, massenhafte Gebäude, wie durch einen Zauber aus der Erde entsprungen, beim Umreiten eines Vorgebirges, vor unseren Blicken. In der Nähe betrachtet kann man diesem Palaste nicht alle Majestät, wohl aber jedweden Geschmack absprechen. Seine Bauart ist einfach, aller Verzierungen beraubt und von ernstem Charakter. Das ganze Gebäude ist weiter nichts, als eine blendend weiße rechtwinklige Masse, die von unzähligen, grün begitterten unregelmäßig und bizarr angebrachten Fenstern durchbrochen ist; zwei riesenhafte, über dem Hauptthore eigenthümlich bemalte Löwen erhöhen die Originalität des Anblickes dieses Palastes. Da der Bey Hamamlif seit vierzehn Tagen verlassen hat, so ist seine hiesige Wohnung leer und nur von ein paar saumseligen Hütern bewacht. Das große Eingangsthor war fest verschlossen und nur nachdem wir durch anhaltendes Klopfen, Pochen und Rufen einen tüchtigen Lärm gemacht hatten, kündigten uns einige innerhalb des Gebäudes nachlässig heranrückende Schritte, und bald darauf ein gefängnißartiges Kettengeklirr und Riegelzurückschieben an, daß der Eintritt in dieses verzauberte Schloß uns erlaubt sei. Allein es

lohnte wahrlich nicht der Mühe. Unten kamen wir durch große, für Soldaten bestimmte, mit weißer und schwarzer Majolica verzierte Räume, und dann wurden wir auf das Gewissenhafteste durch alle Zimmer, wo sich kein einziges Stück Möbel befand, und nichts als unsäglich viel Schmutz und zerbrochenes Gitterwerk auf dem Majolicaboden zu sehen war, herumgeführt. Das Eigenthümlichste an diesem Gebäude schien mir, daß es über heißen Mineralquellen gebaut ist, und daß, um dieselben zu gebrauchen, man Gast beim Bey sein muß. Hamamlif heißt auf arabisch »die Quellen der Nase« nicht etwa, weil dieselben für diesen Theil des Gesichtes besonders heilsam sind, sondern weil ein benachbartes Vorgebirge eine Nasenform hat. Nachdem wir durch ganz enge, dunkle und niedrige Gänge tief gebückt gekrochen, oder vielmehr gewatet waren — da das heiße Mineralwasser bis an unsere Knöchel reichte — gelangten wir zu den Quellen selbst. Die Ausdünstung war so überwältigend, daß wir wahrlich alle zu ersticken glaubten; denn die Hitze dieses Wassers mag wohl 40 bis 50 Grad erreichen. Diese Quellen sind als Heilmittel gegen rheumatische und andere Krankheiten viel bewährt; die Tuneser gebrauchen sie häufig im Sommer;

auch geschieht es zuweilen, daß der Bey einigen der Consularfamilien einen Theil seines Palastes überläßt, damit sie ebenfalls diese Heilquellen benutzen können. Rechts von dem Berge Hamamlif liegt der Jibbel Resaß — Bleiberg — der durch seine höchst eigenthümliche, merkwürdige Form eine der größten Zierden der Landschaft um Tunis bildet. Er soll reich an den schönsten Bleiminen sein, allein der Bey erlaubt nicht, dieselben zu bearbeiten. Jenseits von Hamamlif ist der Berg Muktar, wo sich mehrere Brüche einer untergeordneten Qualität von Marmor befinden. In einer der Schluchten dieses Gebirges gab Dido den Umarmungen des frommen Aeneas sich hin.

Postquam altos ventum in montes, atque invia lustra,
Ecce ferae saxi dejectae vertice caprae
Decurrere jugis: alia de parte patentes
Transmittunt cursu campos, atque agmina cervi
Pulverulenta fuga glomerant, montesque relinquunt.
At puer Ascanius mediis in vallibus acri
Gaudet equo, jamque hos cursu, jam praeterit illos,
Spumantemque dari pecora inter inertia votis

Optat aprum, aut fulvum descendere monte
leonem.
Interea magno misceri murmure caelum
Incipit. Insequitur commista grandine nimbus.
Et Tyrii comites passim, et Trojana juventus,
Dardaniusque nepos Veneris, diversa per agros
Tecta metu petiêre. Ruunt de montibus amnes.
Speluncam Dido, dux et Trojanus eandem
Deveniunt. Prima et Tellus, et pronuba Juno
Dant signum: fulsêre ignes, et conscius aether
Connubiis summoque ulularunt vertice Nymphae.
Ille dies primus leti, primusque malorum
Causa fuit. Neque enim specie, famave movetur,
Nec jam furtivum Dido meditatur amorem:
Conjugium vocat, hoc praetexit nomine culpam.
Aen. lib. IV. 151.

Wie gern wäre ich länger hier verweilt, um diese interessante Umgegend durch eigene Anschauung genauer kennen zu lernen. Am Ende des Meerbusens liegt das Städtchen Soliman, welches dem Fremden schon deshalb, weil es nur von andalusischen Mauren bewohnt ist, sehenswerth erscheinen muß. Sie haben die spanische Sprache beibehalten, sind viel gebildeter, als ihre africanischen Brüder und empfangen uns Christen mit europäischer Gast-

freundschaft. Einer unter ihnen soll sogar noch den Schlüssel eines Hauses haben, welches seine Familie früher in Granada besaß, und ihn jedem Reisenden, der ihn besucht, mit Stolz zeigen. In dieser Gegend blühen ganze Felder von Rosen und Jasmin, aus denen die so berühmten tunesischen Essenzen destillirt werden. Doch unsere Augenblicke waren uns karg zugemessen und ich glaube kaum, daß wir in Hamamlif so viele verschwendeten, als ich gebraucht habe, von den einzelnen Sehenswürdigkeiten der Gegend, wo wir uns befanden, zu erzählen. Die Landschaft zwischen Hamamlif und Herrn L's. Farm bot nichts Besonderes dar, was langsames Reiten erforderlich gemacht hätte; wir wünschten im Gegentheile so bald wie möglich unser Zelt zu erreichen, und bin ich jemals in meinem Leben schnell geritten, so geschah es jetzt.

Gegen drei deutsche Meilen legten wir in dreiviertel Stunden zurück. Ein kühlendes Glas schottischen Ale's sagte uns Allen nach einem so beschwerlichen Ritte mehr zu, als der maurische Kuskussu, der übrigens von einer der Beduinenfrauen unter der Aufsicht des französischen Koches des Herrn L. sehr gut bereitet war.

Wie oft hatte ich beim Vorbeireiten an unzähligen

Tribus sehnlichst gewünscht, in eines der vielen Zelte eintreten zu dürfen; nun war ich endlich völlig befriedigt, denn wir waren nicht nur die Könige des Zeltfestes, sondern ein ganzes Duar stand meiner Untersuchung zu Gebote. Ich konnte das Ende unserer Mahlzeit kaum abwarten, und freute mich wie ein Kind, oder um noch richtiger zu sprechen, wie Herrn Ls. Diener Mohamed, der als unverfälschter Wüstensohn vor Wonne fast den Kopf verlor, als sein Herr ihm den Befehl gab, Vorbereitungen zu einem Zelttage zu veranstalten. So tief ist das Gefühl und die Liebe für das Nomadenleben bei den Kindern der Wildniß eingewurzelt!

Unter einem Zelte, wie das des Herrn L. ließe sich schon ganz gut leben, obschon man unter jedem Zelte meiner Meinung nach ein Faullenzer werden muß; denn die eigenthümliche Beleuchtung, die daraus entsteht, daß das Licht nur durch die eine offene Seite und zwar von unten hereindringt — während wir Europäer gewohnt sind, dasselbe von oben her zu empfangen — würde einen zu allem, außer zu einer wachen contemplativen Siesta auf den dicken türkischen Teppichen und schönen Matten, unfähig machen.

Das schöne Zelt des Herrn L. war aus feinen

Kameelhaaren, die in schwarze, braune und weiße Streifen gefärbt, sich gut nebeneinander ausnahmen, gewirkt. Flinten, Jatagans, Schrotbeutel und Jagdtaschen der Herren und Diener hingen an der Zeltstange und boten mit dem feingedeckten Tische, und mit unsern umstehenden prosaischen Stühlen einen merkwürdigen Abstand dar. Die Luft war mit dem berauschenden Aroma einer Unzahl von Toffs, welche die Beduinenkinder für uns gepflückt hatten, ganz erfüllt; ich wüßte keinen Duft irgend einer europäischen Blume, den ich mit dem dieser so unansehnlichen Distel vergleichen könnte, und ich habe sie hier in Tunis, wo es wirklich scheint, als ob die liebreiche Natur sie so reichlich blühen läßt, um die verpestenden Ausdünstungen der Stadt zu vertilgen, zu liebgewonnen, um nicht einige Worte über dieselbe zu sagen. Ein oder zwei Tage nach unserer Ankunft in Tunis brachte mir F. eine sehr häßliche, fast möchte ich sagen, polypenartige Blume, die weder Blätter noch Stiel, noch, wie ich glaubte, Duft hatte; sie war am Ende eines kleinen Stockes aus Ermangelung eines Stieles aufgespießt. Fast beleidigt, daß F. mir so wenig Geschmack zutraute, und mir etwas so Häßliches bieten mochte, gab ich keine Achtung auf ein solches Geschenk, und ließ es un-

beachtet auf dem Kamine liegen; so oft ich aber da vorbei ging, kam mir ein Luftstrom des köstlichsten Duftes entgegen; vergebens fragte ich, wer im Geheimen Veilchen- oder Resedabeete hier angelegt habe? Weder F. noch T. konnten mir darüber Auskunft geben. Der Duft wurde indessen mit jedem Tage stärker und stärker, und ich erstaunte immer mehr und mehr über dieses Phänomen. Ach! es war meine verkannte Distel, die, obschon auf's Schändlichste von mir verschmäht, nichts desto weniger ohne Groll ihren unvergleichlichen Duft über das ganze Zimmer verbreitete; ich fand sie mit hängendem, welkem Haupte unter einem Haufen von Zeitungen liegen; ich nahm sie auf, riß den spitzigen Stock, den man in ihr zartes Herz gedrückt hatte, weg, bat sie tausend Mal um Verzeihung, sie so verkannt zu haben, legte sie in eine Schaale mit Wasser, und siehe da, sie hatte mir verziehen; denn neubelebt wurden die vorhin welken, grauen Fäserchen ihres Hauptes und sie duftete mehr wie jemals, und mit jedem neuen Athemzuge, den ich schlürfte, verstand ich: »ich verzeihe dir, daß du mich verkannt, denn mein Aeußeres ist abschreckend häßlich, lerne aber von mir, daß man Alles erst prüfen muß, bevor man es verwirft, und von dem

Aeußern nicht immer richtig auf das Innere schließen kann.«

Ich habe also Frieden mit der ganzen Distelfamilie gemacht und kann das nicht besser beweisen, als indem ich dem Beispiele des verstorbenen Beys folge, und mich nie ohne eine dieser köstlichen Toff's befinde. Jetzt ist die Blüthenzeit derselben und zu hunderten strecken sie ihre Köpfe aus der Erde; denn sie wachsen so unmittelbar an dem Boden, daß man wirklich in die Erde graben muß, um die Blüthe ganz zu erlangen. Die seltene Schönheit des Duftes dieser Distel ist wohl allgemein anerkannt, denn viele Essenz wird davon gemacht. Der große Naturforscher Linné sagt auch von ihr: »Jacca acaulos lutea, erucae folio, squamarum ciliis candidis, radix dulcis et esculenta.« Wir saßen noch im gemüthlichen Gespräche um den Tisch herum, als auf einmal ein immer sich steigerndes Frauengeschrei, ein wiederholtes Lulululululu unsere Aufmerksamkeit auf sich zog; ich hatte freilich dasselbe Geschrei öfters von trauernden Frauen auf den Grabmälern ihrer Verwandten und auch des Nachts von wilden Zügen bachantischer Maurinnen vernommen, aber dasselbe nie in unmittelbarer Nähe gehört. »Eine

Hochzeit! eine Hochzeit!« rief Hr. L. auf einmal aus. »Die müssen sie sehen« fuhr er fort, indem er mir seinen Arm anbot, um mich zum benachbarten Zelte zu führen, wo die Erwartung der Heimkehr eines jungen Ehepaares durch solche Harmonieen zu erkennen gegeben wurde. Kaum merkten die Zeltbewohner, daß wir uns ihnen näherten, so lief eine Schaar Frauen und Kinder von jedem Alter, Arfi, Arfi! d. h. Herr, Herr! ausrufend, uns entgegen. Jung und alt streckten ihre Arme nach Orangen, Datteln und sonst zu erlangenden Delicatessen aus, und auch nicht vergebens; denn Herr L. hatte seinem Mahomed befohlen, ihnen Allen Früchte und Kuskussu auszutheilen; und wie eifrig erfüllte er nicht seines Herrn Befehl. Wir begaben uns nach dem Zelte des Scheiks, wo eine Schaar der Lululu schreienden Virtuosinnen sehr eifrig beschäftigt war, und kaum vermochte unsere Ankunft, sie auf einen Augenblick zum Schweigen zu bringen. Dieses Lululu klingt, als könne es mit der menschlichen Stimme allein nicht hervorgebracht werden, und dennoch ist die Zunge das einzige, womit sie es machen, indem sie dabei die Arme bewegen, als ob sie sich umfächelten. Es soll aus einer Verkürzung und mehrmaligen Wiederholung von Hallelujah ent-

standen sein. Dasselbe wird hier zu Lande von den Mauren, wie das Wort Allah von den Türken angewendet. Es ist bei allen Freuden- und Trauerfestlichkeiten gebräuchlich, nur bei letzteren Gelegenheiten geben die Frauen diesem Geschrei einen tiefern Ton, und jede Strophe endigt alsdann mit schrecklichen herzzerreißenden Seufzern. Mehrere in diesen Uebungen geschickte Frauen werden zu diesem besonderen Zwecke gemiethet. Die älteren derselben, denen wir uns gegenüber befanden, besaßen eine außerordentliche Fertigkeit in dieser Kunst. Ich sagte schon früher, daß ich immer so große Lust hatte, in eins der Zelte zu treten, nun aber, indem ich mich vor einem befand, begnügte ich mich gar gern mit einem Blicke in dasselbe. Doch beschränkten sich die Freudenbezeugungen über unsere Gegenwart, und über die Hoffnung auf die frohe Rückkehr des jungen Ehepaars keineswegs auf ein Lululu. Flinten- und Pistolenschüsse folgten sich unaufhörlich; Alles, was sich um uns befand, schoß nach allen Seiten, so schnell die Gewehre nur geladen werden konnten; es war ein schrecklicher Spektakel und die jungen Beduinen ließen sich durchaus nicht die Freude nehmen, unsern Besuch bei ihnen, auf ihre uns wahrhaftig sehr unwillkommene wilde Art zu feiern. Das Bild,

welches uns die offene Seite des Zeltes darbot, so unerfreulich es auch durch Schmutz und grenzenlose Unordnung in der Wirklichkeit war, würde für den Pinsel eines Horace Vernet einen gar herrlichen Vorwurf bieten. Im Kreise waren die Beduinen um ein Feuer, über welchem ein Schlauch als Kessel hing, gelagert; die eine der Frauen nährte ihren Säugling, eine andere mahlte, wie es zur Zeit der Patriarchen schon Gebrauch war, Korn zwischen zwei Steinen; eine dritte kehrte eben heim mit frisch geschöpftem Wasser; eine vierte knetete Brot, welches nur in der Asche gebacken wird. Mir schien es, als lastete die ganze Besorgung des Hausstandes auf den Frauen, während der Scheik und viele andere ihm untergeordnete Männer müssig einherschritten. Es ist unglaublich, welchen großen Werth diese Beduinenfrauen auf Schmuck legen; ich sah unter ihnen keine einzige, sie mochte jung oder alt sein, welche nicht mit Ohrringen, Ketten, Armbändern und Fußringen überladen war; einige trugen sogar einen Spiegel um den Hals; denn es mag noch so ärmlich in einem Zelte aussehen, an Spiegeln gebricht es nie. Dieselben möchten jedoch den Frauen mehr zur Selbstdemüthigung dienen, als sie in ihrer Eitelkeit bestärken; denn

sie sind so häßlich, daß ein treuer Spiegel ihnen wahrlich nicht schmeicheln kann. Diese Frauen werden mit ihrem eilften Jahre gewöhnlich schon verheirathet; mit ihrem drei- und zwanzigsten sind sie oft schon Großmütter; nach ihrem dreißigsten Lebensjahre sind sie ganz und gar verblüht, und da ihr Leben eben so lange dauert wie das unsrige, so sieht man viel mehr alte, als junge Frauen. Sie erleben öfters vier bis fünf Generationen ihrer Nachkommenschaft. Unter den Beduinenkindern bemerkte ich einige recht hübsche, wahre Köpfe für den Pinsel eines Murillo. Die unzähligen Amulete gegen den Einfluß »eines bösen Auges,« welche um Aller Hälse hingen, bewiesen, wie abergläubisch dieses Volk ist. Man darf nicht irgend einen Gegenstand, der ihnen zugehört, in die Hand nehmen, um denselben zu besehen, oder sich etwa von ihnen entfernen, ohne ihnen das »Salem alek« — Friede sei mit euch — zu sagen. Vom eigentlichen Innern eines solchen Zeltes ist wenig zu erzählen. Daß seine Oeffnung nach Mecca gerichtet sein muß, ist das erste Erforderniß. Die Zelte sind so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann, und die Beduinen lagen mit ihrem Vieh so durch einander, daß ich aus dem

ganzen Knäuel durchaus nicht klug werden konnte, und nur den Eindruck mit mir davontrug: »wehe dem Reisenden, der in solcher Gesellschaft eine Zuflucht gegen wilde Thiere suchen muß.« Sie hatten uns alle Geschenke gezeigt, welche für die heimzuführende Braut bestimmt waren, nämlich: Burnus, Schawls, Echarpen, Fächer ꝛc. ꝛc. Die Sonne drohte in wenigen Augenblicken sich hinter den Bergen zu verkriechen, und so gern wir es auch gethan hätten, so konnten wir die Heimkehr des jungen Ehepaars nicht abwarten; wir entfernten uns also von der festlich gestimmten Beduinenschaar, indem das unharmonische »Lululu« immer schwächer und schwächer in unsere Ohren fiel. Das Pferd, welches mich so wacker nach Hamamlif getragen hatte, konnte für die Karre, worin unsere Zelte, Küchengeräthschaften ꝛc. ꝛc. transportirt wurden, nicht entbehrt werden, und ich mußte, wie T. seinen grasgrünen Araber, ebenfalls meine Rosinante wieder besteigen. Um diesen Ritt wo möglich noch unangenehmer zu machen, überraschte uns die Nacht, bevor wir innerhalb des Stadtthores angekommen waren; zum Glücke fanden wir dasselbe noch offen, denn es wäre mir schwer gefallen, die Beduinen um ein Nachtquartier zu bitten. Herr L. in seiner

gewohnten Gastfreundschaft bot uns an, den Abend bei ihm zuzubringen. — Nachdem wir uns also durch Veränderung der Toilette etwas erfrischt hatten, begaben wir uns zu ihm. Er theilte uns mit, daß ein Segelschiff im Laufe des Tages angekommen sei, und die traurigsten Berichte aus Frankreich mitgebracht habe; so wurde die heitere Stimmung, worin ein so angenehm verlebter Tag uns versetzt hatte, getrübt, und ich frage mich in der That, ob ich nicht besser thäte, als Beduinin hier, vom unheilschwangern Europa fern, mein Zelt aufzuschlagen, und gleich damit anzufangen, das Lululu nach maurischer Sitte ordentlich zu erlernen, damit ich die uns etwa besuchenden Freunde aus Europa nach Landessitte würdig empfangen könnte. Sie müssen dann aber nicht ihre Ohren wie Ulysses mit Wachs verstopfen.

Den 27sten März.

Unsere jetzigen Tage fließen dahin, einförmig, wie das Rauschen eines Bächleins. Die Vermuthung unseres lieben Consuls, daß ein Dampfschiff bald wieder von Malta kommen würde,

scheint ungegründet gewesen zu sein, und unsere Gefangenschaft fängt nun erst an, empfindlich drückend zu werden, weil die Malteser uns ihre Pferde nicht mehr vermiethen wollen, und wir somit auf unser trauriges Zimmer beschränkt sind. Um auf eine andere Art doch etwas frische Luft zu schöpfen, ließ ich mich heute von F. bereden, eine kleine Fahrt in einem Segelboote auf dem See zu unternehmen. Es war unsinnig, denn der Wind wehte zu stark und Alle riethen uns von unserem Vorhaben ab. Auch mußte ich T's Weisheit Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn er erwählte wahrlich den besten Theil, indem er sich damit begnügte, vom Landungsplatze aus, ganz unbefangen, die uns drohenden Gefahren anzusehen, ohne dieselben mit uns zu theilen. Unsere Lage war eine Zeit lang sehr peinlich, denn wir befanden uns ganz allein mit fünf Arabern, die keine einzige Sylbe italienisch verstanden, und als sie die Segel zum Heimkehren umlegen wollten, dieselben gänzlich aus den Händen verloren. Das Boot lag bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, denn der Wind bließ, ich möchte sagen, aus allen Ecken; auch schlugen die Wellen tüchtig in's Boot herein, und ich sah schon

den Augenblick kommen, wo wir unsere Zuflucht zum Schwimmen würden nehmen müssen. In dieser kritischen Lage nützten uns F's. nautische Kenntnisse und seine hohe Stellung als Capitain des Ruder-Clubs in Hamburg gar nichts, denn die ungeschickten Seeleute verstanden ihn nicht. Wir waren nur wenige hundert Ellen von der Insel Schickle entfernt, und um mich vollends zu ängstigen, flog mir der Gedanke durch den Kopf, »wer weiß, ob diese Araber nicht beabsichtigen, uns an derselben stranden zu lassen, um uns auszuplündern?« Doch nein, damit that ich ihnen Unrecht; es gelang ihnen, freilich nach langem Kampfe, sich der Segel wieder zu bemächtigen und unser Boot nach Tunis zu richten. Herzlich bewillkommte uns T., als er uns die Hand reichte, um uns aus dem Boote steigen zu helfen, und ich kann die Versicherung geben, daß ich den Fuß mit dem festen Vorsatze an's Land setzte, nie wieder auf dem tunesischen See einen Ersatz für den Mangel an Reitpferden zu suchen.

Gestern wohnten wir dem Sonntags-Gottesdienste, den Herr Davis in einer dazu bestimmten Stube hält, bei. Herr Davis ist ein Pole von Geburt und empfängt von der schottischen presbyterianischen Kirche jährlich 400 Pf. St., um das

Christenthum unter den Mauren zu verbreiten. Es sollen sich mehrere, besonders Juden, bekehrt haben; ob es aber leider nicht mehr aus Geldsucht, als aus Ueberzeugung geschah, will ich dahin gestellt sein lassen. Gestern wurden wieder nach vollendetem Gottesdienste zwei Juden, wovon der eine ein neunzigjähriger Greis war, getauft; als ich mich später erkundigte, wer dieser alte Mann sei, und was ihn bewogen habe, in einem so hohen Alter seinen Glauben abzuschwören, so wurde mir geantwortet: »Passen sie nur auf, in wenigen Tagen kehrt er wieder zu seinem Judenthume zurück; denn er wird jedesmal Christ, wenn er etwas Geld braucht, und er ist wohl schon zwanzig Mal als Christ getauft worden.«

Den 29sten März.

Es war seit mehreren Tagen die Rede von einer großen Parthie nach einer der Villen des Beys des Lagers gewesen, und heute wurde dieselbe ausgeführt. Der Tag war hierzu freilich nicht sehr günstig, denn bis zum Himmel empor warf ein brausender Orkan den dicken Staub, und man konnte kaum zu Pferde sitzen bleiben,

kaum einen Zoll weit vor sich hersehen. Doch der Bey des Lagers hatte dem Herrn Davis und seiner ganzen Gesellschaft, zu welcher wir gehörten, ein maurisches Mittagsessen in seinem von Tunis weit entfernt liegenden Schlosse Murnaghia angeboten, und das konnte man füglich nicht ausschlagen. Es war auch ganz gegen unsere Erwartung, freilich für eine sehr hohe Bezahlung, gelungen, Pferde zu bekommen. Früh Morgens begaben wir uns also zu Herrn Davis, von dessen Hause aus der ganze Zug abgehen sollte. Außer den zwölf Gästen zu Pferde waren noch drei Wagen mit Personen angefüllt, — nämlich der des Herrn Davis, der des schwedischen und der des sardinischen Consuls. — Letzterer war mit vier Pferden bespannt und machte sich mit seinen, im schönen maurischen Costume gekleideten Vorreitern und mit seinem Dragoman, der den Schlag der Kutsche nie verließ, sehr brillant. Das Pferdegewieher und Getrampel, das Beißen und Schlagen dieser mitunter gegen einander feindlich gesinnten, muthigen Thiere unter dem bedeckten Gange vor dem Hause des Herrn Davis, bevor ein Jeder sein Pferd oder seinen Platz hatte, reichte hin, den kühnsten Reiter zu ängstigen. Einmal unterwegs, war Vielem abge-

holfen; denn da hatte ein Jeder Raum sich zu bewegen.

„Und weiter, weiter, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.“

Es war in der That »die wilde, verwegene Jagd,« und daß keinem ein Unglück widerfahren ist, begreife ich zur jetzigen Stunde noch nicht. Unter dem Theile unserer Gesellschaft, der zu Pferde war, befand sich die erwachsene Tochter des amerikanischen Consuls, ein sehr liebenswürdiges Mädchen, dessen wundervolles Reiten ich nicht genug bewundern konnte; sie ritt ihr eigenes, dunkelgraues, fast schwarzes Pferd, einen schönen Araber, den sie seit drei Jahren besitzt und der sehr tückisch sein soll, aber unter der Hand seiner so kühnen als geschickten Herrin nur Sprünge zu machen schien, um ihre Kunst bewundern zu lassen. Hoch bäumte sich das edle Thier, schnob wild und sprühte Feuerfunken, sobald seine Reiterin — deren Erscheinung für mich das Bild einer Clorinda aus dem Tasso, oder das einer Diana Vernon des Walter Scott verwirklichte — sich auf ihn geschwungen hatte. So oft der Bey ihr; wenn sie ausreitet, begegnet, läßt er seinen Wagen anhalten, um sie zu bewundern. Wir passirten den

Bardo, ritten dann durch die Manubah und eine lange Strecke über viele kahle Hügel, bis wir in weiter Entfernung, mitten in der Einöde, die uns umringte, eine Oase erblickten; dieses war die Villa Murnaghia des Beys. Als wir näher kamen, erkannten wir deutlich das große, weiße Gebäude, welches aus einem Dickicht von Cypressen, Palmen, Granat- und Olivenbäumen hervorsah. Im großen Vorhofe ließen wir unsere Pferde und traten in den Palast, wo wir einen angesehenen Mauren, der vom Bey des Lagers nach Murnaghia geschickt worden war, um uns zu empfangen und zu bewirthen, fanden. Das Schloß war unbewohnt, aber die meisten der Zimmer waren mit schönen Teppichen, Matten und Divans versehen; denn in wenigen Tagen soll ein Theil des Harems des Beys hierher gebracht werden. Als ich in das Haupt-Empfangszimmer der Frauen trat, an welchem eine schöne, große, mit Holz vergitterte Gallerie sich befand, überraschte mich ein sehr starker, köstlicher Duft von Vanille; ich ging also in die Gallerie in der Absicht, zu versuchen, ob ich durch das Gitterwerk die Blumen entdecken könnte, die den armen Gefangenen so schöne Wohlgerüche hinaufsendeten; allein ich konnte nirgends die unbe-

deutendste Pflanze erspähen, und verwunderte mich nicht wenig, als ich nachher erfuhr, daß dieser starke Geruch aus einem besonderen Holze, woraus das Gitterwerk gemacht war, hervorkomme, wenn die Sonne darauf scheine. In einem großen Saale au rez de chaussée wurde uns ein vollkommenes, maurisches Mittagsessen servirt. Shoorbahs, d. h. arabische Suppen, Pilau, Macaroni, Kuskussus und unzählige mir unbekannte Gerichte wurden uns in großen Schüsseln mit Strohdeckeln, worauf fingerdicker Staub lag, vorgesetzt. Ich kann hier unmöglich eine genaue Beschreibung der Mahlzeit geben. Leider reichten ein paar Löffel einer Shoorbah hin, mich auf ewig mit der maurischen Küche zu verfeinden, so gräßlich und vorherrschend ist der Geschmack des ranzigen Oel's, Moschus und anderer Essenzen in diesen Delicatessen. Die Consulinnen hatten zum Glück für ein europäisches Mahl und die dazu unentbehrlichen Geräthschaften gesorgt, so daß wir vor Hungerleiden gesichert waren. Nach Tische wurde unter der Gallerie vor dem Speisesaale Kaffee getrunken und später machten wir einen Spaziergang im Garten. Ich hoffe, daß Murnaghia im Arabischen »Oase« heißt; denn keine Benennung wäre passender für diesen Flecken; etwas Oederes und Kahle-

res als die Umgegend ist mir nie vorgekommen; doch habe ich auch niemals eine größere Anzahl von Palmenbäumen, noch eine üppigere Vegetation als die innerhalb der Murnaghia gesehen. Ich zählte nicht weniger als fünfzig Palmenbäume an einem und demselben Flecke. Dieser Baum erreicht seinen vollen Wuchs erst, wenn er fünfzig Jahre alt und öfters umgepflanzt worden ist; in diesem blühenden Zustande bleibt er ungefähr siebenzig Jahre, während welcher Zeit er jährlich fünfzehn bis zwanzig Bündel von Datteln, deren jedes etwa zwanzig Pfund wiegt, trägt. Nach dieser Periode fängt der Baum an, abzunehmen und stirbt so gegen das Ende seines zweiten Jahrhunderts gänzlich ab. Er braucht keine andere Pflege, als alle vier bis fünf Tage mit Wasser reichlich begossen zu werden. Es ist mir versichert worden, daß man nahe an hundert verschiedene Sorten von Datteln zähle; ich meines Theils habe nur eine Qualität kennen gelernt, die aber so unvergleichlich schön schmeckt, daß ich gar nicht weiß, womit ich sie vergleichen kann; wir bekommen sie natürlich aus bester Quelle und sie sind so frisch, daß la fleur, wie man im Französischen sagt, noch darauf zu sehen ist. Hier blühen die Mandelbäume schon im Januar und tragen Früchte im April. Die Apri-

kosen können im Mai schon gegessen werden, und heißen hier in der Lingua franca, gleich wie in Griechenland »Mazzafranca« — Christentödter — weil die Europäer sie gewöhnlich in zu großer Quantität genießen und das Fieber leicht darnach bekommen; eine Wahrheit, die F. in Athen vor drei Jahren selbst erprobt hat. Alle andern Früchte, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen gedeihen hier, sind aber nicht so schmackhaft, wie in Europa, letztere Frucht wurde jedoch früher sehr geschätzt und »hab el mellek« — die Königsbeere genannt. Die Granatäpfel erreichen zuweilen vier Zoll im Durchmesser und wiegen nicht selten ein Pfund. Doch es scheint mir, daß Murnaghia wenig Sehenswerthes darbietet, da ich mich darauf ertappe, unter dem Rauschen der Palmen und Cypressen eine Aufzählung der Fruchtarten der Berberei zu versuchen. Der Wind tobte und brauste so grausig durch die knisternden Blätter der Palmen, und bog die Häupter der himmelanstrebenden Cypressen, die sonst mit keinem Zweige auf irdisches Weh zu schauen pflegen, so gewaltig, der Himmel hing so bleischwer, dunkelgrau, tief und drohend auf uns herab, daß wir um unsern Rückritt, den wir in nicht weniger als drei Stunden abmachen konnten, sehr besorgt waren.

Vor einer Menge von blinden, verkrüppelten und vom Alter gebückten Bettlern bestiegen wir wieder unsere Pferde, und wenn der heutige Ausflug auch kein besonderes Interesse uns darbot, so kehrten wir wenigstens mit dem angenehmen Bewußtsein heim, dieser unglücklichen, verhungerten Schaar einen solchen Festtag bereitet zu haben, indem das vom Bey uns reichlich zugedachte, von uns kaum berührte Mahl unter sie vertheilt worden war. Wir freuten uns über jeden Schritt unserer Pferde, der uns näher nach Tunis brachte, denn der Wind hatte zu toben nachgelassen und ein tropischer Regen drohte jeden Augenblick auf's Unbarmherzigste auf uns herunterzuströmen; doch er geduldete sich, bis wir das Stadtthor erreicht hatten, und wohl konnten wir von Glück sagen, so glimpflich davon gekommen zu sein.

Den 31sten März.

Ich glaube schon bemerkt zu haben, daß wir wenig Stunden nach unserer Ankunft in Tunis zum französischen Consul auf einen »Bal masqué« eingeladen worden waren. Derselbe sollte nämlich am Fastnachtdienstage stattfinden, wurde aber wegen der traurigen,

politischen Nachrichten aus Frankreich auf gestern Abend versetzt, und verlor durch diesen Aufschub leider seinen Charakter von Bal masqué. Nur wer Tunis und seine unbegreiflich schmutzigen Straßen kennt, kann die kühne Verwegenheit, eine Einladung zu einem Balle in dieser Stadt anzunehmen ganz begreifen; auch befand ich mich in keiner gelinden Verzweiflung, auf welche Weise ich das Räthsel des »Wie dahin zu gelangen« lösen sollte. Zu Fuße durch die kothigen Gassen von Tunis zu waten, davon konnte in einer Balltoilette nicht die Rede sein, und wo möglich noch weniger von dem Besteigen eines Pferdes oder Maulthiers. Die Arme einiger Araber, die Mad. R. und mich auf eine Art von noch zu improvisirender Sänfte tragen sollten, schienen uns das einzige Transportmittel zu sein, worüber wir verfügen könnten; als wir mitten im Berathen über die Ausführung dieses Planes waren, wurde mir gemeldet, Fräulein Lagau's Diener sei gekommen, um zu fragen, zu welcher Stunde ich ihre Portechaise — um mich Abends zum Balle zu bringen — wünsche. Dieses gastfreundliche Anerbieten befreite uns von einer bedenklichen Sorge, und gegen zehn Uhr Abends stieg ich in das mir bis jetzt unbekannte Fuhrwerk. Die Tune-

ser Portechaisen, die eigentlich nicht so genannt werden sollten, da sie nicht getragen, sondern auf zwei kleinen Rädern von mehreren Arabern fortbewegt werden, sind das Unbequemste von Allem, was ich bis jetzt erprobt habe.

Oft ist mir erzählt worden, daß Gelbsüchtigen nicht selten das Fahren auf federlosen Karren als vortheilhaftes Mittel gegen ihre Uebel anempfohlen wird, ich würde ihnen daher eine tägliche Fahrt durch die unbequemen Gassen von Tunis in Fräulein Lagau's Portechaise anrathen. Es ging über Stock und Stein mit mir, und ich meinte jeden Augenblick auf's Unbarmherzigste umgeworfen zu werden, dann und wann hörte ich in der Entfernung F's. oder T's. Stimme, die den Leuten zuriefen, sie möchten doch vorsichtig sein — eine Warnung, die, obschon sie meinen wie um die Wette laufenden Arabern unverständlich blieb, doch nicht nutzlos sein mochte, indem es, wie ich höre, nicht selten geschieht, daß sie das Fuhrwerk umwerfen. — Ich saß rückwärts in meinem Marterkasten und die große Dunkelheit der Nacht verhinderte mich zu erkennen, in welcher Pfütze oder auf welchem Steinhaufen meine rücksichtslosen Araber die Absicht hatten, mich umzuwerfen;

denn bald war ein Rad in einer tiefen, tiefen Pfütze, während das andere hoch auf einem Koth- oder Steinhaufen sich befand, und so wurde ich im schnellsten Tempo geschüttelt und gerüttelt, bis endlich ein ebener Boden mir zu verstehen gab, ich sei im Hofe des Consuls angekommen und meine sehnlichst gewünschte Befreiungsstunde habe geschlagen. Meine Toilette war sehr einfach, sonst hätte sie eine gleiche Behandlung mit Recht übel nehmen können. Der Herr Consul, so wie seine hübsche Tochter, waren sehr liebenswürdige, aufmerksame Wirthe, nur verminderte die Ankunft des französischen Dampfschiffes aus Bona sehr die Freude des ganzen Festes, der auf dem Tische liegende Haufen von frisch angekommenen Zeitungen aus Frankreich war den jungen tanzlustigen Damen ein gefährlicher Rival, und mochte einen Strich durch die Rechnung mancher dieser Schönheiten gemacht haben, denn schmachtend saßen sie umher, während alle Herren die politischen Nachrichten verschlangen. Die Herren müssen sich später jedoch eines Bessern besonnen haben, denn wie ich hörte, hatte der Ball bis drei Uhr gedauert; ich meines Theils fühlte mich nicht wohl genug, länger als bis Mitternacht zu bleiben, entschloß mich daher, um diese frühe Stunde

den Ball zu verlassen und mich meinem wackeligen Fuhrwerk wieder anzuvertrauen.

Den 1sten April.

Ein maurisches Bad gehört nun einmal zu einer der Qualen, welche der Reisende im Orient kennen lernen muß, und da ich seit langer Zeit beschlossen hatte, mich einer solchen zu unterziehen, so benutzte ich heute mit Fräulein d'H. den lauwehenden Scirocco, um ohne Gefahr der Erkältung diese Marter zu bestehen. Wir wählten eine Stunde, in welcher das Bad von den maurischen Frauen nicht sehr besucht wird, da man besondere Kammern hier nicht haben kann und sich zu einer andern Tageszeit vielleicht mit dreißig bis vierzig maurischen Frauen zugleich zusammen finden möchte. Wir nahmen eine Negerin, die etwas italienisch verstand, mit uns, damit im Falle die Mißhandlungen der dort dienenden Maurinnen zu gewaltig werden sollten, wir uns mit denselben verständigen könnten. Zuerst kamen wir in ein viereckiges, gewölbtes und nur von oben erleuchtetes Gemach; ringsumher in demselben lief ein sehr breiter und hoher Divan — wenn man eine steinerne von Matten bedeckte Erhö-

hung so benennen kann — hie und da waren steinerne Blöcke davor gelegt, so daß man vermittelst zweier Riesenschritte hinauf konnte. Auf dieser Erhöhung, wo sich einige aus dem Bade kommende Frauen abkühlten, entkleidet man sich, und da sich keine Stühle, Tische oder Pflöcke vorfinden, um die Kleidungsstücke daran zu hängen, so muß Alles auf den befeuchteten Matten liegen bleiben. Um in die nächsten, wärmeren Stuben zu treten, bekommt man an die bloßen Füße eine Art von Ueberschuhe, die indessen nur aus einem fünf bis sechs Zoll hohen Stück Holze bestehen, woran ein breiter Lederriemen genagelt ist, vermittelst dessen sie an den Füßen sitzen bleiben. Die Ungewohnheit mit solcher Fußbedeckung, zumal auf den sehr glatten Fliesen uns zu bewegen, machte es uns fast unmöglich, allein zu gehen; eine jede von uns mußte daher von zwei Frauen geführt werden, um durch die verschiedenen, von oben kärglich erleuchteten und immer mit heißerem Dunste angefüllten Badestuben weiter zu kommen; aus nichts Anderem besteht ein solches Bad. Man sollte meinen, daß solche übertriebene Hitze lästig, ja betäubend sein würde; aber es erscheint nur so, während der paar ersten Minuten. Als wir in der letzten, ich glaube

der fünften, Badestube angelangt waren, und die Fliesen so heiß wurden, daß ich bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße stand — denn die dicken Ueberschuhe waren uns bereits abgenommen worden — fühlte ich eine wahrhaft schwesterliche Sympathie für diejenigen armen Thiere, denen das Tanzen auf solche grausame Art beigebracht wird. Jetzt hatte unsere Marterstunde erst geschlagen, denn in diese letzte Stube schienen alle Qualen der Hölle ihre Residenz genommen zu haben. Große Eimer, voll von fast siedendem Wasser, Näpfe, mit der ekelhaftesten, chocoladenartigen Substanz angefüllt, und scharf kratzende, besonders dazu gemachte, wollene, kleine Kissen, waren die Attribute einer Schaar diabolischer Nymphen, die nur auf das Losungswort warteten, um ihre peinigenden Künste an uns auszuführen. Diese Erinnyenschaar bestand aus ganz alten, meistens einäugigen Negerinnen und Mulattinnen, die bis auf ein spärliches Gewand sich im Zustande der paradiesischen Unschuld befanden. Bei unserer Ankunft meinten sie die Honneurs ihres Elysiums machen zu müssen und stimmten einen Gesang an, welcher wirklich nur in der Herenküche des Göthischen Faust passend gewesen wäre, dann tanzten sie uns wilde

maurische Tänze vor; aber das Folgende war von Allem das Schrecklichste: sie fielen nämlich völlig mitleidslos über uns her. Wir mußten uns auf die sehr heißen Fliesen niederlegen, uns vom Kopfe bis zu den Füßen mit der chocoladenartigen Masse einreiben, dann mit den scharfen, wollenen Kissen abscheuern und endlich mit fast siedendem Wasser begießen lassen. Um das letzte Experiment zu machen, bedienen sich einige dieser Frauen kleiner Siebe, und man könnte sich für einen Augenblick in eine schöne Blume verwandelt glauben, wenn nicht dann und wann andere dieser Frauen ganze Eimer voll heißen Wassers über den Kopf bis auf die Füße heruntergössen und man sich deßhalb eher für eine beschmutzte Kutsche halten möchte. Die mysteriöse Beleuchtung des Raumes, das Strömen und Tröpfeln des Wassers, das melancholische Miauen einiger schwärmerisch gestimmter Katzen, die Höllenschaar der uns umringenden Hexen, deren diabolischer Gesang lang und hohl im gewölbten Raume nachtönte, alles das machte aus den paar Stunden, die wir hier in Pein und Qual verlebten, eine unvergeßliche Ewigkeit, und Madem. d'H. und ich wiederholten nur abwechselnd: »ein Mal und nie wieder.« Wir waren

unterdessen in einen Zustand der Art versetzt, daß wir fast verzagten, jemals wieder menschlich auszusehen. Unsere Haare, und zumal die des Fräulein d'H., welche ihr fast bis an die Kniee reichten, waren durch die braune Salbe in solche Unordnung gerathen und so durch und durch naß geworden, daß wirklich etwas Trostloses in einem solchen Anblicke lag. Wir waren bereits wieder nach dem ersten Zimmer geführt worden, und wurden, auf dem Divan ausgestreckt, von den Frauen geknetet und gewalkt, als wir die Stimmen von F. und T. draußen vernahmen; denn durch unsere lange Abwesenheit waren sie um uns besorgt geworden und hatten gemeint, wir seien gewiß während der Operation unwohl geworden. Wir riefen den Herren zu, sie möchten doch in der Nachbarschaft auf uns warten, da wir hofften, bald den Klauen der Erinnyen zu entkommen. Als dieses Glück uns später zu Theil wurde und F. mich neugierig fragte: »wie mir ein maurisches Bad gefiele,« so konnte ich ihm nur antworten: »so wenig, daß ich es auch meinem ärgsten Feinde nicht anrathen möchte.«

Den 2ten April.

Heute war wieder ein herrlicher Sommertag, den wir benutzten, um nach Abdellia zu reiten und ein frühes Mittagsessen bei unserem liebenswürdigen Consul anzunehmen. Ich kann niemals die Schwelle dieses weitläufigen, schönen Palastes, den der jetzige Bey für unsern Consul auf europäische Art hat einrichten lassen, betreten, ohne an die Gräuelscenen zu denken, die früher hier stattfanden. Das Schloß Abdellia wurde von dem berüchtigten Tyrannen Ali Bey erbaut; er bewohnte es öfters, und während er in ernster Beschauung unter der Colonnade des Patio ruhend, beschäftigt war, den Wolkendampf seiner langen Pfeife nach allen Winden hin ausströmen zu lassen, bereitete er sich sein Lieblingsschauspiel, indem er mehrere Sclaven aus den unterirdischen Gewölben heraufführen ließ, um den Prozeß der Enthauptung an ihnen ausgeführt zu sehen.

Abdellia liegt nahe bei dem schönen Dorfe El Mersa, welches von vielen, von reichen maurischen Familien und Consuln bewohnten Villas umringt ist. Wir waren die einzigen Gäste bei unserm Consul, und nach Tische war er so freundlich, uns

verschiedene interessante Gegenstände zu zeigen, unter andern eine wunderschöne, antike, silberne, wohl erhaltene Münze, die so groß wie ein spanischer Thaler und so schwer wie drei war. Auf der einen Seite derselben sah man einen sehr schönen Cereskopf, auf der andern ein Pferd mit Flügeln und darunter mit phönizischen Lettern »Panormus« geschrieben. Das britische Museum wollte diese Münze von Sir Th. R. kaufen und bot ihm fünfzig Pfund dafür; allein er schlug das Anerbieten aus, denn für den Münzensammler und Kenner ist ihr Werth unschätzbar. Ein Grieche brachte sie dem Sir Th. R. aus dem Innern Africas mit. — Ein Paar hölzerne Riesenschuhe, die man in einem Grabe gefunden hatte, und denen man die Spuren des Gebrauches nicht absprechen konnte, waren in ihrer Art auch etwas Seltenes. F's. Fuß, der von gewöhnlicher Größe ist, reichte von der Ferse dieser Riesenschuhe bis zu dem Theile, wo der Ueberschuh anfängt. Sir Th. R. besitzt die Modelle der zwei größten Diamanten, die in Tunis sind; ich sprach schon von diesen, denn ich hatte Gelegenheit, sie im Harem an der Hand der Lillah zu bewundern, F. und T. aber nicht, und deßwegen konnte es einigen Werth für sie haben, die Modelle dieser schönen Steine

zu sehen. Was mich nicht wenig staunen machte, war, von Sir Th. R. zu hören, daß der Bey dieselben aus unserem berühmten Goldschmiedsladen »Bridge et Arundell« in London gekauft hat und der Handel von unserm Consul selbst geschlossen wurde; hieraus erklärt sich, wie Letzterer in den Besitz der Modelle dieser Steine gekommen ist. Der Werth des größten derselben beläuft sich, wie ich schon erzählt habe, auf 5000 Pfund. Bevor ich meine Aufzählung der Merkwürdigkeiten, die Sir Th. R. so freundlich war uns zu zeigen, beschließe, muß ich noch zwei prächtige, goldene, mit Diamanten und Edelsteinen überladene Tabacksdosen nennen, die unser Consul vom jetzigen und vom verstorbenen Könige von Sardinien empfangen hat.

Den 6ten April.

Vor einiger Zeit erzählte mir F., er sei von zwei deutschen Renegaten — einem Hamburger und einem Preußen —, die seit vielen Jahren hier im Dienste des Beys sind, als Landsmann aufgesucht worden; ich hatte bis jetzt noch keinen von beiden gesehen, und als ich heute Nachmittag

mit Schreiben beschäftigt und allein zu Hause war, ließ sich ein Deutscher, Namens Abdallah, anmelden. Als ich ihn eintreten ließ, vermuthete ich sogleich, es werde kein anderer als einer der Renegaten, die F. kennen gelernt hatte, sein. Ich sagte ihm, F. sei nicht zu Hause; allein da das dem Fremden nicht bewog, seinen Besuch aufzugeben, bot ich ihm einen Stuhl an, nahm meine Handarbeit vor und bat ihn mir zu erzählen, was ihn veranlaßt habe, seine Religion abzuschwören und seinem Vaterlande auf ewig »Lebewohl« zu sagen. Die Erlebnisse dieses Mannes sind in der That so unglaublich in ihrer Mannigfaltigkeit, daß sie mit Recht einen Theil des kleinen Werkes des Herrn David über Nordafrica einnehmen, auch hat die Frau eines Missionärs, eine Deutsche, diese Beschreibung der Schicksale des Abdallah treu in ihre Muttersprache übersetzt, weshalb ich nur den flüchtigsten Umriß davon geben will.

Johann Gottlieb Krüger, ein preußischer Rheinländer, wurde in seinem zwanzigsten Jahre für die preußische Armee angeworben; er desertirte von derselben, begab sich nach Algier, wo er in die französische Armee trat, um aber ebenfalls auszureißen. Er flüchtete nach dem Innern von Africa, wurde von den Arabern gefangen genom-

men und rettete sein Leben nur mit genauer Noth, indem er den Turban und den mahomedanischen Glauben annahm, bei welcher Ceremonie er den Namen Mohamed Ben Abdallah bekam. Demnach mußte er sich den größten Grausamkeiten unterwerfen und erlebte die härtesten Schicksale. Zu wiederholten Malen wurde er beim Versuche einer heimlichen Flucht gefangen genommen und als Sclave verkauft, und öfters hat er den Tod von den barbarischen Bewohnern oder den wilden Thieren der unabsehbaren Steppen Africas erleiden zu müssen gefürchtet. Nach vielen Jahren eines so bedrohten Lebens lächelte Fortuna ihm wieder etwas zu. Er kam in die Hände des Beys des Lagers, der ihn nach Tunis brachte und seinem Vetter, dem jetzt regierenden Bey Achmet, überließ. Nachdem Abdallah mir das mit vieler Ausführlichkeit erzählt hatte, fragte ich ihn, welche Stelle er jetzt in des Beys Dienste eigentlich einnehme, worauf er mir mit tiefer, hohler Stimme erwiederte: »ach ich bin nicht Soldat, bin nicht bei der Polizei angestellt, bin weder Mamluk noch Hamba, ich bin, — was man Scharfrichter nennt.« Kaum hatte er dieses letzte Wort ausgesprochen, so that ich unwillkührlich einen lauten Schrei des Entsetzens, ließ meine Handarbeit fallen und

flog in einem Schritte bis an die entfernteste Ecke der Stube. »O fürchten Sie sich nicht, gnädige Frau«, fuhr er fort, als er gewahr wurde, wie magisch die Benennung eines solchen ehrenvollen Amtes auf mich gewirkt hatte. Es ist nicht so schlimm, wir heißen nur Schater, welches freilich Scharfrichter bedeutet, aber nicht dieselben Verpflichtungen auferlegt, wie in Europa; ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich noch nie einen Menschen hingerichtet habe. Obschon diese seine Betheuerung bei mir keineswegs den peinlichen Gedanken — mich nämlich über eine Stunde an einem und demselben Tische, mit einem ein so fürchterliches Handwerk ausübenden Manne, mit dem Scharfrichter von Tunis, ganz gemüthlich unterhalten zu haben — verwischte, so machte ich doch gute Miene zum bösen Spiele, und im Bewußtsein, daß man doch manches Fremdartige in Africa — ja sogar einen Scharfrichter mit Gleichmuth zu empfangen — lernen müsse, nahm ich meine Handarbeit wieder auf und setzte mich an meinen früheren Platz, um das Collegium eines mir so neuen Professors mit Aufmerksamkeit anzuhören. Es sind unserer neun, fuhr Abdallah fort, und keine Anderen als Renegaten können das Amt ei-

nes Schaters bekleiden. Es ist unsere besondere Pflicht, den Bey bei seiner Ankunft im Bardo an den Audienztagen zu empfangen; vier von uns stehen zu seiner rechten, und fünf zu seiner linken Seite, während er Verhör hält, und beim Vorlesen gewisser Documente müssen wir den Säbel entblößt in der Hand halten. Darauf fing Abdallah an, mir eine so genaue Beschreibung verschiedener Strafen zu geben, daß ich nicht umhin konnte, zu denken, daß, wenn er auch den Namen »Schater« nur als Ehrenwürde trüge, seine Wissenschaft in der Schwesterkunst der Hinrichtung zu groß sei, um mich in seiner Nähe geheuer zu fühlen. Ich hatte gehört, daß Hinrichtungen in Tunis täglich stattfänden und fragte Abdallah, ob das wahr sei; worauf er fest behauptete, daß in den letzten zwölf Monaten keine einzige vorgekommen. Ein vorhergegangener Ausspruch des Renegaten: daß er alle Vorfälle, denen er nur beigewohnt haben möchte, verschweigen müsse, machte mich an seiner Aufrichtigkeit sehr zweifeln, und mir kam es fast vor, als seien seine Hände mit vielleicht vor wenigen Stunden vergossenem Menschenblute gefärbt. Das verhinderte mich, dem Lehrcursus, den er mir mit unermüdlichem

Eifer über alle verschiedenen, gebräuchlichen Hinrichtungen hielt, aufmerksam zu folgen. Von dem Wenigen, was ich behalten habe, erinnere ich mich, daß Abdallah mir erzählte, wie die Eingeborenen des Landes auf folgende Art hingerichtet werden. Früh Morgens führt man dieselben nach der Casbah, wo ihnen das Genick umgedreht wird, dann stellt man sie unter einem Betttuche auf dem Platze der Casbah aus; bis vier Uhr Nachmittags bleibt der Leichnam daselbst liegen, und wenn bis zu dieser Stunde kein Verwandter oder Freund des Hingerichteten für dessen Beerdigung gesorgt hat, so läßt ihn die Regierung fortschaffen. Abdallah sagte mir ferner, der jetzige Bey lasse den Frauen lieber die Bastonnade geben, als sie in's Wasser werfen; er habe selbst eine gekannt, die nicht weniger als 400 Schläge empfangen habe, und sich jetzt sehr wohl befinde, was, wie mir däucht, nur beweist, daß die Frau die Schläge von sehr guten Freunden empfangen hat. Der Renegat wollte anfangen mir zu sagen, wie er selbst 300 Schläge bekommen habe, als F. in's Zimmer trat und diesem wenig erfreulichen Gespräche ein Ende machte. Uebrigens scheint Abdallah mit seiner jetzigen Stellung sehr zufrieden zu sein;

seit dreizehn Jahren wohnt er in Tunis, und weit davon entfernt, zum Glauben seiner Väter zurückkehren zu wollen, trägt er den Turban sehr gern, hat seiner Heimath auf immer entsagt und eine Maurin geheirathet, — sich aber, wenn ich nicht irre, schon wieder von ihr scheiden lassen.

Den 7ten April.

Heute waren wir zum ersten Male in dem reizenden Dorfe Arriana, welches nur wenige Stunden von Tunis entfernt liegt, und wohin die wenigen Fremden, die hierher kommen, ihren ersten Ausflug richten. Hier befinden sich unzählige schöne Villen und vom Belvedere des Landhauses des schwedischen Consuls, Herrn Tullin, hatten wir Gelegenheit, den schönsten Theil der Umgegend von Tunis zu bewundern. Fräulein Heap, die Tochter des amerikanischen Consuls, von der ich schon als von einer so kühnen Reiterin gesprochen, hatte mir freundlichst ihren muthigen Araber angeboten; allein da wir, wenn ich ihn geritten, ihre angenehme Gesellschaft hätten entbehren müssen, so nahm ich ihr Anerbieten nicht an, sondern bat sie, unser Cice-

rone nach Arriana sein zu wollen. Sie führet uns über das Belvedere durch einen hübschen Olivenhain nach diesem Dörfchen, welches uns durch die Ueppigkeit der Vegetation, so wie durch den ächten orientalischen Typus seiner Umgegend ganz entzückt hat. Wir hoffen noch recht oft, wenn auch nicht dahin zu reiten, doch zu fahren, denn der unerlaubt starke Scirocco benahm uns jeden Genuß des heutigen Rittes; unsere Pferde waren ganz matt, die Gegend in eine dicke, dicke Staubwolke gehüllt.

Abends speisten wir bei Herrn Lindon, wo sich auch der spanische Consul mit seiner Frau befand, und da Letztere so eben aus Spanien gekommen ist, und keine andere, als ihre Muttersprache versteht, so wurde fast nur spanisch gesprochen, und ich glaubte mich wahrlich für einen Augenblick in das Land der Liebe und des Gesanges versetzt. Als der in seiner reichen, maurischen Galatracht geschmückte Neger Mohamed mich aus meinem Traume riß, indem er mir etwas präsentirte, fühlte ich eine große Sehnsucht nach der schönen Halbinsel, deren Urbewohner wir jetzt kennen lernen.

Den 8ten April.

So weit wäre denn Alles zur Ausführung unserer Reise nach Zow-Wau geordnet; denn man muß wissen, daß ich seit länger als acht Tagen Himmel und Erde in Bewegung setze, um einen kleinen Ausflug in's Innere des Landes zu Stande zu bringen. Ich bin auf das bisherige Gelingen dieses Planes in der That stolz; denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit, hier einmal in Bewegung zu kommen; unsere verschiedenen, bis jetzt immer mißlungenen und vergeblichen Versuche sind die besten Beweise davon. Aber man könnte meinen, ich sei philiströs geworden, und ich stelle mir Alles viel schwieriger vor, als es in der Wirklichkeit ist. Man meint vielleicht, man brauche sich hier nur zu Pferde zu setzen, und dann fort in die weite Welt! Man meint vielleicht sogar zuletzt, Africa sei so gut wie Europa — nein, wahrlich nicht; ich erfahre es mit jedem Tage mehr und mehr. Denn sobald man auch nur eine Nacht außerhalb Tunis zubringen und den bösen Stämmen oder den wilden Thieren nicht anheim fallen will, wird das Unternehmen eine Staatssache. Sei-

nen Consul muß man als Beichtvater betrachten, ihm haarklein sagen, wohin und auf wie lange man hinaus will; das theilt einer der Minister des Beys demselben mit; dann wird ein Schreiben aufgesetzt, worin der Bey den Bewohnern der Städte oder Tribus, durch welche die Reisenden kommen, befiehlt, dieselben bei sich aufzunehmen und ihnen auf Vorzeigen des Schreibens Alles zu geben, was sie verlangen. Die Auslagen, welche die Bewohner der Städte für die Fremden haben, werden ihnen im Laufe des Jahres, wann die Steuereinnehmer ihre Runde machen, gut gerechnet, so daß der Fremde für nichts zu sorgen hat, und der Maure, bei dem er absteigt, sich sehr freut, dem Bey vielleicht das Zwölffache anrechnen zu können, während er dem Fremden fast nichts giebt. Wenn das Schreiben ausgefertigt ist, drückt der Bey eigenhändig sein Siegel darauf; dann wird dasselbe einem zuverlässigen Mamluk übergeben, der die Fremden nicht aus den Augen verlieren darf, weil er für deren Leben mit seinem eignen verantwortlich ist; nun ist so ein Mamluk aber eine angesehene Person, die nicht ohne Dienerschaft reisen kann, und so werden ihm zwei, drei oder mehrere Hambas als Gefolge mitgegeben;

allein weder Mamluk noch Hambas verstehen ein Wort italienisch, und so ist ein Dragoman die nächste Nothwendigkeit. — Es war uns also gelungen, durch unsern guten Consul einen mit einem Hama versorgten Mamluk, einen Hamba und einen Dragoman, der freilich nur sehr wenig Worte italienisch verstand, zu bekommen. Aber die Hauptsache: Pferde! wie sollten wir die bekommen; wir bedurften vier. Es blieb uns nichts übrig, als uns auch deshalb an Sir Th. R. zu wenden. Der gute alte Herr ließ diejenigen Malteser zu sich rufen, von denen wir die Pferde wünschten, und auf Androhung einer bedeutenden Strafe versprachen sie ihm die erforderlichen Pferde. Nun begreift man auch, warum ich sagte, daß es keine Kleinigkeit, von Tunis fortzukommen.

Den 9ten April.

Das will ich meinen, daß solche ernste Maßregeln gefruchtet hatten, denn um 5½ Uhr beim ersten Schimmern der Morgenröthe pochten nach der Reihe, der Mamluk, der Hamba, der Dragoman und mehrere Malteser an unsere Thür; das Getöse und Waffengeklirr — denn alle wa-

ren bis auf die Malteser mit langen, einläufigen Flinten oder Säbeln bewaffnet — hörte auf der Gallerie gar nicht auf, und mancher unserer Nachbarn mag durch die Vorkehrungen zu unserem Argonautenzuge aus seinem süßen Morgenschlafe geweckt worden sein. Es wurde indessen sieben Uhr, bis wir gefrühstückt hatten und unser weniges Gepäck, sowie unsere kleinen Provisionen auf die Pferde befestigt worden waren, und wir das Hôtel verlassen konnten. Mein Malteser flüsterte mir zutraulich zu, ich möchte doch dafür sorgen, daß das Pferd, welches ich ritt, reichlich zu fressen bekäme, weil es das einzige cavallo Cristiano, d. h. einem Christen angehörend, sei. Zu einer so frühen Tagesstunde war ich noch nie weder in noch außerhalb der Stadt spazieren geritten, und daher nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie Araber, Beduinen, Malteser, Juden und Neger Kopf an Kopf in den Straßen und in den Vorstädten standen, und man nur mit dem beständig wiederholten Rufe: »Beilick, Beilick« — aus dem Wege, aus dem Wege — sich durch dieses fast undurchdringliche Gedränge fortbewegen konnte. Ich finde überhaupt, daß jede Stadt am Morgen einen anderen Charakter als im späteren Laufe des Tages trägt. Die

Atmosphäre ist, möchte ich sagen, leichter gestimmt, bevor sie den Druck eines Tages gefühlt hat; auch giebt's zur frühen, goldenen Stunde manche Erscheinung zu beobachten, die zu einer andern Zeit nie zu sehen ist. Als wir unsern Weg langsam durch eine Masse von Köpfen suchten, fiel mir die unvergleichliche Beschreibung, die Boz von den Londoner Straßen in ihrem Morgenneglıgé, sowie auch die, welche er von Lane Street an einem trüben Herbstnachmittage giebt, ein. Wahrlich dieser humoristische Schriftsteller hat darin dermaßen die Phantasie seines Lesers anzuregen gewußt, daß man, wenn auch viele hundert Meilen von Lane Street entfernt, das Ausrufen des Muffin und Patatoeman zu vernehmen glaubt. — Die Ziegenheerden, die beladenen Kameele, Maulthiere und Esel, die Verkäufer aller erdenklichen Waaren, die später von einem andern Publicum mehr oder weniger vertrieben werden, schienen jetzt hier unumschränkt zu herrschen, und es uns nicht zu gönnen, daß wir uns einer hinter dem andern unsern Weg durch ihre Menge bahnten. Erst als wir außerhalb des Thores Aliah angelangt waren, konnten wir unsere kleine Caravane übersehen, und obschon ich bereits erwähnt, daß dieselbe aus

F., T. und mir, unserm Mamluk, Hamba und dem Dragoman bestand, so muß ich trotzdem noch einige Worte darüber sagen, um anzudeuten, wie wir uns ausnahmen, als wir über die weite Ebene, zwischen den Anhöhen der Manubah und des Bel-Hassan Schritt vor Schritt ausritten; denn befindet man sich einmal unter der Herrschaft eines Mamluks, so darf man an kein anderes Tempo denken. Die Malteser waren, wie ich schon erwähnte, von Sir Th. R. gezwungen worden, mir mein graues Lieblingspferd zu geben, und um doch auf irgend eine Weise Rache an uns auszuüben, hatten sie meinen Araber dermaßen mit jungem Korn gefüttert, daß die schrecklichen innerlichen Folgen dieses Streiches mich befürchten ließen, das Pferd würde mich keine Stunde lang tragen können. F. und T. ritten Pferde, von deren Tugenden wir viel hofften, da, wie es schien, weder die Grazien bei ihrer Geburt zugegen gewesen, noch auch ihr Zustand verrieth, daß sie in des Beys Marstall bewirthet worden waren. Mit welchen Worten soll ich aber eine treue Schilderung der ganzen Beschaffenheit unseres Gefolges geben, wenn ich schon die unserige als so wenig Zutrauen einflößend darge-

stellt habe? Wenn ich behaupte, daß der Mamluk sowohl wie unser Dragoman auf einem wahren Pferdegerippe saßen, so glaube ich nicht in den Münchhausenschen Fehler der Uebertreibung zu verfallen, obschon der Hamba auf seinem kleinen Esel, dessen graue Farbe dieselbe Schattirung, wie die des Burnus seines Reiters, hatte, wo möglich noch bescheidener sich ausnahm. Von hinten gesehen, bot der Hamba nur den Anblick eines grauen Dreiecks dar; denn die Kapuze seines ihn völlig umhüllenden Burnus stand spitzig aufgerichtet auf seinem Kopfe, und die einzige Bewegung, zu welcher diese sonst regungslose Figur fähig schien, war, seine sehr lange einläufige Flinte bald quer über seinen Sattel, bald wie eine Geliebte in seinen Armen zu halten. Die Uniform unseres Mamluks war so unter aller Beschreibung schlecht und abgetragen, daß ich nur mit genauer Noth erkennen konnte, daß sie aus einer hellblaugrünen, verblichenen Jacke, aus einer ehemals rothen Schärpe, aus einem alten Feß und aus weiten, unter den Knieen befestigten Beinkleidern bestand, aus welchen zwei dunkelbraune Beine hervorhingen, deren Füße mit einem Paare fast unkenntlicher Pantoffeln, woran sich überlange Sporen befan-

den, versehen waren; ein Burnus, dessen Anblick Jeden zweifeln lassen mußte, ob er jemals neu gewesen sei, bedeckte diese Tracht, die man noch allenfalls in einem Buche als malerisch schildern kann, die aber dem Beschauer durch Gebrauch und Alter fast unkenntlich geworden war.

Ungefähr eine Stunde von Tunis sahen wir in ziemlicher Entfernung die Mahmudia, einen Palast des Beys, welcher jetzt aber in eine Kaserne für die Nizan jedeed verwandelt ist; dann passirten wir den Fluß Milian, denselben, der sich zwischen Rhades und Hamamlif in den Tuneser See ergießt und von dem ich schon als von dem fluvius Catada der Alten gesprochen habe. Zum Glücke war das Wasser nicht sehr tief, und wir konnten, nachdem wir eine passende Stelle ausgesucht, gut durchkommen, und brauchten nicht zu bedauern, daß die Brücke, deren Ueberreste so unbedeutend sind, daß man nicht erkennen kann, ob dieselbe von römischer oder maurischer Bauart gewesen, nicht mehr vorhanden war. Wir verfolgten den Fluß auf einer mit Rasen bedeckten Ebene und ließen die wunderschönen Ueberreste der Karthagischen Wasserleitung zu unserer Rechten liegen. Die Flora

der tunesischen Regentschaft war mir als unbeschreiblich schön bezeichnet worden, auf diesem Ausfluge aber hatte ich Gelegenheit zu erkennen, daß dieselbe Alles übersteigt, was ein Europäer sich von etwas Derartigem vorstellen kann. Die jetzige Jahreszeit, wo Alles in der Natur im vollsten Aufblühen ist, mag wohl auch die vortheilhafteste sein, diese Flora zu bewundern. Wir wandelten im strengsten Sinne des Wortes auf dem buntesten Blumenteppiche der Natur. Begeistert dachte ich mit dem Dichter:

Freue dich spielend der Blumen, so lange der
Frühling sie darbringt,
Karg ist und bitter die Frucht, herb die Enttäuschung und arm.

Die Manchfaltigkeit der blauen Blumen und das Glänzende ihrer verschiedenen Schattirungen war ganz auffallend. In nicht geringer Ferne sahen wir über der Ebene einen blauen Schimmer, als spiegele sich der wolkenlose Himmel in Wasser ab, welches nach einem starken Regen stehen geblieben; das kam uns aber bei der trocknen Witterung unwahrscheinlich vor; wir ritten deshalb nach jenem blauen Flecken hin und waren nicht wenig erstaunt, als wir entdeckten, daß der blaue Schimmer, den

wir für einen großen Wasserspiegel hielten, nichts Anderes als Milliarden einer Art der schönsten blauen Winden war, die Kopf an Kopf aus der Erde hervorblühten. Nie in meinem Leben bedauerte ich, wie heute, kein Botaniker zu sein. Welch' ungemein großes Interesse würde das Ausforschen der hiesigen Flora einem Jeden, der von dieser so interessanten Wissenschaft einige Kenntniß hat, darbieten.

Wir verfolgten in größter Bewunderung des köstlichen Blumenteppichs, auf den unsere Pferde traten, die Richtung nach Uthina, unter dessen alten Ruinen wir unsern Mittagshalt zu machen beabsichtigten, als ein breiter, schwarzer Strich unsern ungebahnten Weg durchschnitt, dann in der Ebene sich weiter schlängelte und so unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir meinten Anfangs, es sei irgend eine dunklere Erdschicht; als wir aber mit unsern Pferden darüber reiten mußten, sprangen unzählige kleine Heuschrecken, die ungefähr die Größe einer Biene und die Farbe einer grauen Erbse hatten, mit einem lauten Sumsen von der Erde empor. Es war ein Geräusch, als schütte man trockne Erbsen auf irgend einen harten Boden. Unsere Pferde schienen an dieses Phänomen gewöhnt zu

sein; denn sie gingen durch diesen Heuschrecken-schwarm mit dem größten Gleichmuthe. Schon früher einmal befanden wir uns auf einem Spaziergange außerhalb Tunis mitten in einem solchen mit Heuschrecken übersäeten Landstriche. Als ich mich näher nach dieser mir so fremdartigen Naturerscheinung bei unsern Bekannten erkundigte, wurde mir geantwortet, daß das dieselben Heuschrecken seien, von denen in der Bibel die Rede, und daß dieselben noch bedeutend größer würden; Andere behaupteten, diese kleinen Heuschrecken seien eine von jener in der Bibel erwähnten ganz verschiedene Gattung, und hätten so, wie wir sie gesehen, ihren vollen Wuchs erreicht. Diese letztere Vermuthung scheint mir die wahrscheinlichste, übrigens waren diese Insecten so harmlos wie Fliegen. Nach einem vierstündigen Ritte erreichten wir die Ruinen des alten Uthina und da während der ganzen letzten Stunde, in welcher wir unsern Weg über ein mit losen Steinen und altem, zerbröckeltem Mauerwerk übersäetes Terrain suchen mußten, die Sonnenstrahlen anfingen, mit africanischer Gluth zu brennen, so freuten wir uns nicht wenig, an ein Ausruhfleckchen gelangt zu sein, wo wir im Schatten der alten,

schweigenden Ruinen die größte Mittagshitze vorübergehen lassen konnten.

Das alte Uthina war theils auf der Ebene, theils auf der Verzweigung benachbarter Anhöhen erbaut und die daselbst noch jetzt vorhandenen Ruinen zeugen von einer früher sehr bedeutenden Stadt. Die Ueberreste einer auf einem erhöhten Felsen liegenden Akropolis, zu welcher große Gewölbe, die als Cisternen oder Magazine dienten, gehörten, die Ruinen eines sehr großen Palastes, einiger kleineren Cisternen, zweier Tempel, einer Wasserleitung, einer gut erhaltenen Brücke und außerdem vieler unbedeutender Gebäude, sind heut zu Tage noch deutlich zu erkennen. Bis auf einige Beduinen, die ihre ärmlichen Zelte hie und da aufgeschlagen haben, ist diese Stätte ganz verödet, obschon der Mamluk behauptete, wir könnten auf Vorzeigen des Schreibens des Beys alle erdenklichen Erfrischungen von den Zeltbewohnern bekommen, so wurden wir doch gewahr, daß sich die ganze Mahlzeit für diesesmal nur auf etwas Gras, welches die Beduinenkinder für unsere Pferde abgeschnitten, beschränkte. Im richtigen Vorgefühle, daß die für uns zu erwartenden Lebensmittel als bloße orientalische Dichtung sich erweisen würden, hatten wir uns glücklicher Weise

mit einigen Erfrischungen versorgt, und während unser Dragoman Ali sich als eifriger Maitre d'Hôtel beschäftigte, dieselben auszupacken, besichtigten wir die verschiedenen Ruinen, und fingen damit an, in die schon erwähnten Cisternen oder Magazine hinunterzusteigen. Doch ich glaubte wahrlich in die Höhle des Stierräubers Kakus, oder in die grause Wohnung des: »Monstrum horrendum informe ingens, cui lumen ademptum est« gerathen zu sein; denn eine große Heerde lustiger Kühe und Stiere, die in den drolligsten Sprüngen umherflogen, und die Felsen mit ihrem übermüthigen Gebrüll erbeben machten, tobte uns entgegen; ich meinte schon das gellende Pfeifen des Kyklopen, der sein Mastvieh bergwärts triebe, zu vernehmen; allein in der Hoffnung, durch den Anblick schöner, alter Architektur belohnt zu werden, ließen wir uns durch solche Begegnungen nicht abschrecken, sondern drangen weiter hinein. Wenn diese Höhle auch nicht von einem Kyklopen mit der gewaltigen Keule bewohnt war, so wurden wir doch durch eine schreckliche Entdeckung an eine Mahnung des Herrn L., daß wir ja nicht in die Cisternen von Uthina dringen sollten, erinnert, und flüchteten aus denselben, obgleich kein menschenfressender Kyklope einen unserer theuren Gefähr-

ten verzehrt hatte, mit nicht geringerer Lust zum Leben, als der herrliche Dulder Odysseus unter den prächtigen Bock gebunden es that, nachdem er mit einem glühenden Pfahle das Auge des trunken daliegenden Polyphemos durchbohrt hatte; denn eine Unzahl heißhungriger Flöhe fielen, gleich einer ägyptischen Heuschreckenschaar, plötzlich über uns her, um uns zu verzehren. Woher sie kommen, und weshalb diese ungeheure Colonie der sonst so geselligen Insectchen sich in diese Einsamkeit zurückgezogen, um den wenigen, dort hinkommenden Reisenden bittere Stunden zu bereiten, weiß ich wahrlich nicht, wohl aber weiß ich, daß ich dem Weinen näher als dem Lachen war, indem ich gewahr wurde, daß die ganze Zeit unseres Haltes mit der prosaischen Aufgabe verbracht werden sollte, uns von diesen schrecklichen Thieren zu befreien, anstatt im Genusse der herrlichen Natur die Ruinen des alten Uthina näher kennen zu lernen. Es war Mittag, die Sonne hatte den höchsten Punkt ihres Laufes erreicht, und sandte vom blauen Himmelsdome ihre feurigen Strahlen wie ein majestätischer Herrscher, der einen ewigen Tag verspricht, herab. Vergebens suchten wir ein Fleckchen Schatten, um uns von unserer Plage zu befreien und unser frugales Mahl zu uns zu

nehmen; weder in die Cisternen noch in irgend andere Ruinen wollten wir uns nach eben erlebter Erfahrung wieder hineinwagen. Recht erfreulich war es uns, als unsere Pferde sich hinreichend ausgeruht hatten, und wir sie von Neuem besteigen konnten. Wir verließen Uthina mit durchaus getäuschten Erwartungen und unzähligen, ungebetenen Gästen auf unseren Kleidungsstücken, aber besonders mit dem festen Vorsatze, diese Stätte bei unserer Rückkehr unberührt zu lassen, und jedem Reisenden anzurathen, sich nicht dahin zu bemühen, da uns daselbst nur die Bekanntschaft einer Legion von africanischen Flöhen zu Theil geworden ist, und ich einem Jeden die Versicherung geben kann, daß sie keineswegs liebenswürdiger, als unsere europäischen sind.

Durch die Bewegung der Pferde hofften wir, von einem Lüftchen erquickt zu werden, allein nicht der leiseste Zephyr wehte, und es schien, als habe Aeolus unserer Erde auf ewig Lebewohl gesagt. Tief gesenkt hingen die Köpfe unserer Pferde und nur mit großer Anstrengung setzten sie ihre matten Füße einen vor den andern, um uns durch eine öde Gegend, wo weder Zelt, noch Hütte, noch Baum, noch lebendes Wesen zu erblicken war, zu bringen. Unsere Schatten zeichne-

ten sich immer matter und matter auf dem weiß kalkigen Boden; der früher so klare, wolkenlose Himmel überzog sich und hatte nach einer Seite hin seine blaue Klarheit mit einer grauschwarzen Farbe vertauscht; ein fernes, dumpfes Donnergeroll kündigte uns ein herannahendes Gewitter an. Auf einer so bedeutenden Entfernung von unserm Ziele entzückte uns eine solche Aussicht durchaus nicht. Drei Stunden hatten wir von einer unbeschreiblich schwülen Hitze gelitten, als eine unerwartete Kühlung — die durch ein in einer ziemlichen Entfernung ausgebrochenes Gewitter zu erklären war — uns wieder, ich möchte sagen, zum Leben brachte. Bis jetzt waren die phantastischen Formen des Berges Zow-an, auf welchen wir gerade zuritten, durch den ungewöhnlich starken Mittagsdunst verschleiert geblieben und indem wir uns über die mit jedem Schritte mehr und mehr sich verschönende Gegend freuten, waren wir ganz überrascht, den Zow-an — den Mons Ziguensis der Alten — auf einmal so deutlich zu erkennen, und die weißen Häuser des auf seiner ersten Abstufung gelegenen Städtchens Zow-an unterscheiden zu können. Nichts bietet einen größeren Abstand dar, als der Anbau in der Nähe von Zow-an, und die öde,

kahle Gegend, die man von Tunis aus hat passiren müssen, und nichts konnte für uns belohnender sein, als nach dem unerfreulich verlebten Tage uns mit einemmale wie in ein Paradies versetzt zu sehen. Etwas Schöneres, als die Gegend, die vor uns lag, und etwas Ueppigeres, als die Vegetation, die uns umringte, läßt sich schwerlich vorstellen; auch wollte die Sonne vor ihrem Untergange Frieden mit der Erde schließen und sandte zur Verherrlichung der vor uns liegenden Naturscene ihre letzten goldenen Strahlen durch das dichte Gewölk herab. Eine andächtige Stille, die nur durch das melancholische Schlagen der Nachtigallen, das sommerankündende Schreien des Kukuks und das Gezwitscher unzähliger anderer Vögel unterbrochen wurde, herrschte um uns her; ein breiter, dichtbeschatteter Weg führte bergan nach dem alten Thore des Städtchens Zow-an, und bis wir uns innerhalb desselben befanden, hätte ich mich leichter am Eingange eines englischen Parks, als in einer kleinen, an einen Berg der Nordküste Africa's gelehnten Stadt glauben können, hätten die vielen Cypressen, Palmen und Cactushecken mir nicht verrathen, unter welchem Himmelsstriche ich mich befände. Aber jedwede Illusion fällt weg, sobald man sich

innerhalb des Thores befindet, denn die sehr engen, unbevölkerten Gassen bestehen nur aus einem Chaos von schutthaufenähnlichen, halbverfallenen Häusern, die stets drohen, den Ankommenden unter ihren Trümmern zu begraben. Unsere Ankunft erregte kein geringes Aufsehen in dieser ächt maurischen Stadt, wo gewiß kein einziger Europäer sich befindet. Von Uthina aus hatte der Mamluck den Hamba vorausgeschickt, dem Sheik des Ortes das Schreiben des Beys vorzuzeigen, um ein Nachtquartier für uns zu erlangen. Sobald ein Sheik das Schreiben gelesen hat, bestimmt er, welche Familie die Fremden aufnehmen soll, und befiehlt derselben, eine gewisse Anzahl von Zimmern in Bereitschaft zu halten. Diese Pflicht, oder vielmehr dieser Vortheil, fällt gewöhnlich den Juden zu; ich weiß nicht, ob es aus dem Grunde geschieht, weil die Muhamedaner es als eine Schande betrachten, Christen bei sich zu beherbergen, oder weil die Häuser der Juden den Reisenden größere Bequemlichkeiten darbieten. Keine Hausthür war unbesetzt, als wir durch die sehr engen Gassen von Zow-an ritten, und ein Theil der beim schnell verbreiteten Gerüchte von unserer Ankunft neugierig herbeigeeilten Bevölkerung führte uns

nach dem Hause des Juden, dem der Sheik befohlen hatte, uns zu bewirthen. Unsere armen, müden Pferde fanden ihren Weg in den kleinen bedeckten Hof des Hauses unseres Wirthes, als ob sie schon nach mancher andern, gleich ermüdenden Tour ihre Reiter dahin gebracht hätten. In Gegenwart des Sheiks und mehrerer anderer Stadtautoritäten stiegen wir ab, und wurden mit dem »Salem Alek« und einem Handkusse von Allen begrüßt; unsere Pferde überließen wir dem Hamba, damit er sie nach dem Marktplatze, wo sie die Nacht zubringen sollten, führe. Nun entstand ein gewaltiger Streit zwischen dem Hauswirthe und unserem Mamluk; denn Ersterer wollte uns nicht nur alle drei in einem kleinen Zimmer einquartiren, sondern ein Theil seiner Familie sollte dasselbe noch mit uns theilen. Das freundschaftlichste Gespräch zwischen zwei Orientalen klingt unsern Ohren schon wie der ärgste Streit; wenn sie nun gar verschiedener Meinung sind, so glaube ich jedesmal, einige Säbelhiebe oder Pistolenschüsse müßten die Losung solcher Gespräche sein. Heute kam es glücklicher Weise nicht dazu, und das Endresultat des langen und lauten Streites war, daß wir durch eine ungewöhnlich enge, steile Treppe nach einem

kleinen Fenster= und bis auf eine Matte ganz möbellosen Zimmer im ersten und letzten Stocke des Hauses geführt wurden. Ein kleiner, unbedeckter Vorplatz trennte es von einem sehr ungemüthlichen Raume, welcher T. zum Nachtquartier angewiesen wurde. Ein paar schlechte, halb zerbrochene Möbeln waren Alles, was wir durch das beständige Vorzeigen des Schreibens des Beys erlangen konnten. An Bettlaken, Decken, Kissen, Waschgeräthe und sonstige unentbehrliche Dinge war nicht zu denken; allein unsere Ermattung und unser Durst waren so groß, daß wir nur nach einem Getränke lechzten. Der Sheik brachte uns Citronen und Wasser zur Bereitung von Limonade.

In gleichem Maaße, wie es hier in der freien Natur köstlich ist, ist das Verweilen in den hiesigen Häusern unausstehlich, und da noch einige letzte Sonnenstrahlen am Horizonte glühten, so versuchten wir, indem wir unsere letzten Kräfte zusammenrafften, zu vergessen, daß wir zwölf Meilen geritten waren, und sagten dem Dragoman, er möchte uns doch etwas in der Stadt umherführen; allein Ali erwiederte uns, wir dürften ohne den Mamluk uns nicht hinauswagen, und müßten uns der Leitung dessel=

ben übergeben. Der Mamluk führte uns zunächst durch viele sehr enge, zum Theil vom Schutte verfallener Häuser angefüllte Gassen nach einer großen Feßfärberei. Zow-an steht in großem Rufe sowohl für das Bleichen von Leinwand, wie auch für die Färbung der Feß, die von Tunis, Susa und anderen Orten zu diesem Zwecke hierher gebracht werden. Der Bach, der heut' zu Tage dazu gebraucht wird, wurde früher zusammen mit dem Flusse Zungler durch eine Wasserleitung nach Karthago gebracht. Dieses Wasser besitzt die eigenthümliche Eigenschaft, daß es der rothen Farbe einen besonderen Glanz verleiht, und dieselbe vor schnellem Verbleichen bewahrt. Bevor die Feß gefärbt werden, kocht man sie während eines ganzen Tages in Alaun und Wasser; zur Färbung bedient man sich des Kermes oder der sogenannten Scharlachbeere, die besonders in Beyjah gezogen wird. Der Färbung der schönsten Feß wird etwas Cochenille beigefügt. Hinter der Feßfärberei befand sich ein kleiner Garten, der von den unzähligen, über Formen zum Trocknen ausgereckten Feß, die einem Regimente von umgekehrten Blumentöpfen glichen, einen ganz rothen Schimmer bekam. Die göttliche Aussicht nach dem schmalen, üppigen Thale,

welches zwischen der Erhöhung, worauf wir standen, und den schroffen Felsenpartieen des imposanten Berges Zow-an lag, zog unsere Aufmerksamkeit sehr auf sich.

Zow-an ist ein blühendes Städtchen von 12,000 Einwohnern und mag früher das Tuburbo major der Alten, und gleich wie Sidi Bosaid später ein Asyl gewesen sein. Auf einem alten Stadtthore befindet sich ein Widderkopf in Basso relievo mit der Unterschrift: Auxilio; woraus Einige zu erkennen glauben, daß Zow-an unter dem Einflusse und dem Schutze des Jupiter Ammon gestanden habe. Die Aussicht von diesem Flecken aus ist herrlich und ausgedehnt. Es wird mitunter behauptet, daß es von hier war, wo Agathokles mit dem Anblick der Länder der Adrumentiner und Karthager erfreut wurde. Doch schienen die Reize eines zu erwartenden Kuskussu bei unserem Mameluk sehr die Oberhand über die der herrlichen Naturschönheiten zu gewinnen; es war unmöglich, ihn zu bewegen, uns etwas weiter zu führen; er eilte mit uns nach unserem unwohnlichen Quartiere und deponirte uns daselbst, wie man mit irgend einem Schatze zu thun pflegt, den man wegschließt, damit er nicht gestohlen werde. Der Sheik schickte uns

ein förmliches Mittagsessen, allein es war zu ächt maurisch, als daß wir uns an einem der vielen Gerichte hätten vergreifen sollen, und die Erinnerung an die Shoobah des Beys in Murnaghia war noch zu lebhaft in meinem Gedächtnisse, als daß ich meinem Gaumen solches Unrecht anthun mochte. Es gelang uns nach vielem Bemühen und mit der Hülfe des Sheiks, Mamluks, Hambas, Dragomans und der vielen Bewohner der Stadt, die auf unserem Vorplatze Raum fanden, etwas Wasser zum Kochen zu bringen, womit wir Thee machen konnten.

Während ich dieses niederschreibe, füttere ich einen höchstens zehntägigen kleinen Hasen, den der Sheik mir zu Füßen gelegt hat, mit Milch. Noch nie war ich im Besitze eines solchen Schoßhündchens. Ich bin von diesem Thierchen so entzückt, daß ich es aufziehen und mit nach Europa nehmen will. Wie zierlich leckt dieser kleine Schnellfüßler die Milch tropfenweise auf, wie erstaunt sieht er mich mit seinen großen Augen an, indem er mit seinen langen Ohren telegraphirt, als ob er sagen wollte: »Ich weiß, Du thust mir nichts zu Leide.« Aber mein junges Pflegekind ist beim Fangen von den Hunden schrecklich zugerichtet worden, und ich fürchte, ich

werde nicht die Freude erleben, daß er den römischen Hasen etwas vom Mons Zeugitanus erzählt. Ach! sie würden ihn doch nicht verstehen, denn er spricht nur arabisch!

Den 10. April.

Man glaube nicht, daß ich, indem ich diese Zeilen vom Plateau des im Alterthume berühmten Mons Ziguensis, auch Zeugitanus genannt, mittheile, die Lady Esther Stanhope, die auf den Einfall kam, auf der Pompejussäule einen Brief zu schreiben, nachahmen will; allein da T. mit Zeichnen und F. mit Lesen beschäftigt ist, und ich mein Tagebuch zum Aufzeichnen der verschiedenen vorkommenden Begebenheiten mitgenommen habe, so meine ich, es lasse sich im kühlen Schatten des dunklen Laubes und im Angesichte der herrlichen Gegend, die sich weit ausgedehnt zu meinen Füßen erstreckt, wohl behaglicher als in unserer elenden Stube unser Ritt hierher schildern.

Als die »rosenfingrige Eos emporstieg«, waren wir zu diesem Ausfluge schon bereit. Da wir zur Nacht doch wieder nach Zow-an zurück-

kehren mußten, so ließen wir unsern Hamba daselbst und nahmen statt seiner zwei mit der Gegend bekannte Araber mit uns, die uns den wenigst schlechten Weg nach dieser Höhe führen sollten. Nachdem wir uns durch die holperigen Gäßchen von Zow-an durchgewunden hatten, trennte uns ein üppiges, gartenartiges Thal vom Berge Zeugitanus, und bevor wir anfangen konnten, hinaufzusteigen, mußten wir uns denselben entlang noch eine bedeutende Strecke einen Weg bahnen. Keine Worte können die Reize dieser Gegend schildern; sie vereinigt die Schönheiten der kräftigsten, großartigsten und zugleich zartesten und lieblichsten Natur. Von den mannigfaltigsten Obstbäumen strotzende Gärten umringen das Städtchen Zow-an; klare Bäche rieseln in den unzähligen Felsenspalten vom Berge herab und verlieren sich, nachdem sie mehrere Mühlen in Bewegung gesetzt haben, in einen tiefen Abgrund; graziöse, schneeweiße Marabus blicken hie und da aus dem dunkeln Laube hervor; zu unserer Rechten erstreckt sich bis zum entfernten, von blauem Dunste umhüllten Berge Ussales eine reiche Ebene, die theils auch von waldigen Anhöhen begrenzt wird, während zu unserer Linken der eckiggeformte Mons Zeugi-

tanus unmittelbar hinter dem Städtchen Zow=an sich in seiner imposanten Größe erhebt. Wir hatten nur eine kleine Strecke Wegs zurückgelegt, als wir gewahr wurden, daß nicht nur unsere beiden Führer aus Zow=an gar nichts von der Richtung, die wir einschlagen sollten, wußten, sondern daß auch der Mamluk und Ali keineswegs Lust hatten, daß unser Ausflug sich bis zum Plateau erstrecke. Alle Viere behaupteten, es gebe kein Plateau und es kam darauf hinaus, daß wir selbst die Führer unserer Führer sein mußten. Zwei und eine halbe Stunde sind wir über das schrecklichste Steingeroll, die schroffsten Felsenpartieen und durch Gebüsche und Gesträuche unter den Verwünschungen unserer Führer, die wir zum Glücke nicht verstanden, à pic gestiegen, um hierher zu gelangen; allein wir sind für unsere Ausdauer reichlich belohnt, denn die Aussicht ist unvergleichlich schön. Bei dem heutigen klaren Himmel erkennt man ganz deutlich Tunis mit seiner majestätischen Bai und seinen Seen, Sidi Bosaid, die Berge über Ghar el Milah, den Bardo, den mit Schnee bedeckten El Kaf jibel Ussales und viele andere Hügel und Bergketten, deren Namen ich, da ich sie nur flüchtig gehört, nicht niederzuschreiben wage. Das Pla=

teau, worauf wir uns befinden, ist sehr klein; der Brunnen von Sidi ben el Hassan; eine große Grube zur Aufbewahrung des Schnees, die freilich zum Gebrauche des Beys gemauert ist, allein jetzt unbenutzt zu sein scheint; der Marabu des Sidi Booghari und eine Art von verfallener Meierei ist Alles, was von Menschenhänden hier jemals errichtet worden ist. Wenn auch diese Gegend nur wenige Menschenspuren trägt, so herrschen dagegen hierselbst mit desto unumschränkterer Gewalt wilde Thiere aller Gattungen. Am Flecken, wo wir jetzt so friedlich sitzen und wo Alles in der lächelnden Natur Zutrauen einflößt, sollen alle Abende brüllende Löwen nach Beute umherstreifen und die Felsenklüfte, die sich über uns erheben, und wo unzählige Adler, Geier und Habichte umherkreisen, mit ihrem Raubgeschrei erfüllen. Von dem wenigen Vieh, welches sich hier befindet, darf nach Sonnenuntergang kein Stück im Freien gelassen werden, da es unbedingt diesen hungrigen Bergbewohnern als ein gar willkommenes und schnell erbeutetes Abendessen anheim fallen würde. Da wir aber auf unserem Rückritte nach Zow-an einen Umweg beabsichtigen und uns noch bei einem Tempel aufhalten wollen und ungern

den Löwen als Beute zufallen möchten, so will ich mein Büchlein schließen und F. und T. den Beginn unseres Rückzuges vorschlagen.

Zow-an, Abends.

Den Berg, den wir mit unsäglicher Mühe, und in beständiger Gefahr unsere eigenen und unserer Pferde Glieder zu brechen, bestiegen hatten, konnten wir nur zu Fuße hinabsteigen. Unsere Pferde überließen wir ihrem Schicksale, d. h. halb auf ihren Beinen, halb hinunter gerollt ihren Weg sich zu bahnen, denn wir hatten mit uns selbst hinreichend zu schaffen. Ganz ermattet und vor Hitze fast aufgelöst erreichten wir den Fuß des Berges und obschon die wenigen Bewohner des Plateaus uns gastfreundlich mit Milch und Butter bewirtheten, und wir selber etwas mitgenommen hatten, um ein frugales Mal zu ergänzen, so freuten wir uns doch nicht wenig, als in dem Augenblicke, da wir mit dem Besteigen unserer Pferde beschäftigt waren, ein hübscher Beduinenknabe mit einer ungeheuren Schale frischer Milch uns entgegen trat, und uns durch die paar Worte »Arsi, Arsi«, Herr, Herr, zu verstehen gab, dieser erquickende Trunk

sei für uns bestimmt. Wohl uns, daß uns vor dem sehr anstrengenden Ritte, der uns noch zu Theil werden sollte, diese Labung gestattet wurde; denn wir ahnten nicht, wie beschwerlich der Ausflug nach dem Tempel sein würde, noch welche scheinbare Unmöglichkeiten man selbst mit ganz ermatteten Pferden in Africa überwinden kann.

Ich versuche nicht einmal den schwächsten Begriff des Umweges zu geben, den wir zurücklegen mußten. Anfangs glaubten wir, unsere Leute hätten sich verirrt, oder auch einer Wette wegen Jemandem versprochen, uns diese schreckliche Kirchthurmjagd ausführen zu lassen; allein als wir gewahr wurden, daß ein so schlechter Spaß fortdauerte, und jede Schlucht, jedes Loch, jeder Graben, jedes Dickicht, jeder Strom überwunden werden mußte, und wir auf unsere wiederholte Frage: »was das heiße, uns solchen Gefahren auszusetzen«, nur die laconische Antwort bekamen: »quest' é la strada«, so schien uns unsere Lage bedenklich. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als uns in unser Schicksal zu ergeben, und einem unvermeidlichen Mazeppatode heldenmüthig entgegen zu gehen. Krampfhaft umklammerten wir in der letzten Verzweiflung die Hälse unserer Pferde; Furcht

und Erstaunen hemmte jede Zunge, und der einzige Lärm, der dieses Stillschweigen unterbrach, war das drohende Stolpern der Pferde über das schrecklichste Steingeröll, oder das erbitterte Fluchen unserer Leute, wenn sämmtliche Thiere verweigerten, sich als Selbstmörder entweder in einen tiefen Abgrund zu stürzen, oder an einer perpendiculären Felsenwand hinauf zu klettern. Es kamen wahrlich kritische Augenblicke vor, Augenblicke, in denen man sich ganz gegen seinen Willen in immer größere Gefahren begab, weil stillstehen, um zu berathen, oder zurückkehren unmöglich war. Trotz dieser peinlichen Lage mußte ich laut auflachen, als einer unserer Führer, dessen Pferd sich in einer so perpendiculären Stellung befand, daß sein Reiter nicht darauf sitzen bleiben konnte, seinen Feß verlor und eine lange, lange verworrene Locke von der Fläche seines geschorenen Kopfes aus, schlangenförmig auf einmal seinen Rücken herunterrollte. Mir ist erzählt worden, daß alle Muhamedaner eine Locke auf dem Kopfe behalten, damit, nach der Sage Einiger, Muhamed dieselbe bei seiner Wiedererscheinung abschneide, oder, wie auch Andere meinen, der Pseudoprophet sie daran zum Himmel hinaufziehen könne.

Trotz aller erwähnten Fährlichkeiten erreichten wir den Tempel ungefährdet. Derselbe liegt zwei Miglien vom Städtchen Zow-an am Fuße eines sehr felsigen Theiles des Berges Zeugitanus, aber trotzdem bedeutend über der Ebene erhöht; er ist über verschiedene Quellen, die sich hier vereinigen, und welche den riesenhaften Aquäduct, der sich bis Karthago — eine Strecke von 72 Miglien — erstreckt, mit Wasser versorgen, erbaut; er soll 118 Fuß lang und eben so breit sein; an demjenigen Ende, welches gegen Norden sieht, befindet sich eine Nische, worin das Bildniß eines Hercules, einer Diana oder einer Minerva — da, wie es heißt, diese Götter gewöhnlich Brunnen und Quellen schützten — stand. Der übrige Theil des Tempels ist unbedeckt, war aber früher von einer 15 Fuß breiten Gallerie umgeben, welche 26 Säulen hielten. Zwischen den beiden Treppen, die zum Tempel führen, ist ein großes Bassin, welches von einigen tropischen Pflanzen beschattet wird; hier ruhten wir uns eine Weile von dem sehr ermüdenden Ritte aus und genossen im Anblicke einer wirklich göttlichen Natur das harmonischste Concert, welches eine Schaar lieblich schlagender Nachtigallen und eine Unzahl anderer

Vögel uns bereiteten. Alles athmete um uns her tief und süß ein feierliches Friedensleben; mir schien es, als ginge ein wundersames Flüstern durch die ganze frühlingswonnige Natur; aus jedem Blatte sprachen neue Schöpfungstriebe; vor uns schwammen auf dem krystallklaren Wasser des Bassins eine Art unzähliger, schöner Wasserlilien.

Schwimmende Kelche gewiegt auf dem Spiegel des Wassers, sie haften,
Täuschend den launigen Wind, fest in verborgenem Grund.

Ein von allen erdenklichen tropischen und anderen Pflanzen strotzender Garten, der in unmittelbarer Nähe des Brunnens liegt, und einem Marokkaner zugehört, trug nicht wenig zur Verherrlichung dieser köstlichen Stelle bei, und gern hätte ich lange, lange hier verweilt; hier von allem Menschengetriebe entfernt, wo die Natur in größter Vollkommenheit allein die Aufgabe übernommen hatte, den Reisenden auf ewig zu fesseln und zu bezaubern. Doch wir mußten bald aufbrechen und von jetzt an der Erinnerung an diese köstliche Stätte, wie so vielen anderen, in der Bildergallerie unserer Phantasie einen Platz anweisen.

Ali und unsere übrigen Führer schienen wahrlich ernste Absichten auf unser Leben zu haben; und wenn wir durch eine besondere Vorsehung auf dem Hinritte nach dem Tempel allem Unglücke entkommen waren, so glaubte ich doch meinerseits auf dem letzten Theile unseres Weges zu bleiben. Eine Strecke ritten wir in einem schmalen, tiefen Graben, wo nicht nur das Wasser den Pferden bis an die Kniee reichte, sondern auch die Gebüsche von beiden Ufern so dicht und niedrig zusammen gewachsen waren, daß an Durchdringen kein Gedanke sein konnte. Ich befand mich endlich im schrecklichsten Dornendikicht, aus welchem ich nicht heraus konnte, ohne die Hälfte meiner Kleidungsstücke, ja sogar einen Theil meines Gesichts zurückzulassen; zum Glück war mein Pferd ebenfalls wie ich barricadirt und vermochte sich nicht zu rühren. Zu meiner Befreiung aus dieser kritischen Lage blieb mir nur ein Mittel übrig und das war, daß Ali und der Dragoman mit ihren scharfen, blanken Säbeln die mich umringenden Zweige abhieben; da sie mich aber gar nicht sehen konnten und nur auf's Gerathewohl mit ihren scharfen Waffen herumschlugen, so fühlte ich mich, fast angewachsen in meiner Laube, nicht gar behaglich zu Muthe.

Nach solcher Angst wurden wir indessen durch die allerliebsten Gegenden, die wir passirten, reichlich belohnt. Ich kann von der Umgegend von Zow-an nichts sagen, als daß sie das Schönste, was ich in Europa, Asien oder Africa gesehen habe, ist, und ich in ihr die Reize aller Länder vereint finde. Ganz entzückt von der köstlichen Natur, mit welcher wir den Tag über bekannt geworden, kehrten wir heim, und noch bevor wir vom Pferde gestiegen waren, überreichte uns der Sheik einen Brief. Ein Brief in Zow-an! mein Gott, was kann das sein? Sollte vielleicht, nachdem wir so viele Wochen vergebens auf ein Dampfboot in Tunis gewartet, gerade eins angekommen sein, sobald wir den ersten, etwas weiteren Ausflug unternommen haben? Der uns eben überbrachte Brief enthielt zwei eilige Zeilen von Herrn Lindon, die nur sagten: »Ein Dampfschiff ist am Horizonte des Meeres erkannt worden, man vermuthet, daß es ein englisches ist, welches von Malta kommt; eilen Sie also zurück, wenn sie es noch für ihre Reise dahin benutzen wollen.« T. erschrack beim bloßen Gedanken an die Möglichkeit, es unbenutzt vorbeigehen zu lassen, und nun war der Augenblick gekommen, demselben allen erdenklichen Trost zuzusprechen; denn er hatte das

schreckliche Wort vernommen; er sah schon das englische Dampfschiff wie ein verlornes Paradies von Tunis nach Malta zurückkehren, während er, in Staub und Hitze ächzend und stöhnend, sein lahmes Pferd zwischen Zow=an und Tunis nicht weiter bringen könnend, vielleicht noch auf mehrere Monate in Tunis gefangen bleiben mußte; und wozu, wozu dieses? um durch einen Schwarm von Heuschrecken zu reiten, um von Milliarden von Flöhen in den Uthinischen Cisternen verzehrt zu werden, um ein abscheuliches Nachtquartier mit mehreren Arabern zu theilen, um den alten Mons Zeugitanus bestiegen zu haben und manchem schrecklichen Tode mit genauer Noth entgangen zu sein. Welche Feder vermag zu beschreiben, was Alles in seinem tiefsten Innern beim Hören der Botschaft vor sich ging; die meinige gewiß nicht. Doch habe ich allerdings kein Recht, über die Furcht unseres Freundes zu scherzen, denn wir Anderen theilten durchaus die Besorgniß mit ihm, und nie war ein Dampfschiff ungelegener angekommen; hätten wir nur frische Pferde bekommen können, so wären wir die ganze Nacht durch geritten, obschon ich sehr bezweifle, daß unser Mentor, der Mamluk, ein solches Wagestück zugegeben haben würde. Es blieb

uns wie gewöhnlich nichts übrig, als uns in unser Schckisal zu ergeben, und Alles zu ordnen, damit wir so früh, wie möglich, den folgenden Morgen aufbrechen könnten. Dieser Entschluß schien Ts. Gemüth einige Linderung zu verschaffen, er fügte sich in sein Schicksal; aber ich dagegen mußte noch eine harte Prüfung bestehen. Denn man stelle sich vor, das Erste, was ich beim Hereintreten in unsere Stube erblickte, war, daß mein hoffnungsvoller, kleiner Hase, mein jüngstes Pflegekind, welches ich schon Zeugitanus getauft hatte und dessen künftige Existenz ein poetischer Spruch umhüllte, kalt und leblos auf dem Boden ausgestreckt lag. Ich nahm die kleine Leiche auf, und erkannte, daß eine sehr bedeutende Wunde, die dem kleinen Schnellfüßler von den Hunden beim Fangen beigebracht worden war, die Ursache seines Todes gewesen war.

Für heute muß ich schließen, denn nicht nur die Ermüdung der heutigen Strapaze, und die Aufregung, worin wir uns durch die Ungewißheit unseres fernern Schicksals befinden, sondern auch die zahlreichen, ungebetenen, maurischen Gäste, die mich umringen, endlich der Mangel eines Tisches, da der einzige, den wir

besitzen, so eben für unser Abendessen requirirt wird, macht das Weiterschreiben ganz unmöglich.

Tunis, den 11ten April.

Beim matten Scheine einer Lampe, deren Docht auf eine sehr künstliche Weise von unserer Wirthin aus Papier gedreht worden war, und deren höchst eigenthümliche Form an den siebenarmigen Leuchter zu Jerusalem erinnerte, schrieb ich obige Zeilen, und nun will ich noch das Ende unseres Ausfluges nach Zow-an von unserer Wohnung in Tunis aus beschreiben. Wie schon erwähnt, die überraschende Nachricht von der Ankunft eines Dampfschiffes erfüllte uns nur mit einem Gedanken, nämlich: eiligst nach Tunis zurückzukehren. Wir hatten genug zu thun, unsere Leute zu überzeugen, daß wir noch vor Tagesanbruch aufbrechen müßten. Da diese Führer nämlich auf solchen Ausflügen täglich eine gewisse Summe bekommen, so sahen sie mit großem Unwillen, daß wir uns sobald wieder nach Hause begaben, und zumal zu einer so frühen Stunde uns den Gefahren feindlicher Anfälle aussetzen wollten. Ali schien den Schutz seines großen Propheten für die Ausführung dieses so gewagten Stückes ganz besonders anzuflehen; denn so oft wir nach ihm fragten, legte der Mamluk

seine Hände zusammen und gab uns zu verstehen, daß Ali seine Andacht auf dem Dache verrichte. Ein strenger Muhamedaner muß entweder dem öffentlichen Gottesdienste täglich fünf Mal beiwohnen, oder gewisse Gebete so oft selbst hersagen; das kann er thun, an welchem Orte er sich auch befinden mag, nur muß es zu den bestimmten Stunden geschehen. Wenn man das weiß, so erklärt sich leicht, warum man so oft sowohl in den abgelegensten Gegenden, als auch auf den lebhaftesten Strecken betende Muhamedaner sieht. Eine gewisse Abwaschung geht jeder Andacht vorher, und wo das Wasser mangelt, bedient sich der Muhamedaner des Sandes oder der Erde, oder reibt auch die Hand gegen einen Stein und berührt hernach mit derselben die zu waschenden Theile. Doch Ali hatte seine andachtsdurstige Seele befriedigt und erschien vor uns mit verklärtem Antlitze, um die Vorkehrungen zu unserer baldigen Abreise zu treffen. Wenn jemals folgende Zeilen einem Reiselustigen unter die Augen kommen sollten, so hoffe ich, daß sie ihn für seinen eigenen Comfort bewegen werden, auf solche Ausflüge in's Innere von Africa alles Erdenkliche mit sich zu nehmen. Was wir gelitten haben, weil wir das nicht vorher wußten, ist

nicht zu sagen. Von den beiden in Zow=an zugebrachten Nächten will ich gar nicht weiter sprechen. Vor Allem ist ein geschickter Diener und gute Matratzen, so wie Alles, was man an Nahrung braucht, erforderlich. Im strengsten Sinne des Wortes, man findet trotz des Schreibens des Beys nichts als Ungeziefer. Die hölzernen Divans, die wir hatten, waren so hart, daß man sich auf denselben wund lag, anstatt sich darauf auszuruhen. Man weiß nicht, was es heißt, Alles entbehren zu müssen, bis man es selbst erfahren hat. Als ich Mad. Rolland fragte, warum sie während ihres so langen Aufenthaltes in Tunis nie weitere Ausflüge gemacht habe, antwortete sie mir, es sei nach dem, was sie davon gehört, unmöglich. Was mir am unerträglichsten bei dieser Tour vorkam, war die gänzliche Unmöglichkeit, jemals allein sein zu können. Was man auch thun mag, man kann sicher sein, die halbe Bevölkerung bei sich zu sehen. So durfte ich mich gar nicht auskleiden, da nur eine hin- und herflatternde Gardine, die als Thür diente, mich vom Sheik, seinem Sohne, unserm Mamluk, Hamba, Dragoman und von allen Bewohnern der Stadt, die auf unserm kleinen Vorplatze Raum fanden, trennte; es war ein förmliches

Gelag, das sich höchst malerisch ausnahm; denn da wir von dem Essen, welches uns reichlich gebracht wurde, nichts berührten, so wurde es von unsern Leuten und vielen anderen, von ihnen gebetenen Gästen, verzehrt, während unsere dicke, geschäftige Wirthin mit mancher eben so unholden Tochter und Magd, in Erwartung eines Trinkgeldes um uns herliefen, und nichts thaten, als uns vollkommen zur Verzweiflung zu bringen. Es war ungefähr zehn Uhr, als wir uns nach langem Gespräche über die Wahrscheinlichkeit unserer zeitigen oder zu späten Ankunft für das Dampfschiff, mit der zu kühnen Hoffnung, etwas schlafen zu können, auf unserm unerfreulichen Lager ausstreckten. Das Gelag außerhalb unserer Stube währte immer fort und beim lauten Sprechen, Lachen, Essen, Trinken und Jubeln unseres Gefolges schlief ich nicht ein, sondern wurde in einen sehr peinlichen Zwitterzustand zwischen Träumen und Wachen, in welchem ich unser zu spätes Ankommen für das Dampfschiff unter allen erdenklichen Formen durchleiden mußte, versetzt, bis auf einmal eine nicht weniger schreckliche Wirklichkeit mich aus dieser Qual meiner Phantasie herausriß. Der heftige Regen fiel nämlich mit tropischer Fülle auf un-

ser gewölbtes Dach und erfüllte uns mit Angst und Sorge für die Ausführung unserer Reise nach Tunis. Bei Tage verdankten wir einigen breiten Spalten die wenigen Lichtstrahlen, die in unser weiß angestrichenes Stübchen ihren Weg zu uns sich bahnten, und nun mußten wir denselben bei dunkler Nacht für die feuchte Kühlung einiger Regenströme erkenntlich sein.

Im traurigen Vorgefühle, daß unser Erwachen uns die Thore eines sehr mühseligen Tages öffnen würde, legten wir uns nieder; allein nie hatten wir geahnt, daß ein solcher Strich durch unsere Rechnung gemacht werden könnte. Obschon unsere Leute wußten, daß wir um 2½ Uhr abreisen wollten, so schlummerten nichts destoweniger noch sämmtliche Leute um diese Stunde, und nachdem wir ein allgemeines Weckfest hatten ergehen lassen, und gleich bösen Geistern in diesem uns unbekannten maurischen Hause im Dunkeln, oder auch mit einer, wenn nicht erloschenen, so doch erlöschenden Lampe herumgetaumelt waren, und jedes uns in den Weg kommende Wesen durch Schreien und Zupfen aus seinem Todesschlafe geweckt hatten, gelang es uns, das ganze Haus auf die Beine zu bringen. Der Regen hatte zum Glück aufgehört, allein der

Himmel war so pechschwarz, als ob es nie wieder Tag werden würde, und unsere armen Pferde hatten trotz aller unserer Bemühungen kein Gerstenkorn bekommen und wir selbst mußten uns mit dem bloßen Gedanken an ein warmes Frühstück begnügen. Unter solchen Umständen stand uns die heitere Aussicht bevor, nicht weniger wie zwölf deutsche Meilen in einem Zuge machen zu müssen. Endlich wand sich unsere kleine Caravane aus dem Hofe, und einer dem andern folgend, fingen wir an, die engen, steilen und löcherigen Gassen von Zow-an herabzusteigen. Doch unser Mamluk und der Hamba folgten uns nicht, und als wir Ali fragten, was sie noch beim Wirthe zu thun hätten, so erwiederte er: der Mamluk wolle dem Juden noch einige zwanzig Franken abzwingen und der Hamba versuchen, das Seinige von dieser Summe zu bekommen. Wenn diese Leute von einem so kurzen Aufenthalte schon so viel zu gewinnen suchen, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, welche Unsummen dem Bey für die von uns genossene Bewirthung angerechnet werden. Mit wenigen Worten wurde der Streit nicht beseitigt, denn der Mamluk und Hamba blieben noch lange zurück. Wir setzten unsern Weg fort, und als wir

die Ebene errreicht hatten, und im Dämmerlichte unter blühenden Bäumen dahin zogen, ließen wir unsere Pferde einen kurzen Trab nehmen, der, wenn anhaltend fortgesetzt, sehr schnell weiter befördert. Die Nachtigallen schlugen ganz bezaubernd schön, so wonniglich, so wehmüthig; ich erfaßte ganz ihren Jubel und Schmerz und glaubte aus ihren melodischen Noten ein gutes Omen für unsere Heimkehr nach Tunis zu vernehmen. Gleich als ob wir Lots Schicksal getheilt hätten und von den Engeln des Herrn bedroht worden wären, beim bloßen Umsehen in Salzsäulen verwandelt zu werden, eilten wir durch die schöne Gegend, welche die klaren, langgehaltenen Töne der Nachtigallen noch nicht aus ihrem Schlummer geweckt hatten. Schweigsam fielen die großen Tropfen des vor Kurzem gefallenen Regens von den Bäumen auf uns herab, während die Furcht, trotz aller Anstrengung zu spät für das Dampfschiff anzukommen, wie ein fürchterlicher Alp mit eisernem Drucke auf unsern Gemüthern lastete, und einem Jeden von uns das in der Natur herrschende Schweigen mittheilte. Der Mamluk und Hamba hatten uns freilich wieder eingeholt, aber nur, um von uns wieder zurückgelassen zu werden; denn sie mißbilligten

nicht nur unsere Eile, sondern konnten auch ihre armen Pferde nicht so schnell weiter bringen. In einem ununterbrochenen Trabe ritten wir sieben volle Stunden, bald vom lehmigen Boden, der sich immer unter der Pferde Füße ballte und sie beständig zum Fallen brachte, bald vom sehr heftigen Scirocco und von dicken Staubwolken belästigt. Mein Pferd verlor zwei Eisen, hinkte sehr stark und war wie die übrigen schachmatt, so daß wir unsere, so wie unserer armen Pferde Erlösungsstunde mit unglaublicher Ungeduld erwarteten, und endlich mit unsäglicher Freude in die Thore von Tunis einritten. Noch lange bevor wir die Stadt erreichten, hatte F. erkannt, daß die englische Fahne von unsers Consuls Haüse wehe, und da dieses Zeichen jedesmal, wenn ein englisches Dampfschiff auf der Rhede von Tunis liegt, gegeben wird, so war uns dasselbe sehr willkommen. F. stieg gleich beim Consulate ab, während ich mit T. nach Hause ritt, und nun waren die Erwartungen auf die Antwort, die Ersterer von Sir Th. R. bringen würde, nicht wenig gespannt. »Gar schwache Hoffnungen dürfen wir nur hegen, mit dem Locust, dem gestern angekommenen Dampfschiff nach Malta reisen zu können, rief mir F. entgegen, als er nach wenigen Augenbli-

cken in die Stube trat. »Der Locust,« fuhr er fort, »ein sehr kleines Dampfschiff, welches einzig und allein zum schnellen Befördern der Depeschen von einer Küste zur andern, und keineswegs für den Transport von Passagieren bestimmt ist, darf als Dispatch Steamer Ihrer Majestät nur auf besondern Befehl des Admirals und nur solche Personen, wie Gesandte oder sonst sehr Hochgestellte, mitnehmen; dazu soll der Capitain ein ganz eigener Kautz sein, und was man von der Liebenswürdigkeit eines Franzosen hoffen könnte, darf man von einem aristokratischen Engländer nicht erwarten; auch hat dieser Capitain heute schon zu wiederholten Malen, und selbst auf Anfragen des Sir Th. R. dem Herrn Davis eine Passage nach Malta abgeschlagen und obschon unser guter Consul mir versprochen hat, sein Möglichstes zu thun, um den Capitän zu bereden uns mitzunehmen, so bezweifle ich doch sehr, daß Letzterer dessen Wunsche nachkommen wird.« Morgen sollen wir eine bestimmte Antwort erhalten, und da wir in den letzten Tagen viele Strapazen durchgemacht und wenig Ruhe genossen haben, so will ich versuchen, diesen folternden Zeitraum der Ungewißheit in einem Schlafmeere zu ertränken, zumal da es ganz ange-

nehm sein wird, die Bekanntschaft eines europäischen Bettes zu erneuern und damit die Erinnerungen an die harten, felsenartigen Divans zu verwischen.

Abdellia, den 12ten April.

Es ist wohl ganz überflüssig, erst noch mitzutheilen, mit welcher Ungeduld wir die Antwort unsers Consuls darüber endlich, ob der Capitain des Locust's uns mitnehmen wolle, erwarteten. Es war schon Mittag und wir hatten noch nichts erfahren, und bald darauf wurden unsere Vermuthungen, daß das kein günstiges Zeichen sei, bestätigt, indem wir aus unserer peinlichen Ungewißheit durch die Botschaft »der Locust könne keine Passagiere aufnehmen,« herausgerissen und in eine vielleicht noch peinlichere Gewißheit versetzt wurden. Sir Th. R. schrieb uns nämlich, daß trotz aller seiner Bemühungen, den Capitain zu überreden, uns mitzunehmen, unser Wunsch unerfüllt bleiben müsse, da die einzige zu vergebende Kajüte des Locust's von einem Capitain Brook benutzt würde. Wie niederschmetternd solche Nachricht auf T. wirkte, läßt sich nicht leicht beschreiben; sein bedrücktes, schon so oft getäuschtes Gemüth be-

durfte der Zerstreuung, und deswegen entschlossen wir uns noch an demselben Tage, eine Einladung, die unser Consul seit lange an uns hatte ergehen lassen, nämlich einige Tage im Kreise seiner Familie in Abdellia zuzubringen, anzunehmen. Dieses sagte T. sehr zu, denn da der Capitain des Locusts ebenfalls Gast bei Sir Th. R. war, so hegte er noch immer eine geheime Hoffnung, daß unsere persönliche Bekanntschaft ein solches Felsenherz erweichen möchte. Nach einem frühen Mittagsessen fuhren wir nach Abdellia und fanden gegen unsere Erwartung das Haus unsers Consuls dermaaßen mit Gästen angefüllt, daß ich glaube, wir kamen der guten Lady R. recht ungelegen. Die Eßstunde war, den Gästen zu Ehren, von drei auf sieben Uhr verlegt worden, und nie werde ich vergessen, wie mich die Nachricht unangenehm berührte, als es hieß, man müsse sich für ein spätes Mittagsessen in vollen Staat werfen, anstatt ohne weitere Toilette, wie ich es gehofft hatte, am schönen africanischen Frühlingsabende die köstliche Natur zu genießen. Ach! wie unbequem ist im Allgemeinen die Sitte unserer Landsleute, sich spät Abends, wie zu einem Feste auszuschmücken, um zwei Stunden lang an einem mit Gerichten

überladenen Tische zu sitzen, und dann den Tag in reiner Langeweile seinen letzten Athemzug aushauchen zu lassen. Wie wenig ahnen sie den Genuß des Lebens, wie ich ihn wenigstens verstehe, wenn in solcher steifen Fracketiquette Befriedigung liegt.

Abdellia, den 13. April.

Um 7 Uhr Morgens begleitete Sir Th. R. zwei seiner Gäste, nämlich den Herrn Power, Capitain des Locusts, und dessen Freund, Capitain Brook, nach der Gouletta, und bald darauf genossen wir die Früchte unserer Anstrengungen, Zow-an so eilig verlassen zu haben, d. h. wir hatten den Verdruß, den ungastfreundlichen Locust bei dem herrlichsten Wetter und dem günstigsten Winde nach Malta abdampfen und absegeln zu sehen; nach Malta, wohin unsere Blicke seit so vielen Wochen sehnsüchtig und erwartungsvoll hingerichtet waren, und wohin kein Schiffer für uns die Fähre lenken will. Die Anzahl der Gäste in Abdellia hatte übrigens sehr abgenommen, denn außer den beiden erwähnten Herren war der erwachsene Sohn unseres Consuls mit einem Mr. Blades noch vor

Tagesanbruch nach Zow-an abgereist, und während Sir Th. R. für sein Portrait T. eine Sitzung gewährte und F. die Umgegend besichtigte, unterhielt ich mich mehrere Stunden mit der eben so liebenswürdigen als hübschen Frau des eben genannten Herrn Blades. Dieses ist nämlich das Ehepaar, welches vor einigen Tagen in ihrem eigenen Yachtschiffe von Palermo nach Tunis herübergesegelt sind. Da Herr und Mad. Blades keine Kinder, aber ein ziemlich bedeutendes Vermögen besitzen, so haben sie sich, seitdem sie verheirathet sind, d. h. seit nicht weniger als vierzehn Jahren, niemals auf dem Festlande niedergelassen, sondern schwimmen in ihrem kleinen Kutter von einem Hafen des adriatischen und mittelländischen Meeres zum andern, gleich wie eine Biene von einer Blume zur andern summt. Nur die englische Nation kann, glaube ich, Beispiele einer so eigenthümlichen Lebensart anführen. Viel Poetisches liegt unbedingt darin, und ich bin überzeugt, daß der, welcher vierzehn Jahre lang eine so bewegte und immer neues Interesse bietende Existenz geführt hat, sich schwerlich in eine andere zufrieden finden könnte. Was kann übrigens dem Wißbegierigen interessanter sein, als alle Länder,

gleich wie ein Buch, durchblättern zu können, und zu wissen, daß es nur von seinem Willen abhängt, sich an der Küste des adriatischen oder mittelländischen Meeres oder im britischen Kanale niederzulassen? Welch einen großen Reiz hat schon der bloße Gedanke, sich so von Allem unabhängig und frei durch die ganze Welt bewegen zu können, sein Haus wie eine Schnecke mit sich zu führen und die Annehmlichkeiten des Reisens zu genießen, ohne die stündlichen Entbehrungen der alltäglichen Nothwendigkeiten zu empfinden. Die erste Bedingung eines solchen Lebens scheint mir, wie es bei Mr. und Mrs. Blades der Fall ist, eine große Vorliebe für die See; allein mir wäre die Unmöglichkeit, mich anhaltend zu beschäftigen, sehr peinlich; denn auf dem Verdecke eines so kleinen Kutters kann man nur beim ruhigsten Wetter irgend etwas vornehmen, und Mrs. Blades behauptet, daß ihr vierzehnjähriges Seefahren ihren Faulheitssinn sehr entwickelt habe. Vergangenen Winter lag die Yacht des Herrn B. im Hafen von Neapel und so unmittelbar am Molo, daß man beim Heraussteigen den Fuß sogleich auf Terra ferma setzen konnte. Wie eigenthümlich muß es einem vorkommen, wenn man, aus der Oper zu-

rückkehrend, sich auf seine Yacht begiebt, oder in einer sehr kleinen Kajüte sich für einen großen Ball anzieht.

Abdellia, den 14. April.

Obschon ich Petrarca beistimme, wenn er behauptet:

»Il sempre sospirar nulla rileva«,

so bemerke ich doch zu meinem Schrecken, daß meine Seufzer gar gern und oft die zweite Stimme in T's. ununterbrochenem Seufzeroratorium übernehmen, und daß wir, durch immer von Neuem getäuschte Hoffnungen, auf den Gipfel der Verzweiflung getrieben, fähig wären, einen Selbstmord zu begehen, oder, was bei weitem noch schlimmer sein würde, uns auf dem ersten besten Segelschiffe nach Malta einzuschiffen. Die erste Nachricht, welche Lady R. mir heute Morgen mittheilte, war, das Dampfschiff, welches zur Verfügung des französischen Consuls auf der Rhede von Tunis lag, sei vor wenigen Stunden nach Malta abgefahren. Wahrlich, das Schicksal hat uns zum Besten, indem wir auf die neckischste Weise täglich ein anderes Dampfboot nach Malta unbenutzt abgehen sehen müssen und

wie Prometheus an unsere Verbannung gefesselt sind. Ein Besuch, den der französische Consul, Herr Lagau, uns während unseres Ausfluges nach Zow-an gemacht, gab uns freilich Veranlassung, zu vermuthen, daß er uns eine Passage in seinem Dampfschiffe habe anbieten wollen; allein als ich heute früh von Lady R. erfuhr, die Abfahrt des Lavoisière sei nur in Folge der politischen Unruhen in Frankreich und so unerwartet geschehen, daß nicht einmal die Kaufleute Zeit gehabt hätten, einige Zeilen mitzuschicken, so beruhigten wir uns etwas.

Den größten Theil des heutigen Tages brachte ich zu, indem ich die reizende Umgegend von Abdellia näher kennen lernte. Durch die allerliebsten Heckenwege und über Felder, die mit den buntesten Blumen besäet waren, führten mich Lady R. und Mrs. Blades nach dem Meeresstrande; hier war es herrlich sich zu ergehen; denn die blauen Fluthen brachten uns, indem sie spiegelklar das Ufer spielend streichelten, kühlende, wohlthuende Lüfte; der Sandgrund, worauf wir gingen, war so fest und trocken, wie er bei uns in England zu sein pflegt. Welchen ganz andern Charakter gewinnt nicht der Aufenthalt in diesem Lande, wenn man in

unmittelbarem Verkehre mit der göttlichen Natur sein kann; hier vergesse ich Tunis mit seinem namenlosen Schmutze, seinen scheußlichen Gassen und all dem Jammer, der einem zu Theil wird, sobald man sich innerhalb der ersten Stadtmauer befindet. In einem Kreise lieber Freunde male ich mir selbst einen anhaltenden Aufenthalt bei Tunis als sehr angenehm aus.

Die jüngste Tochter unseres Consuls, ein allerliebstes 17jähriges Mädchen, an dessen Erziehung glücklicher Weise nichts von der englischen Steifheit zu erkennen ist, da sie mit ihrem jüngern Bruder, einem bildschönen Knaben, frei und ungezwungen wie eine kleine Maurin aufwächst, führte mich in einige Häuser maurischer Bauern. Der allgemeine Wohlstand und sogar Luxus, den ich überall erblickte, überraschte mich sehr; doch wäre es uns einmal fast schlecht ergangen, denn als wir in einen der Höfe traten, sprangen uns mehrere Hunde wüthend entgegen. Da ich oft erlebte, wie selbst ganze Schaaren von Beduinenhunden sich durch das muthige Auftreten unseres kleinen Windspiels in verschiedenen Tribus in die Flucht schlagen ließen, so glaubte ich, daß eine Drohung mit einem Sonnenschirme hinreichend sein würde, die bel-

lende Schaar zurückzuscheuchen; aber ich hatte mich getäuscht, denn nun fielen sie erst mit verdoppelter Wuth auf meinen Sonnenschirm, zerrissen ihn in Stücken, und würden kurzen Proceß mit uns gemacht haben, wenn nicht die Einwohner der Häuser, durch das heftige Gebell aufmerksam gemacht, zu unserer Rettung herbeigeeilt wären. Als wir mit Lady R. und Mrs. Blades nach Hause kamen, begegnete uns F., der eben von Tunis, wohin er unsern Consul begleitet hatte, heimkehrte. Er brachte uns die Nachricht, daß eine Brigg nächsten Sonntag nach Malta, Wind und Wetter trotzend, absegele, und als Beweis, daß er bereits mit dem Capitain gesprochen habe, zeigte er uns sogleich eine Liste der mitzunehmenden, nothwendigen Sachen vor, die an Länge mit der des Leporello, worauf er die endlosen Liebschaften seines Herrn aufzählt, hätte rivalisiren können, und unserm Consul den Ausruf: »Mein Gott, wollen sie denn nach Jamaica reisen?« lachend entlockte. Als Mrs. Blades erfuhr, daß unser Wunsch, nach Europa zu kommen, groß genug sei, uns allen Unannehmlichkeiten, die uns in einer kleinen, schmutzigen Brigg bevorstanden, auszusetzen, war sie untröstlich, denn sie meinte, ihrem Manne wäre gewiß nichts erwünsch-

ter, als die Gelegenheit, uns in seiner Yacht nach Malta zu bringen. Allein er ahnt nichts davon und schießt jetzt Eber, Schakale und Hyänen in der Umgegend von Soliman, und ich befürchte, daß wir, trotz der abstoßenden Beschreibung, die Mrs. Blades von jedem Kauffahrteischiffe macht, doch unsere Zuflucht zur Giuseppina werden nehmen müssen.

Tunis, den 15. April.

Das Dampfschiff aus Frankreich war angekommen und schon um sieben Uhr Morgens war der Tisch im Drawing room unseres Consuls mit Zeitungen angehäuft, während eine Todesstille im Saale herrschte und ein jeder von uns mit einem Blatte in der Hand einen Theil der seit fünfzehn Tagen ausgebliebenen Nachrichten verschlang. Die Frühstücksglocke unterbrach auf einige Augenblicke die interessante Lectüre, um später nur mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt zu werden; auch hielt der Wagen, mit welchem wir nach Tunis fahren sollten, mehrere Stunden vor dem Portal des Schlosses Abdellia, bevor wir uns vom Tische, worauf

Europas ganze Umwälzung lag, trennen konnten. Doch gerade diese so bedenklichen Nachrichten spornten unsere Abreiselust jetzt nur noch mehr an, und wir fuhren nach Tunis mit dem festen Entschlusse, unser Möglichstes zu thun, mit dem ersten besten Segelschiffe nach Malta zu gelangen. Wir benutzten die übrigen Stunden des Tages, um von unsern Freunden Abschied zu nehmen; denn als Fremde und ohne eine Zeile von Empfehlungen waren wir in Tunis angekommen, und als Glieder der kleinen europäischen Gesellschaft daselbst verließen wir diese gastfreundliche Colonie. »Aber womit wollen Sie nach Malta reisen? oder welche dringenden Gründe können Sie bewegen, die Thorheit zu begehen, das erste beste Segelschiff zu nehmen und sich Unannehmlichkeiten auszusetzen, wovon Keiner, als eben nur derjenige, der sie selbst durchgemacht hat, die leiseste Ahnung haben kann?« war die erste Frage Aller, die wir besuchten. Einige der Damen sprachen leider aus eigener Erfahrung, und manche Beschreibung reichte allein schon hin, auch dem abgehärtesten Reisenden jedwede Lust zu einem solchen Entschlusse zu benehmen. Die Frau des englischen Vice-Consuls erzählte mir, daß sie einmal nicht weniger als drei Wochen zwischen Tunis und Malta unter-

wegs geblieben sei, daß alle Segelschiffe, die nach Malta gingen, eine größere oder kleinere Ladung von Ochsen mit sich führten, daß diese Thiere gewöhnlich Kopf an Kopf auf dem Verdecke ständen und der Schmutz und die Ausdünstung, die sie verursachten, ganz abscheulich wären. Die Ausfuhr von Ochsen nach Malta ist ein sehr einträglicher Erwerbszweig für die Tuneser, und der Bey hat mit der englischen Regierung einen Contract gemacht, kraft dessen er sich verpflichtet, Ochsen zu einem gewissen Preise für die dortige Garnison zu liefern. Außerdem, fuhr Mad. F. fort, daß ich wegen dieser Ladung von Ochsen, die unumschränkt auf dem Schiffe wirthschafteten, den sehr engen Raum, worin ich fast erstickte, während der ganzen Reise nicht verlassen konnte, befand sich noch unmittelbar über meinem Kopfe eine Anzahl von Verbrechern, die nach Malta gebracht wurden, um daselbst hingerichtet zu werden, und wenn das Ochsengebrüll und Getrampel auf einige Augenblicke etwas aufhörte, so diente diese Pause nur dazu, mich das Kettengeklirr und die Flüche der unglücklichen Verbrecher deutlicher hören und befürchten zu lassen, sie möchten sich von ihren Fesseln befreien, um den Capitain und uns Reisende umzubringen.

Das und noch vieles Anderes sind die Trostgründe, die wir heute beim Abschiede erhalten haben. Als wir unsern letzten Besuch beim französischen Consul abstatten wollten, war es schon spät geworden, und wir fanden ihn mit seiner Tochter und einigen Gästen bei Tische; er nöthigte uns nichtdestoweniger herein, und machte uns mit dem französischen Viceconsul, Herrn Gaspary, bekannt; dieser bewohnt la Gouletta und konnte uns die beste Auskunft über die verschiedenen absegelnden Schiffe geben; er rieth uns sehr ab, mit der Giuseppina, einem sehr kleinen, alten, schlechten Schiffe zu reisen; dagegen aber den Scipio, ein neues, österreichisches, großes Schiff, welches ebenfalls morgen segeln sollte, zu benutzen. Da sitzen wir nun wieder in der Höllenqual der Ungewißheit; dem Capitain der Giuseppina haben wir fast unser Wort gegeben; allein mit einigen Thalern könnten wir uns loskaufen; nur befürchten wir, der Scipio segelt noch gar nicht ab; unterdessen packen wir ein, als ginge es wirklich morgen Abend mit der so verschrieenen Giuseppina auf dem hoch wogenden Meere fort, denn ein heftiger Wind bläst, und hielte er an, so könnten wir in 36 Stunden in Malta sein.

Tunis, den 16ten April.

Der Wind weht noch immer sehr heftig zu unseren Gunsten, aber böse Kobolde sind im Spiele gegen uns, denn die Giuseppina segelt erst morgen Abend, und in der festen Zuversicht, der Scipio segele auch nicht früher, ließen wir in unserem Packeifer etwas nach. Wie groß war aber so eben unsere Ueberraschung, als wir durch Herrn Lagau's »homme d'affaires« hörten, der Scipio sei bereits aus dem Canal der Gouletta, und warte nur auf der Rhede auf den abendlichen Landwind, um seine Reise nach Malta anzutreten. Hätten wir das nur ein paar Stunden früher erfahren, so wären wir jetzt schon unterwegs nach der Gouletta; aber nun ist es zu spät, und somit sehen wir das dritte Schiff unbenutzt uns vor der Nase wegfahren. Es scheint wirklich im Buche unseres Schicksals geschrieben zu sein, daß wir die Herrlichkeiten der Giuseppina kennen lernen sollen.

Den 17ten April.

Wie herzlich würden die Unseren lachen, könnten sie nur einen einzigen Blick in unsere Stube

thun; drei Matratzen liegen auf dem Boden und um uns Provision für wenigstens einen Monat; es sieht aus, wie in einer Vorraths-kammer, und wir sind beschäftigt, Fleisch, Brot, Eier, Thee, Kaffee, Zucker, Käse, Zwieback, kurz eine Unmasse von allerhand Sachen in vier riesenhafte, geflochtene Behälter — gleich den Körben, die den Kameelen über den Rücken gelegt werden — einzupacken, oder vielmehr, es soll sogleich vor sich gehen; denn auch ich muß die Hand an's Werk legen. Unser Freund T. macht unterdessen ein Gesicht, als sei sein Todesurtheil schon unterschrieben; er liegt gegenwärtig auf dem Boden ausgestreckt und klopft Zucker. So eben wird uns die Nachricht gebracht, die Giuseppina gehe erst heute Abend ab. Nun so haben wir Zeit, unsere häuslichen Angelegenheiten besser zu ordnen; aber ich muß über unser Unglück lachen, denn seitdem wir angefangen haben, die letzten Vorkehrungen zu unserer Abreise zu treffen, hat sich der Wind gedreht und ist ganz conträr geworden; es ist das um so auffallender, als in der jetzigen Jahreszeit, wie Herr Lagau sagt, von sieben Tagen der Woche, der Wind immer acht Tage aus Westen bläst, und unter solchen Umständen eine Reise von Tunis nach

Malta gewöhnlich sehr schnell zurückgelegt wird; aber jetzt ist nicht Zeit zu schreiben; ich muß vollends einpacken, und unserem Freunde T. in den häuslichen Angelegenheiten, deren er sich so eifrig annimmt, behülflich sein.

Malta, den 23sten April. Oster-Sonntag.

Endlich hatte T. seinen großen Zuckerhut besiegt und ihn nicht ohne Anstrengung in einen Haufen zierlicher Würfel verwandelt; aber damit war nicht Alles geschehen, und der ganze Tag, d. h. bis zur Stunde unserer Abfahrt nach der Gouletta verging unter solchen »recht geistig erhebenden Beschäftigungen«. Herr Lindon war so freundlich, die letzten Stunden unseres Aufenthalts in Tunis bei uns zuzubringen; er gab uns ein paar Empfehlungsschreiben nach Malta mit, nahm selbst Theil an unserer Henkersmahlzeit und nach einem kräftigen Händedruck verließ er uns, indem er seine herzlichsten Wünsche für unsere glückliche Reise nach Malta aussprach. Kaum war er verschwunden, so ließ er mir durch seinen Diener Mahomed ein ganz herrliches »bouquet monstre« der feinsten Blumen überreichen. Bei meiner großen Vorliebe

für Blumen blutete mir das Herz bei dem bloßen Gedanken, daß dieser unvergleichlich schöne Blumenstrauß mein trauriges Loos in dem dumpfen Loche der Giuseppina — denn den uns angewiesenen Raum konnte man keine Kajüte nennen — theilen müsse. Kein Geschenk ist mir lieber, als das einer Blume, sie mag eine Camelia oder die einfachste Kornblume sein. Blumen sind unbedingt die lieblichsten Erscheinungen der Natur; in ihrer stillen Pracht sagen sie so unendlich viel, und jede, die mir geboten wird, hege und pflege ich, wie ein anvertrautes Gut; keine Introduction ist schöner als jene, die durch die Ueberreichung einer Blume geschieht, und bietet mir auch eine kalte, fremde Hand das anspruchloseste Blümchen, so ist mir der Gedanke, den ich darin ausgesprochen finde, ich könne eine solche Gabe schätzen, sehr schmeichelhaft. Gerührt betrachtete ich also die prächtigen Nelken, Rosen und Orangenblüthen; ach! ich wußte, daß ich sie, indem sie auf der schmutzigen Giuseppina mein Schicksal theilen würden, einem schnellen, grausamen Tode entgegenführte, und doch sollten sie mit ihrem letzten Verschmachten meine trüben Stunden erheitern. Aber der Augenblick des Aufbruches war gekommen, schon füllte sich unser

Zimmer mit gierigen Lastträgern, die zu guter Letzt noch so viele Piaster, wie nur irgend möglich, uns entlocken wollten. Der Dragoman des schwedischen Consuls, der uns immer bedient hatte, sagte uns, die Kutsche, welche »più meglio di quella del console inglese« sei, so wie der Carrettone für unsere Bagage, die durch den Zuwachs der drei Matratzen und der vier mit Eßwaaren angefüllten Körbe sehr zugenommen hatte, stehe außerhalb des Thores in Bereitschaft für uns. Wäre der Wind nur leidlich günstig gewesen, so hätten wir Tunis mit viel leichterem Herzen verlassen; allein ein starker contrairer Ostwind blies und ein allgemeines Schweigen, welches unter uns herrschte, gab deutlich zu verstehen, daß die Frage: »wo wir im sehr wahrscheinlichen Falle, daß die Giuseppina nicht abginge, die Nacht zubringen sollten,« für jeden von uns ein ungelöstes Räthsel blieb. Aber ich muß gestehen, ich freute mich auf die abenteuerliche Reise mit der Giuseppina, ja selbst zunächst auf das uns noch bevorstehende, in mystischstes Dunkel gehüllte Nachtquartier, und ließ keinen Augenblick den Gedanken an die Möglichkeit, unsere Reise aufzuschieben, bei mir aufkommen. Zum letzten Male bahnten wir unsern Weg durch das ächt orienta-

lische Gedränge inner- und außerhalb des Thores de la Marine. Hier bestiegen wir unsere Wagen und hatten nach Austheilung mannigfaltiger Trinkgelder dem Kutscher schon gesagt, dem Carrettone zu folgen, als mir auf einmal einfiel, wir hätten unsere Lebensmittel zurückgelassen, und ich unbedacht ausrief: »wo sind doch unsere Hühner?« Ich verursachte durch diese meine Mahnung, daß ein Bote eiligst nach dem Hôtel geschickt wurde, um aus dem im Hofe stehenden, uns wohl bekannten Hühnerkorbe unsere schon bezahlten Verurtheilten, die ihres schrecklichen Schicksals unbewußt im heitersten Gegluck mit vielen andern Gefährten friedlich einige Gerstenkörner aufpickten, herauszuholen. In wenigen Augenblicken wurde uns unser schreiendes, sich sträubendes, bei den Beinen zusammengebundenes Eigenthum überliefert. T. und Saetta schienen von diesen neuen Reisegefährten gar nicht entzückt zu sein, ich aber desto mehr, denn es amüsirte mich höchlich, zu beobachten, wie T's. geschickte Hand, deren einzige Beschäftigung nur ist, den feinsten Pinsel zu führen, um mit einem Terburg, Gerard Dow oder Mieris zu wetteifern, mit mehreren rebellischen Hühnern kämpfen mußte. Wenn es unseres Freundes Absicht gewesen war, während seiner letzten

Augenblicke in Africa seinen vielen Leidensstätten in gerührter Betrachtung ein Lebewohl zuzuseufzen, so störten die gefiederten, sich immer heftiger sträubenden Gäste ihn nicht wenig in seiner Schwärmerei; auch währte es nur wenige Augenblicke, so hatten sie sich sämmtlich von ihren Fesseln losgemacht. Zum Glücke oder vielmehr zu T's. Unglücke war der Wagen verschlossen, so daß die vielen Flatternden nicht herauskonnten; ich weiß nicht, ob sie es aus Rachegefühl im Bewußtsein, daß T. sich auf der bevorstehenden Seereise besonders auf eine erquickende Hühnersuppe freute, thaten, genug, auf ihn schienen sie es besonders abgesehen zu haben, und um die Verzweiflung unseres armen Freundes, der in der Aussicht einer Reise per Segelschiff, etwas nämlich, worauf er eigentlich niemals hatte eingehen wollen, in einer sehr unbehaglichen Stimmung sich befand, auf die höchste Spitze zu treiben, war ich böse genug, ihm scherzend zu wiederholen: »Wie schade doch, daß wir die großen Hammel oder die zwei Lämmer, die Herr Lindon uns anbot, nicht mitgenommen haben, es wäre ja hier so übermäßiger Raum für sie.« Doch die Hühner wollen wir in T's. Schooße, wo sie sich vorläufig zu beruhigen scheinen, in Ruhe lassen; wer weiß, ob

sie ihn bis zu unserer Ankunft in La Gouletta nicht mit einigen Eiern beschenkt haben werden. Während wir diese inneren Kämpfe bestanden, hatten wir dem alten Tunis den Rücken zugekehrt; der Carrettone schaukelte mit unserm Hab und Gut über den sehr holperigen Boden vor uns her, und beim Anblicke unserer blau und weiß carrirten Matratzen, die wie eine Art von Marterbank oder als warnendes Beispiel der vielen grausamen Leidensstunden, die wir wahrscheinlich darauf zubringen sollten, uns vorangingen, konnte ich nicht umhin, über unsere eigene Lage zu lachen. So oft mir auf Reisen arme Leute begegnet waren, die zigeunerartig mit ihrem ganzen Eigenthume von Land zu Land umherzogen, so hatte ich ihnen meine ganze Theilnahme geschenkt, nun mußte aber all mein Mitleid auf uns selbst gerichtet werden.

In und bei Tunis hatten wir nicht nur viel Interessantes gesehen, sondern auch manche angenehme Bekanntschaft gemacht, ja wir waren von allen europäischen Familien daselbst gleichwie von nahen Verwandten aufgenommen worden, und die Erinnerung an die dort genossene Freundschaft wird mir unvergeßlich bleiben; nichtsdestoweniger verließ ich diesen Aufenthalt ohne

das geringste Bedauern. Ich hatte mich in der letzten Zeit zu unwohl gefühlt, war Tag und Nacht zu unaufhörlich von den heftigsten Zahnschmerzen gequält worden, als daß ich mich nicht ernstlich nach Rom und nach meines Arztes Rathe hätte sehnen sollen; doch selbst diese Rücksichten wären verschwunden, wenn nicht das große Verlangen nach Nachrichten von allen Theuren daheim der Hauptgrund gewesen, Africa mit all seinen Schätzen in den Schatten treten zu lassen. Unsere siebenwöchentliche Gefangenschaft in der alten Beystadt gereute mich keinen Augenblick, aber ich hätte sie auch nicht gern um einen Tag verlängern mögen. Ich, die keinen noch so unbedeutenden Fleck verlassen kann, ohne mein Herz beim Gedanken des Niewiedersehens zerrissen zu fühlen, empfand dieses Mal nichts der Art, und dieses Räthsel erkläre ich mir nicht anders, als indem ich die feste Zuversicht in mir hege, recht bald nach Africa zurückzukehren.

Wir erreichten La Gouletta noch bei Zeiten, d. h. das Thor, welches um sechs Uhr schon geschlossen wird, war noch offen. Unser Wagen blieb auf dem Platze stehen, und in wenigen Augenblicken war die halbe Stadt, deren ganze

Bevölkerung nur aus zerlumptem Militair besteht, um unsere beiden Fuhrwerke versammelt. F. stieg aus, um zu erfahren, ob der Capitain der Giuseppina beim ganz contrairen Südostwinde Miene mache, an demselben Abende noch abzusegeln, während T's. Schützlinge durch unsere Ankunft in der Goületta aus ihrem leisen Schlafe geweckt, durch ihr wildes Herumflattern wieder anfingen uns viele Sorgen zu machen. Ich war ganz darauf gefaßt, von F. die Nachricht zu hören, daß an Abreisen nicht zu denken sei, und wir uns entweder auf die Gastfreundschaft des Sir Th. R., oder des Herrn Gaspary verlassen müßten. »Nun was thun wir,« fragte ich F. neugierig, als er aus dem Hause trat. »Wir schiffen uns ein,« war seine Anwort, indem er den Kutschern zuwinkte, sie möchten so nahe wie möglich an den Canal fahren; »den Bruder des Capitains der Giuseppina,« fuhr er fort, »habe ich so eben gesprochen, und er meint, um acht Uhr würde sich ein Landwind erheben, vermittelst dessen wir aus der Bai segeln könnten.« Ein geräumiges Boot mit zwei großen Segeln lag im Canal schon für uns bereit und das Auspacken unserer Effecten in dasselbe war die Sache weniger Augenblicke, und als wir uns in dem Boote befanden, da war

wirklich der Augenblick gekommen, wo man ausrufen konnte: »Jacta est alea!« Wir sollten nach manchen unserer mangelhaften Touren in Africa uns von diesem barbarischen Lande vielleicht durch die schrecklichste unserer Unternehmungen losreißen; wir sollten alle Entbehrungen einer Reise von unbestimmter Länge auf einem kleinen, schlechten Segelschiffe kennen lernen, und wahrscheinlich die Stunde eines so leichtfertig gefaßten Entschlusses auf ewig verwünschen! Doch der innere Ruf: nach Europa! nach Europa! und der letzte Schimmer des köstlichen Abends, der mich von Tunis aus in beständigem Entzücken gehalten hatte, scheuchte solche Gedanken hinweg. Die Beleuchtung war so herrlich und die Atmosphäre so klar, durchsichtig und glühend, wie man sie nur an dieser Küste und gerade in der jetzigen Jahreszeit sehen kann. Sanft wehten die lauen Abendlüfte; allein das Meer war vom heftigen Winde, der während der letzten Tage getobt hatte, noch sehr bewegt, und unser Boot tanzte und flog mit Ungestüm über die aufgeregten Wogen; unsere wenigen Matrosen hatten mit dem Steuern und Umlegen der Segel genug zu thun, denn die Giuseppina lag am weitesten auf der Rhede, und Manchem hätte es gewiß nicht zugesagt, in

unserem sehr schnell segelnden Boote zwischen den vielen großen Schiffen auf den hochwogenden Wellen kühn durchzufliegen. Außer den geschäftigen Matrosen zog ein in unserem Nachen ruhig da sitzender Mann durch seine sehr ärmliche Kleidung meine Aufmerksamkeit auf sich. »Wer ist dieser Begleiter,« fragte ich F., nachdem seine bis über die tief eingesunkenen Augen fallende weiße Nachtmütze, sein Rock, der jetzt nur aus zusammengeflickten Fetzen bestand, indem vom Originalstammrocke auch nicht die Probe mehr zu erblicken war, und seine übrigen Kleidungsstücke mich in großem Zweifel gelassen hatten, in welche Klasse von Bettlern ich ihn setzen sollte. »Dieser! das ist ja Don Paolo, der Bruder unseres Capitains,« antwortete F. Mein Gott dachte ich bei mir, wenn man die Giuseppina nach dieser Probe ihrer Mannschaft beurtheilen soll, so steht uns gewiß manches, nur vielleicht zu abenteuerliches Erlebniß bevor; ich schwieg und wollte nichts mehr wissen; die nächste Zukunft sollte uns der Schrecken genug enthüllen. Nach einer bedeutend langen Fahrt, während welcher unsere Erwartungen sich immer steigerten, stieß unsere Barke endlich an die Giuseppina; die Sonne war bereits seit mehr wie einer Stunde untergegangen, und der matte Wiederschein der

letzten Lichtstrahlen vermochte zum Glücke nicht, uns viel unterscheiden zu lassen. Mit Gewalt warfen die hohen Wogen unser Boot gegen die selbst heftig bewegte, kleine Giuseppina, und als mir die dünne, einfache Strickleiter dieses kleinen Schiffes von achtzig Tonnen als einziges Mittel, dasselbe zu erklettern, gereicht, und ich, als ich danach greifen wollte, mit dem Boote beständig weggerissen wurde, so fielen mir als Gegensatz einer bequemern Art, auf ein großes Schiff zu gelangen, die schönen Sessel ein, worin man ruhig sitzend auf das höchste Schiff in England ohne die geringste Unannehmlichkeit hinaufgewunden wird. Trotz der einbrechenden Nacht däuchte mir in feurigen Lettern über der dünnen Strickleiter geschrieben zu stehen:

»Per me si va nella città dolente;
Per me si va nel' eterno dolore;
Per me si va fra la perduta gente.
. . . .
Lasciate ogni speranza voi che 'ntrate.«

Für uns Frauen sind solche gymnastische Uebungen freilich sehr beschwerlich; ich kam jedoch hinauf, aber wie, weiß ich wahrlich nicht. Zum Glücke war das Schiff nicht sehr hoch, und in wenigen

Augenblicken befanden wir uns alle drei in unserer neuen Wohnung, und sahen zu, wie alle unsere Effecten heraufgebracht wurden. Ich war eben im Begriffe, die Räume der Giuseppina etwas näher zu untersuchen, als ein lautes Geschrei von T., »mein Gott! mein Gott! Hülfe! Hülfe!« mich befürchten ließ, es geschähe ihm oder einem der Schiffsleute etwas zu Leide. »Was geschieht denn,« fragte ich ängstlich. »Ja,« rief T. entsetzt aus, »das Schloß ihrer Hutschachtel hat nachgegeben und der ganze Inhalt derselben wird von jetzt an wohl zum Schmucke der Fische, aber nicht zu dem ihrigen mehr dienen.« Obschon solche Kunde mir nicht gerade erfreulich war, so konnte ich doch nicht umhin herzlich aufzulachen, als ich sah, wie mehrere Matrosen mit langen Stangen eifrig beschäftigt waren, einzelne Pariser Mützchen, Hüte, Spitzenschawls, Kragen, Schleifen u. s. w. den Wogen zu entreißen. Das Wiederaufgefischte wurde auf's Beste in die Hutschachtel hineingepreßt, und bis zum jetzigen Augenblicke weiß ich noch nicht, wie schwesterlich ich mit den africanischen Fischen getheilt habe, die aber wohl von ihrer Beute nicht sehr erbaut gewesen sein werden. Uns aber stand nun noch ein eigenthümlicher Fall bevor. Viele hauswirthschaftliche Pflichten mußten ver-

richtet werden; T's. Schützlinge, die Hühner nämlich, mußten dem Matrosen, der zugleich auf den Titel eines Koches Anspruch machte, vor Allem übergeben werden; dann mußten unsere Matratzen in die Räume, wo wir die Nacht zubringen sollten, hineingelegt werden. Vorläufig befanden sich die Segel darin, die nahm man heraus, denn Don Paolo schien genaue Berichte vom Aeolus erhalten zu haben, und sprach von einem gewissen Landwinde, der sich um acht Uhr erheben und uns wegblasen sollte, mit eben so großer Zuversicht, wie er auf seine Schüssel Macaroni rechnete. Soll ich die Giuseppina näher beschreiben, so kann es nur unter einer Bedingung geschehen, nämlich daß meinen Worten, so unglaubwürdig sie auch erscheinen mögen, unbedingt vertraut werde.

Se tu sei or, lettore, a creder lento
Ciò ch' io dirò, non sarà maraviglia;
Chè io, che 'l vidi, appena il mi consento.

Die Stätte, wo wir schlafen sollten, bestand aus einer, von dünnen Brettern zusammengesetzten Kajüte auf dem Verdecke, die in sechs verschiedene Löcher eingetheilt war. Dieses Gemach, wenn man es so benennen darf, war höchstens vier Fuß hoch, so daß man ein Zwerg=

format annehmen mußte, um in dieses Loch zu kriechen; ich versuchte es, allein da ich während der wenigen Minuten, die ich darin aushielt, mehr Püffe und Stöße bekam, als mein Puls Schläge hatte, so machte ich, daß ich schnell wieder herauskam. Die zum Schlafen bestimmten Löcher waren so klein und flach, daß unsere Matratzen — obschon wir sehr kleine für uns besonders hatten machen lassen — viel zu groß waren. Doch uns blieb keine Wahl übrig, und ein Jeder von uns nahm eins der obern Löcher als Schlafstätte in Besitz, während die drei übrigen mit einem Theile unserer Bagage und unserem Mundvorrathe angefüllt wurden. Nur jedesmal Einer konnte zur selben Zeit in unserer geräumigen Kajüte wirthschaften, der mußte sich jedoch dann wie ein Taschenmesser zusammenklappen. Mir wurde bei dem Gedanken, mehrere Tage, ja sogar vielleicht Wochen lang, in diesen engen, dumpfen, gräulichen Raum gepreßt, herumgeschaukelt zu werden, ganz beklommen zu Muthe. Als wir mit dem Ordnen unserer Sachen fertig waren, hatte die Nacht ihre beschwichtigenden Flügel über unsern Jammer ausgebreitet und damit weitern Forschungen ein Ende gemacht. Der bescheidene Wunsch, mich

auf irgend Etwas, was es auch sein möchte, niedersetzen und meine Gedanken von den uns peinigenden Unbequemlichkeiten abwendend, dem köstlichen africanischen Himmel einen letzten Abschiedsgruß zusenden zu können, war Alles, was meine Brust bewegte; aber mein Gott, welche Ansprüche, Etwas, worauf man sich setzen könne, aufzutreiben! Leider waren auf der ganzen Giuseppina weiter gar nichts als der schrecklichste Schmutz und Legionen des mannigfaltigsten Ungeziefers vorhanden. Durch das sehr heftige Schaukeln des Schiffes war der Gedanke, Thee machen zu wollen, viel thörichter, als die Hoffnung, von Don Paolo ostindische Vogelnester zu erlangen; es blieb uns also nichts übrig, als blinde Ergebung in unser trauriges Schicksal. Jedoch unsere Uhren zeigten acht; der Mond stieg immer heller und klarer im blauen Raume majestätisch empor, aber von dem versprochenen Landwinde war eben so wenig zu gewahren als von unserer baldigen Abfahrt. Nun hieß es, der ausgebliebene Landwind habe sich verspätet, würde aber nicht fehlen, uns um zehn Uhr aus der Bai zu treiben, und mit solchen Hoffnungen hingehalten, entschlossen wir uns, in unsere respectiven Löcher zu kriechen. An

Auskleiden war nicht zu denken, denn eine ganze Schaar ungebetener Gäste sollte sich an unserem süßen Blute erquicken. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die durch ein krampfhaftes Lachen immer mehr erschwert wurden, gelang es mir, mich in meine Stätte hineinzupressen; wie der Zufall einen dahin gelangen ließ, mußte man ruhig liegen bleiben, denn weder von Ausstrecken noch von Umdrehen konnte die Rede sein; mir däuchte, ich erdulde alle Qualen des Lebendigbegrabenseins, und bald hatte mein Lachen sich in Seufzer verwandelt, denn auf eine Rettung aus dem Bewußtsein dieses namenlos gräßlichen Zustandes durch den Schlaf durfte ich gar nicht hoffen. Nur wenige Augenblicke hatte ich in diesem luxuriösen Wohlbehagen zugebracht, als ich gewahr wurde, welch' hungrige, blutdürstige Schaar auf mich angezogen kam. Schweigen wir über diese Pein, denn ich gerieth in eine Art lethargischen Fiebertraumes, aus welchem ich nach einigen Stunden durch das Kettengeklirr des Ankers, welchen man lichtete, herausgerüttelt wurde. Es mochte wohl zwei Uhr nach Mitternacht sein, als ich durch diese mir angenehmen Töne die Gewißheit unserer Abfahrt zu vernehmen glaubte. Mein Wunsch, die Reise per Se-

gelschiff nach Malta zu machen, war durch die bis jetzt erlebten Unannehmlichkeiten noch nicht vertilgt, aber bedeutungsvolle Seufzer, die abwechselnd von F's. und T's. Katakomben her aus bedrückten Herzen emporstiegen, gaben mir deutlich zu verstehen, daß, wenn der nächste Morgen uns nicht unter vollen Segeln fände, es sogleich heißen würde: »wir gehen an's Land zurück.«

Die Aussicht auf unsere Abfahrt beruhigte mich und vermochte wirklich, daß ein leiser Schlaf sich meiner erbarmte; allein solche Erquickung war nur von kurzer Dauer, denn bald wurde ich durch einen mir ganz unerklärlichen Spektakel plötzlich aufgeweckt; unsere Lampe, die unbedingt in die Klasse jener der fünf thörichten Jungfrauen zu rechnen war — da sie wegen Mangels an Oel seit lange im Erlöschen begriffen, unsern Raum mit dem abscheulichsten Dunste erfüllte — erlaubte mir nur eben zu erkennen, daß F. von seinem Lager aus, mit seinem Stocke um sich schlagend, gegen Etwas focht. »Um des Himmels willen,« rief ich, »mit welchen feindlichen Mächten kämpfest Du mit so verzweifelter Wuth?« — »Es gilt,« erwiederte F. lachend, »den etwa noch übrig gebliebenen Theil unserer Eßwaaren, von dem wir vielleicht

Wochen lang leben müssen, den Klauen einer Schaar schwanzloser Katzen zu entreißen; denn die Mängel dieses Schiffes erstrecken sich so weit, daß den Katzen hier selbst diese von der Natur ihnen zugedachte Zierde verweigert ist.« Durch den Duft unserer Provisionen angelockt, hatten diese ungebetenen Gäste ihren Weg in unsern Raum gefunden, waren bis in's Innerste unserer Vorräthe eingedrungen und hielten daselbst jubelnd ein festliches Nachtmahl, wie ihnen wohl noch niemals eins geboten worden war. Der Gedanke, daß die schwanzlose Katzenschaar sich unserer Provisionen bemächtigt habe, und daß dasjenige, was noch davon zu retten wäre, für uns doch ungenießbar sein würde, erfüllte mich nur mit Gleichgültigkeit, und indem ich F. und T. die Ritterpflicht der Vertheidigung unserer eßbaren Habe überließ, schlief ich wieder ein. Doch wie groß war mein Erstaunen, als ich einige Stunden später beim Erwachen gewahr wurde, daß wir noch wie am Abend zuvor in der Bai von Tunis vor Anker lagen. Es mochte wohl ungefähr sieben Uhr sein, als wir, nicht in der heitersten Stimmung, aus unsern Löchern herauskrochen und durch unsere erstaunten Mienen dem Capitain unsere Verwunderung

deutlich zu verstehen gaben. Kaum hatte er uns erblickt, so wurden von Neuem alle möglichen Vorkehrungen zur Abfahrt gemacht, der Anker wurde gelichtet und die Segel aufgezogen; allein wozu nutzte das? Der Wind, das einzige, was uns hätte vorwärts bringen können, fehlte ganz und gar; vergebens wurde ein Stäbchen mit einer Miniaturfahne, woran man erkennt, woher der Wind bläst, von einer Seite des Schiffes zur andern gestellt; es herrschte die vollkommenste Windstille, kein Lüftchen regte sich, und schlaff hingen die Segel an den Masten, während wir gegen die glühendsten Sonnenstrahlen, die auf uns herunterbrannten, auf dem höchst widrigen Verdecke der Giuseppina nirgendswo den geringsten Schutz finden konnten, und dem hellen Tageslichte den Genuß verdankten, die Schrecken unseres Aufenthaltes ungemildert betrachten zu können. Alles, was ich zu meiner Toilette erlangen konnte, war ein Glas trübes Wasser, und unser Frühstück bestand aus chokoladenartigem Kaffee, den einer der unsauberen Matrosen uns kochte, und wozu wir etwas Brot, das die Katzen, nachdem sie es wohl parfumirt, uns gütigst übriggelassen hatten, aßen. F. und T. stimmten sehr für »an's Land fahren,

und eine Tollheit, wie die Reise mit der Giuseppina aufzugeben.« Allein man muß unserem Geschlechte die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir mehr Ausdauer haben, und es gelang mir, meine Gefährten zu bewegen, den Muth nicht sobald sinken zu lassen. Da der Capitain merkte, daß seine Abfahrtsdemonstrationen vergebens seien und der Wind sich doch nicht beschwören lassen wolle, sich zu erheben, so ließ er den Anker von Neuem sinken. F. ging mit Don Paolo nach der Gouletta, um die Meinung unpartheiischer Leute über das Wetter zu erfahren, da wir von unseren Schiffsleuten seit vierzehn Stunden weiter nichts als »partiamo, partiamo, andremo passeggiando« etc. etc. zu hören bekamen, und uns am Ende mit einer Spazierfahrt in der Bai von Tunis wenig gedient war. Nach ein paar Stunden kehrte F. mit einigen frischen Broten und was er sonst noch zur Milderung unserer Lage in La Gouletta hatte finden können, zurück. Gegen Mittag schien es wirklich, als ob ein Lüftchen sich zu unseren Gunsten erhebe. Der Anker wurde zum dritten Male gelichtet, und alle Segel von Neuem wieder aufgespannt; ja, dieses Mal fing die Giuseppina wirklich an, über die blauen Flu-

then langsam, langsam fortzugleiten, und hätte die Furcht vor neuen Leidensstunden, die uns noch bevorstanden, uns nicht sehr bedrückt, so wären die letzten Stunden des Tages für mich ganz angenehm verflossen; doch mit der einbrechenden Nacht hörte jedes Lüftchen auf zu wehen, und nun fing eine neue Passionsepoche für uns an, die ich wohl eben so gut thue, nur mit wenigen Worten anzudeuten. Es genüge also, zu sagen, daß wir drei Nächte und zwei Tage lang durch contraire Winde auf's Unbarmherzigste hin und her geschaukelt wurden, ohne das Cap Bon, noch die Insel Zembra aus dem Gesichte zu verlieren. Das Meer außerhalb der Bai war so bewegt, daß unser elendes Schiffchen entweder auf der einen oder der andern Seite ganz schief lag. Erschöpft und der heftigsten Seekrankheit anheimgefallen, lagen wir sämmtlich in unsern Löchern, während unsere Provisionskörbe der Reihe nach aus den Kojen flogen und durch ein Gemisch von Hunderten von Orangen, Citronen, Eiern &c. &c. eine gräuliche Omelette auf dem schwarzen Boden bildeten. Da war nicht einmal eine mitleidige Hand, die Einem ein Glas Wasser hätte reichen können; denn die ganze Mannschaft bestand aus vier Matro-

sen und einem kleinen, allerliebsten Jungen, der uns freilich aufwarten sollte, allein es nie thun konnte, da wir jedes Mal, so oft wir nach ihm riefen, die Antwort bekamen, er säße im höchsten Maste. Alles, was wir von Don Paolo oder vom Capitain erfuhren, war, daß sie abwechselnd die Köpfe in unser Loch steckten, um nach der Zeit zu fragen, da keiner von ihnen so Etwas wie eine Uhr besaß. Auch schien der Compaß nicht im besten Einverständniß mit ihnen zu stehen, denn bald klopfte dieser, bald jener daran, und als ich mein Erstaunen hierüber aussprach, so sagte mir Don Paolo: »Ach! das Schiff kennt den Weg so gut nach Malta, daß es ohne Steuer von selbst dahin läuft, gerade wie ein Pferd nach seinem Stalle.« Hiernach kann man sich einen schwachen Begriff des dürftigen Zustandes der Giuseppina machen, und auch begreifen, wie uns darauf zu Muthe wurde. Es war am Dienstag Abend Vollmond gewesen und ich hatte aufgepaßt, wie der Mond blutroth emporstieg; das Meer glich einer schwarzen, kochenden Bleimasse, während der Himmel im schrecklichsten Unwetter auf uns herabzudonnern drohte; solche Vorboten konnten nichts Gutes versprechen und das Wetter verschlimmerte sich

bis auf die Nacht vom Donnerstage zum Freitage immer mehr, wo ich glaubte, daß ich mein eigensinniges Bestehen auf diese Tour gar theuer würde büßen müssen. Der Lärm, den der Wind verursachte, indem er die Segel nach allen Seiten flattern ließ, war ganz abscheulich, und ich dachte, es könne nicht lange mehr gut gehen. Ich machte mir bittere Vorwürfe, in F's. und T's. Vorschlag nicht eingegangen zu sein. Aber wie Macbeth mit vieler Wahrheit sagt:

»Come what come may,
Time and the hour runs through the roughest day.«

Am Freitag Morgen drehte sich der Wind, und führte uns in gewisse Strömungen, die, wie Don Paolo meinte, jeden Compaß ersetzten. Unsere kleine Giuseppina fing an so tapfer zu segeln, wie ihre schlechte Bauart es irgend erlaubte, und beim Erwachen am Sonnabend Morgen erblickten wir die Inseln Gozo, Comino; ja etwas später das langersehnte Malta! Uns schien es wahrlich ein Traum. Der Wind war ganz zu unseren Gunsten und die Bewegung des Schiffes sehr angenehm; mehrere große Kauffahrteischiffe segelten an uns stolz vorbei; wir verlebten ein paar schöne Stunden, bis der feierliche Moment unse-

rer Einfahrt in den Hafen stattfand. Ja wahrlich, es war einer der imposantesten Augenblicke, die ich jemals erlebte, als unsere Giuseppina mit vollen Segeln beim göttlichsten Wetter in den mit Kriegs-, Dampf- und Kauffahrteischiffen angefüllten Hafen von La Valetta hineinglitt; denn in demselben Momente fingen nicht nur alle Glocken, die seit Charfreitag nicht geläutet hatten, freudig zu ertönen an, um die Auferstehung des Heilandes anzukündigen, sondern Kanonen- und Flintenschüsse verkündeten auch die Stimmung, die in dieser ergreifenden Stunde in der ganzen Christenheit herrscht. War es Rührung, die mich beim ersten Ertönen der Glocken, das mein Ohr seit bereits vier Monaten vermißt hatte, ergriff? War es Freude, mich meinem lieben Italien so nahe zu wissen? Waren es Gefühle der tiefempfundensten Dankbarkeit gegen eine gütige Vorsehung, die mich nach so mancher überstandener Gefahr ungefährdet in den heimathlichen Hafen führte? Oder waren es vielleicht die schmerzlichsten Empfindungen, die mein Herz im Bewußtsein, mich von Neuem unter dem so peinlichen Joche des europäischen Alltagslebens zu befinden, erfüllten? Das kann ich wahrlich nicht

sagen, wohl aber, daß die mannigfaltigsten, wonnigsten und wehmüthigsten Gefühle meine Brust durchströmten und mich nur in einem Thränenstrome Erleichterung finden ließen. Da lag denn das langersehnte Malta in seinem herrlichsten Glanze vor unseren Blicken; in seiner unüberwindlichen, drohenden Majestät zeigte sich ein Theil des stolzen Albions. Ein Geschwader von Englands prächtigsten Kriegsschiffen belebte den großen Hafen, wo wir auf unserer kleinen, schmutzigen Giuseppina bescheiden einsegelten. Von der stolzen »Hibernia«, dem Admiralschiffe, bis zur anspruchslosesten Barke herab waren alle Fahrzeuge mit bunten Fahnen festlich geschmückt; das köstlichste Sommerwetter verherrlichte den Anblick. Alles, ja selbst die Luft athmete Freude und Jubel — ob derselbe aber in meinem Herzen ein Echo fand, verschweige ich. Mir war zu Muthe, wie einem Knaben, welcher nach genossenen Ferien dem heimathlichen Hause »Lebewohl« sagt, um sich dem Schuljoche wieder zu unterwerfen. Ach ja! das wild tobende, oft aufgeregte und uns ängstigende Meer, die öden Steppen der berberischen Küste, die waren in kurzer Zeit eine mir theure Heimath geworden, und mir däuchte, eine innere Stimme lis-

pele mir grausam zu: »schwer wird der Zwang des kleinlichen, sogenannten Civilisationslebens nach der eben geschmeckten Freiheit auf dich drücken.« Nachdem unsere Giuseppina sich in Reihe und Glied mit einer Armee von Schiffen ihres Gleichen gestellt hatte, und als es hieß, eine Barke sei für uns bereit, so verließ ich unsere kleine Brigg mit viel schwererem Herzen, als ich sie vor sechs Tagen bestiegen hatte; es war ein Lebewohl — vielleicht ein ewiges — an das schöne Africa, Algier, Blidah, Philippeville, Constantine, Bona, Guelma, ja selbst Tunis und das über alles Andere herrliche Zow-an; das Alles war schon in die Vergangenheit zurückgetreten; die Erinnerung an die dort verlebten köstlichen Stunden, sie bleibt mir. Ist es aber nicht eine gar traurige Wahrheit, daß die Zeit unsere Erinnerungen, wie eine mächtig strahlende Sonne, erbleichen macht, und daß die Gegenwart, die wir doch so selten zu schätzen wissen, die größten Ansprüche auf uns hat? Noch immer waren meine Blicke auf das mir so interessante Africa geheftet, und gar ungern wendete ich sie auf das kriegerisch bewegte Europa. Aber wird die geliebte Schwester mich nach solchen Geständnissen als ihre so liebe

Schwester von alten Zeiten noch anerkennen? Wird sie sich nicht über meinen Mißmuth beim ersten Betreten des alten Europas höchlich verwundern? Doch es gilt jetzt, unserer Giuseppina einen letzten Abschiedsgruß zuzuwinken; sie hat uns doch treu und sicher getragen, obschon sie, von der Barke aus gesehen, wahrlich in die Kategorie von Schiffen gehört, von denen ein Jeder sagen muß: »Wer kann wohl so leichtfertig mit seinem Leben spielen, sich auf ein solches Fahrzeug zu wagen?« Doch nur wenige Ruderschläge trennen uns von dem weißkalkigen Landungsplatze; daher: Africa, Giuseppina, und Alles, was daran erinnert: »Lebet wohl.«

Den 25. April.

Wir sind also wirklich in Malta; wir sind wirklich auf der alten Ritterinsel, wo, wie mir däucht, Africa und Europa in schönster Eintracht sich die Hände reichen, wo jedes Land etwas von dem Seinigen erkennen läßt, und wo Alles doch einen ganz eigenthümlichen Charakter trägt. Nein, ich kann's mir noch gar nicht denken, daß mein Tagebuch, worin ich fast täglich während der letzten vier Monate jedes noch

so unbedeutende Ereigniß treu niederschrieb, von jetzt an geschlossen sein soll; man gewinnt ja die Sphäre, worin man mit seinen Gedanken lebt, gar lieb, und mit trauerndem Herzen gestehe ich, daß mir Malta ein viel zu frühes Grab für unsere Reise ist. Wir reisen morgen früh mit dem französischen Kriegsdampfschiffe »le Mentor« nach Civita Vecchia. Wir haben die wenigen Tage unseres hiesigen Aufenthaltes dazu verwendet, unsere Bekanntschaft mit dieser interessanten Insel und auch mit den mannigfaltigen Comforts, die England auf diesen kahlen Felsen verpflanzt hat, und die dem eben aus dem Orient ankommenden Reisenden höchst willkommen sind, zu erneuern. Doch wie unvermögend scheint Alles zu sein, meine Sehnsucht nach meinen lieben Steppen und ihren gravitätischen Bewohnern zu betäuben. Nun, da ich eine reiche Briefernte von allen Theuern daheim hier empfangen habe, bestiege ich viel lieber wieder die Giuseppina als den Mentor, und wenn ich nicht irre, so lese ich dieselben Gefühle auch in unseres Freundes T. Zügen geschrieben. Von Malta spreche ich nicht, weil eine große Anzahl von Beschreibungen vorhanden ist, die ein treueres Bild dieser eigenthümlichen Insel geben,

als das, was meine schwache Feder entwerfen könnte. Auch haben wir die Merkwürdigkeiten und Schönheiten der alten Melita dieses Mal mehr wie blasirte Reisende geschlürft, als genau besichtigt. Den glücklichen, gleichmüthigen Besitzern von Malta, den Engländern, begegnet man, wie zuvor, bei jedem Schritte; ihre rosigen, blondgelockten schönen Kinder sieht man der Sorge der dunkeln, schwarzäugigen Maurinnen, »gleich weiße Lämmer den Brüsten der Tiegerinnen der Wüste« — wie Lamartine richtig bemerkt — anvertraut; prächtige arabische, von stolzen, sich fühlenden englischen Officieren gerittene Pferde sprengen die Via grande, wo ein Gedränge aller Nationen durcheinander wimmelt, kühn entlang; noch immer läuft der unermüdliche Malteser, geschmückt mit der rothen Schärpe und Mütze, neben seinem kräftigen berberischen Pferde, welches das eigenthümliche hiesige, zweiräderige Fuhrwerk schnell und geräuschlos über schön macadamisirte Straßen befördert. An den Ufern ertönen charakteristische griechische, sicilianische und malteser Volksmelodieen, während von den mit Laub bedeckten Terrassen schöne Spanierinnen den andalusischen Fandango und gebräunte Italiener die anregende

Tarantella auf ihren Guitarren zu den Castagnetten erklingen lassen. Malta, diese verführerische Königin des mittelländischen Meeres, bleibt sich in ihren Reizen immer gleich, und indem es den Reisenden mit allen Comforts der Reinlichkeit und der raffinirtesten Civilisation umringt, lernt er den herrlichen africanischen Himmel kennen, der ihm auf weiteren südlichen Ausflügen für manchen zu bestehenden Mangel sein einziger Ersatz werden soll . . . . . .

. . . .

. . . Es war ein herrlicher Morgen; schon früh sechs Uhr, als wir uns nach dem Porto grande begaben, um uns auf dem Mentor einzuschiffen, befand sich die Stadt in voller Bewegung. Welch ein anderes Einschiffen stand uns bevor, als das in La Gouletta! Wie ganz verschieden blickten wir in die Welt! Mit welchen Gefühlen der Zuversicht und der Sicherheit betraten wir den Mentor, der unbedingt eins der größten Dampfschiffe ist, womit ich je gereist bin. Das überall zu sehende blankgeputzte Messing,

der von unendlich vielen schmalen Dielen zusammengesetzte zierliche Fußboden, die blühenden Orangenbäume auf dem Verdecke, alles, wo man hinblicken mochte, zeigte militairische Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit. Welch' ein Triumph der menschlichen Erfindung und des Fleißes ist doch ein solches prächtiges Dampfschiff, das uns jetzt zumal, nach so mannigfaltigen Fahrten auf schlechten Fuhrwerken, wie eine neue Feenwelt vorkam! Punkt 7 Uhr fing der Mentor an, sich gleich einem edlen Schwane langsam und majestätisch zu bewegen; außerhalb des Hafens angelangt, wurde ein bedeutendes Segel ausgespannt, denn der Wind war zu unsern Gunsten, und in kurzer Zeit zeichnete sich die flache, kalkige, felsige Insel Malta wie ein weißer Strich gegen das dunkelblaue Meer ab. Nach der schönen Parthenope, wo nach den zuletzt empfangenen Nachrichten so unendlich viel Blut geflossen sein sollte, waren unsere Blicke nun gerichtet. Ein Jeder, der, vom Oriente heimkehrend, sich seiner Muttererde Europa nähert, fühlt sich gewiß allemal von den mannigfaltigsten Gefühlen überwältigt; um wie viel mehr wiederfuhr uns das; uns, die wir gefaßt waren, unsere ersten Schritte auf europäischem Boden, sonst der Heimath des blühendsten Friedens,

jetzt auf einem mit Blut getränkten Boden zu thun. Die gewaltsamen Empfindungen, die mein Herz eine nach der andern durchströmen, lassen sich nicht mit Worten schildern. Der Kanonendonner des Krieges hat bis jetzt mein Ohr verschont, und ich hoffte, er würde stets nur als Schreckensbild in meiner Phantasie fortleben. Wenn ich meinen Blick nach dem köstlichen Zow-an zurückwerfe, und bedenke, wie die herrliche Natur ihren Frieden in der Heimath meiner lieben Beduinen verbreitet, so glaube ich nach einem verlorenen Paradiese, welches sich immer mehr und mehr von mir entfernt, zu schauen. Mit solchen Gedanken beschäftigt, bekümmerte ich mich wenig um unsere neuen Reisegefährten, und nur erst am Abend ließen wir uns mit ihnen in ein Gespräch ein, als der von der untergehenden Sonne herrlich beleuchtete Aetna die allgemeine Bewunderung auf sich zog, und unser gemeinschaftliches Entzücken erregte.

Tum procul e fluctu Trinacria cernitur Aetna. Aen. III. 554.

. . . .

sed horrificis juxta tonat Aetna ruinis,
Interdumque atram prorumpit ad aethera nubem,

Turbine fumantem piceo et candente favilla;
Attollitque globos flammarum, et sidera lambit:
Interdum scopulos avulsaque viscera montis
Erigit erectans, liquefactaque saxa sub auras
Cum gemitu glomerat, fundoque exaestuat imo. Aen. III. 571.

Wir wurden mit einem liebenswürdigen sardinischen Obersten, der sich nach Turin begiebt, um gegen Oesterreich zu fechten, mit einem nicht weniger interessanten Franzosen, einem Sohne des Pair de France und Schriftstellers M. de Barante, der seine Stellung als Gesandtschaftssecretair in Konstantinopel wegen der politischen Umwälzungen aufgegeben hat, und mit dem Commandanten des Mentor, einem sehr angenehmen Manne, der früher Adjutant des Prinzen von Joinville war, bekannt. Da Letzterer sehr für Musik schwärmte, so verbrachten wir, nachdem die zu kühl wehende Nachtluft uns vom Verdecke getrieben hatte, recht angenehme Stunden am Klaviere. Vor Messina blieben wir harrend auf ein Dampfschiff, mit dem das

unsrige Depeschen wechseln mußte, einige Zeit liegen, und als wir den nächsten Morgen auf's Verdeck kamen, hatten wir die Meerenge von Messina und die herrliche Küste Calabriens schon passirt. Den Berg Stromboli, der keck aus den Fluthen steigt und der seine vierhundert Bewohner beständig mit seiner glühenden Asche und Lava heimsucht und sie doch nicht von seinem ungastfreundlichen Rücken zu entfernen weiß, sahen wir ganz deutlich. In der zweiten Nacht soll ein Theil der neapolitanischen Flotte aus sechs Dampfschiffen bestehend, wie schwarze Schatten über das Meer an uns vorbei geeilt sein; dieselben bringen, wie es heißt Hülfstruppen nach Venedig. Ein ziemlich starker Wind hatte von Malta aus zu unsern Gunsten geweht, und als wir am 28sten Morgens aufs Verdeck kamen, befanden wir uns schon auf der Rhede von Neapel. Ach von welchem noch so herrlichen Himmelsstriche man auch herkommt, so sehr das Auge sich im Orient an fremdartige Naturschönheiten gesättigt haben mag, so muß dennoch, däucht mir, die edle, einzig dastehende Parthenope das Herz eines jeden fühlenden Reisenden mit Entzücken erfüllen. Mir wenigstens erging es so, als ich vor vier Jahren von Konstantinopel heimkehrte, mir ging es gleich-

falls jetzt so, und obgleich die Italiener zu sagen pflegen: »Veder Napoli et poi morir,« so möchte ich dagegen ausrufen, Neapel sehen, um erst eine recht rege Lebenslust zu empfinden, aber nicht um zu sterben. So bald es möglich war, ließen wir uns an's Land setzen und beeilten uns trotz der frühen Morgenstunde, unsern gemeinschaftlichen Freund den Consul M. aufzusuchen. Es gelang uns, ihn durch unsere Erscheinung völlig zu überraschen, denn sein Erstaunen, indem er meinte, gehört zu haben, wir bereisten Spanien zu Pferde, war nicht gering, als er uns von Malta angelangt sah. Er empfing uns mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit. Wie flüchtige Minuten verstrichen die wenigen Stunden, die uns vergönnt waren, mit unserem Freunde zuzubringen; um sie wo möglich etwas auszudehnen, begleitete er uns, seiner liebenswürdigen Angewohnheit gemäß, auf den »Mentor,« denn der Augenblick unserer Abfahrt war gekommen und mit nicht geringem Leidwesen sage ich, daß unser Anker zum letzten Male gelichtet wurde und wir nach einer wegen ihrer unvergleichlichen Schönheit wahrhaften Versöhnungsfahrt den folgenden Morgen in den kleinen Hafen von Civita Vecchia einliefen. Als ich den Fuß an's Land gesetzt hatte,

kam es mir vor, als beträte ich vulcanischen Boden, als wehe mich der versengende Leidenschaftshauch der ganzen Menschheit an, als müßten die Kriegsflammen, die einen Theil Europas schon verheeren, sich binnen Kurzem bis auf dieses scheinbar noch friedliche Fleckchen erstrecken und Menschenblut mit den trüben Fluthen der Tiber vermengen. Kein Schwarm von Fachinis oder gierigen Bootsleuten fiel über unsere Bagage her; ein anderer Geist schien in Alle gefahren zu sein; an jeder Brust war die roth, weiß und grüne Revolutionskokarde zu sehen, an jedem Hute weht die kecke Freiheitsfeder; verschiedenes Militair und Gruppen leise zusammensprechender Leute belebten die sonst so verödeten Straßen des kleinen Civita Vecchia. Ach! ich muß es bekennen, mir war schwer um's Herz! Nach Africa, nach dem lachenden Bona, oder nach der majestätischen Umgegend von Tunis, wäre ich gern mit all' meinen Lieben auf dem »Mentor« zurückgefahren. Aber nun hieß es solchen unausführbaren Träumen ein ewiges »Lebewohl« sagen, und seine Sachen durch ein vorgefundenes Lasciapassare, welches unser treuer Freund, der Minister K., in seiner gewohnten Güte uns hatte zukommen lassen, den Untersuchungen der Zöllner zu ent-

ziehen. Das war bald geschehen, und noch bevor es 12 Uhr schlug, rasselten wir im schnellsten Tempo dem Meere entlang der »ewigen Stadt« zu.

Und nun, theuerste Schwester, bleibt mir nur noch eins hinzuzufügen! Nimm hin, meinen herzlichen Dank, daß Du mich im Geiste so treuschwesterlich auf meinen africanischen Irrfahrten begleitet hast, denn stets hat Dein liebes Bild mich umschwebt und wenn mir jenseits des mittelländischen Meeres an der wilden berberischen Küste manche genußreiche Stunde zu Theil wurde, so geschah es vorzüglich im Bewußtsein, solche Erinnerungen später mit Dir theilen zu können. Wohl sind mir die großen Mängel der Dir dargebotenen Blätter bekannt; über die interessantesten Gegenstände bin ich oft leichtfertig hinweg gehuscht, während Du Dich vielleicht manchmal bei der endlosen Beschreibung eines schlechten Nachtquartiers gelangweilt haben wirst. Ach ja, meine Hand zaudert, Dir diese Blätter zu überreichen und auf meiner Zunge erstirbt das kühne Wort »Nimm sie hin!« . . . .

. . . . Aber dort erblicke ich ja das schöne Albanergebirge, das von den letzten Strahlen der belebenden Frühlingssonne vergoldet wird;

Alles in der Natur athmet Ruhe und Frieden; Ach! Selbst der saumselige Winzer, unbekannt mit dem, was in der Welt vorgeht, arbeitet wie zuvor in seinem Garten fort, indem er in langgehaltenen Tönen jeden ihm durch den Kopf fahrenden Gedanken ableiert, während ich dagegen überall Krieg, Krieg, Krieg, zu sehen glaube. Dir, Theuerste, sage ich »Lebewohl,« um mein geliebtes altes Rom mit den Worten unseres großen Byron zu begrüßen:

. . . . Mother of arts, as once of arms;
thy hand
Was then our guardian and is still our guide,
Parent of our religion . . . . . .

Nein es ist kein Traum, unsere Reise ist wirklich vollendet; schon rasselt unser Wagen durch das Thor »Cavalleggieri« und ich glaube die Ehrfurcht einflößenden Glocken des ehrwürdigen Sanct Petrus schon zu vernehmen; ja, ich bin in der ewigen Stadt, »wo Alles groß ist — selbst der Untergang!«

. . . .

Nach dir nur sehnt' ich mich in langen Stunden,
Nach deiner Einsamkeit am Tiberflusse:
Die Muttererde grüßt' ich mit dem Kusse;
Als unter mir ich stolz dein Land empfunden.

Es ist das Herz der Welt, das ich jetzt suche;
Zweimal warst du's: erwärmt von deinem Lichte,
Erbebte zweimal sie vor deinem Fluche.

Was du erlebt, gehört der Weltgeschichte;
Hier darf ich blättern in des Schicksals Buche,
Und sitz' im Rath der Götter zu Gerichte.

Rom, den 30sten April 1848.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Melena, Elpis,

Blätter aus dem africanischen Reise-Tagebuche einer Dame

Bd.: 2

Braunschweig 1849

It.sing. 1440 x-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10483482-6